Nr. 207



H. Rumberg. del. A. W. Böhm. sc.

25790 G 5

# MINERVA

Archiwum Miejskie
2483. für
w Jeleniej Górze

das Jahr 1813.

Verband der Familien
GLAFEY, HASENCLEVER, MENTZEL u. GERSTMANN
und deren Seitenverwandten
E. V. Berlin-Mitte.




Mit 10 Kupfern

Leipzig, bei Gerhard Fleischer d. Jüng.

Ramberg inv. Bull sc.

R. E. Hugo Gerstmann

KSIĄŻNICA PODLASKA
174274
Czyt. Książek
w Białymstoku
821.112.2-82(0822)-112
Nr. 207

# Uebersicht des Inhalts

## des fünften Jahrgangs der Minerva.

---

### Erklärung der Kupfer.

Die Schicksalswage. Zur Erklärung der Allegorie des Titelkupfers. . . . . S. 1

Gallerie zu Schillers Gedichten. Fünfte Schaustellung. Szenen aus Maria Stuart. . . . . — 13

I. Der Ring. . . . . — 40

II. Die Freiheit. . . . . — 43

III. Der Zwist. . . . . — 46

)(

IV. Der Tod löscht die Schuld. . . . . S. 52

V. Treue bis zum Tode. . . . . — 56

VI. Der Höfling. . . . . — 58

VII. Das Ziel. . . . . — 60

VIII. Heilige Nemesis! . . . . . — 62

I. Das Schmetterlings-Kabinet, von Fr. Kind. — 1

II. Der Einsiedler, von Fr. v. Zipf. . . . — 61

III. Der Bade-Aufenthalt von Carol. Pichler, geb. von Greiner . . . . . — 75

IV. Das Geheimniß von A. F. E. Langbein. — 165

V. Hilas, von Buri. . . . . — 193

VI. Jungfer Pathe, v. Filibert. . . . . — 205

VII. Der schwatzhafte Kuß, von Fr. Laun. . — 275

VIII. 1) Laodamia; und . . . . . — 289

2) Hannibals Schwur, von Buri. . . — 295

IX. Katharina von Bora, v. G. G. Bredow. S. 299

X. Abulfaddas Palmblätter, von K. Stille. . — 363

1) Die Weihe. . . . . — 367

2) Worte der Ermunterung und des Trostes. — 377

3) Was adelt den Menschen? . . . . . — 380

4) Die Verklärung. . . . . — 384

XI. Der Pfeil. Legende, v. A. F. E. Langbein. — 387

XII. Ueber den Ursprung und die Schicksale der griech. Mythen, von C. A. H. Clodius. — 397

XIII. Jezer Horra. Rabbinische Legende, von A. Apel. . . . . — 441

XIV. Gedichte, von F. C. Fr. Haug. . . . — 451

1) Tischlied. (Nach dem Französischen). . — 453

2) An Hortensia. . . . . — 455

3) An Heliodora. (Nach Peter Pindar). . . ebend.

4) Margarethe von Schottland. . . . . — 456

5) Bojokal und Herrmann. . . . . ebend.

6) An Frivol. . . . . — 457

7) Vergleichung. . . . . ebend.

8) Wirksamstes Mittel gegen die Preßfreiheit. S. 457
9) Septem miracula mundi. . . . . ebend.
10) Traum eines Gascogners. . . . . — 458
11) An Meta. . . . . ebend.
12) Bitte. . . . . ebend.
13) Klinklangos. . . . . ebend.
XV. Agrionien für das Jahr 1813. . . . . — 459

# Die Schicksalswage.

## Zur Erklärung der Allegorie des Titelkupfers.

Gutes aus Gutem das kann jedweder Verständige bilden,
Aber der Genius ruft Gutes aus Schlechtem hervor.

Schiller.

Welches ist das sinnreichste, bedeutendste Sternbild am Firmament? so fragte, wie Antonius von Palermo berichtet, der weise König Alphons X. von Arragonien, derselbe, dem die Astronomie die Alphonsinischen Tafeln verdankt — und der, nach der gemeinen Erzählung, dem Schöpfer selbst noch einen guten Rath zu ertheilen gewußt hätte, einen berühmten arabischen Sterndeuter, der aus Corduba an seinen Hof gekommen war; und als der Astrolog verstummte, setzte der König königlich hinzu: die Wage! Wir wollen hier nicht zur Unzeit untersuchen, wenn die Wage zuerst unter die zwölf Zeichen des Thierkreises gekommen sey, und ob Virgils Schmeichelei, der sie zur Verherrlichung der Herrschaft Augusts der Jungfrau in die Hand gibt, und Hygins daraus abgeleitete Behauptung *) historisch richtig sey? Das mag, wer Lust hat, sich von den gelehrten Männern Buttmann und Ideler in Berlin erklären lassen **). So viel bleibt gewiß, daß die so am Himmel aufgehangene Wage stets für ein sehr bedeutsames Zeichen gehalten und von der hochfliegenden Einbildungskraft der dichtenden und bildenden Künstler sehr willkommen geheißen wurde. Statt jedes andern Beweises mag hier die schon von Addison so hoch gestellte Stelle aus dem Schluß des vierten Gesangs von Miltons verlorenem Paradiese in Erinnerung gebracht werden. Der entlarvte und erboßte Höllenfürst will einen Gang mit dem Erzengel Gabriel wagen.

---

*) Nostri libram dixere, sagt Hygin Astron. II, 26. p. 478. Staveren.

**) Buttmann in Idelers Untersuchungen über die astronomischen Beobachtungen der Alten S. 373 ff. und Ideler über den Ursprung und die Bedeutung der Sternnamen S. 174 ff.

Durch ihren Riesenkampf wäre vielleicht Himmel und Erde aus ihren Fugen gekommen,

— hätte nicht der Arm
des Ewigen den schaudervollen Streit
im Ausbruch straks erstickt, indem er jetzt
die goldne Wag' — im Mittel des Gestirns
des Skorpions und der Asträa glänzt
sie noch — hernieder ließ, worauf
im Anfang er das ganze Weltall wog,
den runden Ball der Erd' im Gleichgewicht
des Luftraums, der ihn trägt; — auf welcher er
nun Siege, Schlachten, Reiche dieser Welt
und Weltbegebenheiten wägt, und jetzt
Hängt er Gewicht an beiden Seiten an *) u. s. w.

So schmelzt also die Schicksalswage mit der Sternenwage zusammen. Jene ist, wie jeder aus seinem Homer weiß, sehr alt. Dort hängt sie Zevs selbst im Himmel auf, wenn Sieg oder Niederlage den Griechen oder Trojanern zugewogen, Achilles oder Hectors Tod entschieden werden soll. Sie geht selbst über das Zeitalter der Jonischen Sängerschule hinaus, welcher die Homerischen Heldenlieder zugehören, da die Sarkophage und Papyrusrollen, auf welchen eine Schicksalswage beim unterirdischen Todtengericht im Amenthes oder Schattenreiche des Osiris ganz unverkennbar abgebildet ist **), wahrscheinlich noch über die Homerischen Zeiten hinaufgehn. Und wo ist ein geistreicher Dichter, der sich ihrer von den Liedern eines alten preußischen Grenadiers herab bis auf des unglücklichen Sonnenburg's Donatoa nicht mit Nachdruck und Wirkung bedient hätte?

*) Milton's verl. Paradies, übersetzt von Bürde, Th. I. S. 219.

**) S. Böttigers Ideen zur Malerei der Alten S. 98 f. Noch ganz neuerlich hat van Lapelle in seiner Ausgabe der Mechanica des Aristoteles p. 176. Tab. III, 24. sich dieser ägyptischen Todtenwage sehr passend erinnert.



Mit Recht hat also auch der geistreiche Zeichner des allegorischen Blattes, das die Gemälde-Gallerie in unserm diesmaligen kleinen Minerventempel eröffnen soll, eine solche Schicksalswage hier zwischen den Sternen aufgehangen. „Der Genius der Menschheit — es sey uns erlaubt die Deutung mit den eignen Worten des trefflichen Künstlers hier anzugeben — vertheilt nach der am Himmel schwebenden Sternenwage das Wohl und Wehe, welches über die Staaten verhängt ist. Zu seiner Rechten sind wohlthätige Sylphiden bereit, das Füllhorn des Segens auszuschütten und Bürgerkronen zu vertheilen; links entschüttelt eine Furie ihrem Schlangenhaupte die Nattern des Hasses und der Unterdrückung und schwingt eine vom herabzückenden Blitz gezündete Zwietrachtsfackel."

Der Text ist zu reichhaltig, das Bild zu vieldeutig, als daß nicht auch noch für einige Scholien dazu hier ein Plätzchen vergönnt seyn sollte. Des Menschen menschlichster Gedanke ist der Mensch, sagt Pope. Und hier gilt es ja den Genius der Menschheit oder den Menschen in seiner umfassendsten Allgemeinheit.

Wir kennen die anmuthige Dichtung von den zwei Kindern der allbegabten Pandora, der Hoffnung und Sorge, der Elpore und Epimeleia, wodurch Göthe in seiner dramatischen Pandora-Dichtung das Schicksal der zwischen guten und schlimmen Erwartungen hin und her gewiegten oder geschleuderten Menschheit so zart zu versinnbilden suchte. Geistreich mag diese Fortbildung des alten Mythos, wie wir ihn in Hesiodos Hauslehren finden, und wie ihn der gemüthvolle Dresdner Maler, Gerhard von Kügelgen, in seinen Gemälden darstellt, allerdings genannt werden. Ob auch tröstend? Sinnreicher und reinmenschlicher zugleich kann diese Fabel schwerlich je ausgeführt, zarter nirgends fortgesponnen werden, als es von Herder in seinem entfesselten Prometheus geschah *). An die Stelle des Trugbildes, Pandora, tritt ihre bessere Schwester, die Agathia, die Menschlich-

*) Herders Adrastea St. VII. oder Werke. Zur schönen Literatur und Kunst, Th. VI. S. 89.

keit. Von ihr weissagt Pallas dem entfesselten, nun aller Leiden um die Menschheit entbundenen Prometheus:

— Feindin alles Trugs
wird sie der falschen Schwester widerstehn
und dein Geschlecht mit echter Seligkeit
begaben —

Was der verewigte Herder durch seine Agathia andeuten wollte, bezeichnete der wackere Künstler, der gleichfalls die Menschheit in seinem Busen trägt, durch den über der Erdkugel schwebenden Genius der Menschheit auf unserm Titelkupfer. Nur vermochte er freilich nicht die echte Seligkeit, die Herders Agathia verspricht, hier allein vorzustellen. Denn sie, die allein in des Menschen Brust wohnt und vor allen Uebeln, die aus Pandoras geöffneter Büchse flogen, selbst nie erblaßte, kann der sinnlichen Beschauung durch Bildwerk nur sehr unvollkommen vorgehalten werden. Der Künstler mußte ein ehrlicher Dualist seyn und dem Genius Wohl und Wehe in gleichem Maße zur Seite stellen. Noch ist der große Tag der Zoroastrischen Verheißung nicht gekommen, noch ist Ariman durch Ormuzd nicht besiegt; noch immer spendet, um in der alt-homerischen, uns nahe liegenden Allegorie zu bleiben, Zevs aus beiden Fässern, die in seiner goldenen Vorhalle stehn, dem Sterblichen das Gute und Böse zugleich aus *).

Denn es stehn zwei Fässer gestellt an der Schwelle des Kronions,
Voll das eine, voll Gaben des Weh's, das andre des Heiles.
Wem nun vermischt austheilet der donnerfrohe Kronion,
Solchen trifft abwechselnd ein böses Loos und ein gutes.
Wem er aber des Weh's austheilt, den verstößt er in Schande,
Und herznagende Noth auf der heiligen Erde verfolgt ihn.

Darum ist auch die Wage, zu welcher der wehmüthige Blick des Agathodämon — denn so heißt ja der gute Genius der Menschheit — gleichsam bitter aufschaut, noch unverrückt im Gleichgewicht. Die Zeit, wo die Schale zur Rechten sich

*) Ilias XXIV, 527.



herabsenken soll, ist noch fern. Oder wird der arabische Dichter Michel Sabbagh in seinem Wiegenliede auf den König von Rom vielleicht die Wahrheit vorausgesagt haben, wenn er sieben himmlische Jungfrauen das künftige Glück der Menschheit und ein goldenes Zeitalter verkündigen läßt? Dann würden die sieben Jungfrauen durch das Siebengestirn, was der Künstler um die Himmelswage gestellt hat — man vergesse dabei nur den Genius selbst nicht als Stern mitzuzählen — ohnstreitig angedeutet seyn!

Diese Ansicht bringt ganz natürlich auf die so oft und so lebhaft angeregte, aber nie zur Befriedigung aufgelöste Frage, auf das Räthsel einer zur Vollkommenheit fortschreitenden Menschheit, auf die rosigen Traumgestalten vom ewigen Frieden, die in einer Schäferwelt, wo kein Wolf mehr ist, in einer arkadischen Idyllendichtung, wie sie Salomon Geßner singt oder malt, in einem Sevacambenlande sich gar schön und erbaulich ausnehmen mögen, aber in der Welt, wie sie ist, und wie sie wohl nach den Planen des großen Weltengenius auch immer bleiben muß, wohl schwerlich je verwirklicht werden dürfte. „Auch der Krieg hat seine Ehre, der Beweger des Menschengeschlechts!" singt unser Schiller, und die uralte Philosophie des Empedocles, der aus Zwist und Eintracht alles entwickelt, und sich fortpflanzen läßt, ist voll tiefen Sinnes und ewiger Anwendbarkeit.

Die Kette der Bildung allein macht aus diesen Trümmern ein Ganzes, in welchem, bei stetem Verschwinden und Wechseln des Einzelnen, der Menschengeist unsterblich fortstrebt und sich von Stufe zu Stufe erhebt. Auf diesem Wege suchte bekanntlich der unvergeßliche Herder in seinen gehaltreichen Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit das verworrene Räthsel zu lösen, den Drachenknoten, der schon so viele zur Verzweiflung brachte, zu entwickeln. Und wäre es auch dem edeln Denker, den man so oft und mit so vielem Recht den hohen Priester der Humanität genannt, in einem Werke, das ein Erbtheil der Nation zu den herrlichsten Monumenten unsrer Sprache und Denkweise am Schluß des 18ten Jahrhunderts stets gezählt werden wird, nicht ganz gelungen, alles zur höchsten Klarheit zu erheben, so ist doch das alles,

was Herder hier geahndet und mit seinem reichen Geiste erfaßt hat, eben so belehrend als herzstärkend und beruhigend. Nur vergesse man nicht, die Vorschriften und Warnungen sich dabei anzueignen, die Luden in einer reifdurchdachten Einleitung zu einer neuen Ausgabe dieses Werks, die eben jetzt erschienen ist, so warm und andringlich uns ans Herz gelegt hat. Eine Stelle daraus, welche gleichsam im Kern alles zusammendrängt, möge auch hier eine Stelle finden *). „Wenn auch die Natur des menschlichen Geistes, der Menschheit eigentlichstes, innerstes Wesen, eine Fortentwickelung nothwendig macht, und wenn Keiner, der dieses Wesen erkannt hat, an dem Fortschreiten der Menschheit zweifeln kann: so verbietet doch die Geschichte und die Kunde der Verhältnisse des Menschen zur Erde, zur Sinnenwelt überhaupt, dieses Fortschreiten so zu denken, als arbeite das ganze Leben auf ein Zeitalter hin, in welchem alle lebenden Menschen zur höchsten Cultur gelangt seyn werden, und als sey dieses ganze Leben nichts als Mittel für jenen Zweck. Und wenn nun die Geschichte eine Stimme hat, und die Erde ihre Rechte nicht aufgeben kann, so kann auch jene Ansicht des Lebens eben so wenig die richtige seyn, als die andere, daß nichts zusammenhange, nichts Bleibendes, nichts Ganzes sey, sondern ein Kommen und Gehen, ein Werden und Verschwinden, wie es unleugbar gesehen und vernommen wird und in einzelnen Weltanschauungen sich als wahr bewähren mag. Nur diejenige Ansicht des Lebens wird bestehen können, dem Philosophen, wie dem Historiker und Geographen auf gleiche Weise zusagend, die aus der vereinigten Kenntniß der Philosophie, der Geschichte und der Natur hervorgegangen ist."

Kaum bedarf übrigens der sich selbst schon jedem Beschauer deutlich genug ankündigende Gegensatz des guten und bösen Prinzips auf unserm Bilde noch einer besondern Auslegung. Die zwei Sylphiden zur Rechten, die so gern und so reichlich spenden, sind ja offenbar Kinder des Lichtes von oben herab, Abstämmlinge und Schatzmeister der himmlischen Regionen, von wannen sie sich auf die mit mancherlei Dünsten umschleierte Erde herablassen. Das umgekehrte Füllhorn schüttet alles in reichster Segensfülle herab, was von jeher weise und verständige Menschen zwar nicht fürs wünschenswertheste Gute, aber doch für etwas vorzuziehendes *) hielten und wenigstens keine Heraclitischen Thränen darüber weinten, wenn es etwa durch einige Oeffnungen ihres Daches zu ihnen herabregnen wollte. Es hat freilich mit diesen umgekehrten Füllhörnern seine eigene Bewandniß. Sie kommen wirklich erst auf römischen Kaisermünzen vor, wo die Sucht, das Frühere zu überbieten, zu manchem Geschmacklosen verleitete. Sey es blos Gesetz der reinern, plastischen Form in der Sculptur, wovon bei den Griechen alles ausging, oder sey es auch die sinnvollere Einfachheit, die echt griechische Allegorie kennt in Münzen und Denkmälern aller Art nur das aufrecht gehaltene Füllhorn. So erblicken wir es, um nur ein Beispiel anzuführen, auf einem der schönsten Vasengemälde in der zweiten Hamiltonschen Sammlung **), wo Zevs als Patriarch und Familienvater im Act der väterlichen Einsegnung vorgestellt ist. Auf dem Thron sitzend und mit dem Königsscepter versehn, hält er ein großes, aufrecht stehendes Füllhorn auf seinem Schoos. Vor ihm steht, die Hand zum Empfang ausstreckend, der verjüngte Hercules als Bräutigam; hinter ihm die entschleierte Hebe als Braut. Der Malerei mag es indeß mehr frommen, den ganzen Frucht- und Blumenregen, dessen sich das umgekehrte Horn entschüttet, uns vors Auge zu bringen. Immer streift aber dies Herabschütten so mannigfaltiger Pomona- und Floragaben etwas ans Komische und erinnert entweder an des Dechant Swift bekanntes Stoßgebet an die launenhafte Fortuna oder an das seltsame Gemengsel von Priesterkragen, Zöpfen und Federbüschen, das unser Sturz in seinem witzigen Gedicht auf die Mode aus dem an der Seine gefüllten Füllhorn derselben auf uns herab-

*) Herders Ideen, mit einer Einleitung von Heinrich Luden Th. I. S. I. f. (Leipzig. 1812.).

*) Προηγμενον, das Produkt in der Sprache der alten Stoiker. Man sehe die Inhaltsanzeige zu Cicero de Finib. Lib. III.

**) Tischbeins Engravings T. IV. pl. 24.

fallen läßt. Gewiß wollte der Ernst des menschenfreundlichen Künstlers eine solche Nebenidee hier nicht geweckt wissen. Er würde es daher nur für eine Parodie aufnehmen, wenn jemand sagen wollte, alles was hier dem Füllhorne des segnenden Sylphiten entquelle, sey nur eine durch Bildwerk versuchte Umschreibung des jetzt so oft unser Ohr und unsern Gaumen berührenden Begriffs: Surrogat und eine scherzende Hieroglyphe für einen in den neuesten Meßkatalogen nur zu häufig vorkommenden Büchertitel *). Das rathsamste ist, jedem unsrer Leser und Leserinnen selbst zu überlassen, was sie sich aus diesem Füllhorn für ihre Person ausbitten wollen. Weniger zweideutig ist der lohnende Eichen- oder Bürgerkranz in der Hand des zweiten Sylphen. Die schönste Apotheose und Verherrlichung dieses Kranzes erfolgte, wie jedem noch aus seinem Unterricht in den römischen Alterthümern erinnerlich ist, im alten Rom durch einen Senatsbeschluß im Jahre 727, worin dem jungen Selbstherrscher Roms August ein an seinem palatinischen Hause aufzuhängender Eichenkranz dekretirt wurde **). Möchte es nie in neuern Zeiten vergessen worden seyn, daß zwei, ihm zur Rechten und Linken aufgehangene Lorbeerkränze den schönen, allewahrenden, allberuhigenden Eichenkranz nur zur Einfassung und Folie dienten, und daß die Söhne des Kriegsgottes und die Unterjocher der alten Welt diesen Bürger- und Friedenskranz als die höchste Verherrlichung des Kaiserpallastes ansahn.

Vielleicht verdient es hier noch bemerkt zu werden, daß Rambergs Idee, wahrscheinlich ohne die geringste Ahndung und Reminiscenz eines solchen Zusammentreffens, sich mit einer Vorstellung in dem reichsten allegorischen Bilderkreise der neuern Zeit, in Rubens Leben und Thaten der Königin Maria Medicis, die wir unter dem Titel die Gallerie von Luxembourg kennen, begegnet. Es ist das funfzehnte Blatt in jenem berühmten Cyclus, welches der Glückseligkeit Frankreichs unter der Regentschaft der Königin Maria Medicis

*) Z. B. Bertuchs Geschichte der Surrogate. Weimar 1812.

**) S. Eckhel Doctrin. N. Vet. T. VI. p. 83.

vorstellt. Die Vorstellung ist eine der reichsten, die sich die unerschöpfliche Fantasie des großen Peter Paul Rubens erschuf und durch seinen Pinsel Unsterblichkeit ertheilt. Die Königin Regentin thront hoch auf ihrem Fürstenstuhl. Ein Pankarpus von Früchten ist über ihrem Haupte aufgehangen, von welchem der schwebende Eichen- und Bürgerkranz in der Mitte herabhängt. Indem sie sich mit ihrer Linken, das Scepter haltend, auf den Thron stützt, hält sie in der Rechten die Wage der Gerechtigkeit. Die drei Göttinnen, die erst vor Paris Richterstuhl erschienen, dienen hier in Eintracht der Völkerbeglückenden Regentin. Venus hat sich des Füllhorns ihres Vaters im Olympos bemächtigt und schüttet es, ohne zu sparen, auf die Köpfe der Genien aus, welche am Boden scherzen, indem Juno den ehrenden Lorbeer mit goldenen Ehrenketten und Preismedaillen an eben diese Genien austheilt, in welchen wir durch ihre Attribute alsbald die Genien der Künste erkennen. Der eine dieser Genien tritt den Neid auf den Kopf, die Unwissenheit und die Verleumdung liegen gleichfalls am Fuße des Throns gefesselt und zu Boden gestürzt. Dadurch wird es auch deutlich, warum die Wage in der Rechten der Königin mit steigender und sinkender Schale abgebildet ist. Sie hat gewogen und zu leicht befunden, die große Schützerin und Beschirmerin des Edeln und Schönen. Hätte es unserm Ramberg gefallen, aus dem Agathodämon in den Wolken oder dem hier über der Erdkugel thronenden Genius der Menschheit einen abwägenden Hermes zu machen, das heißt, hätte er die zwischen Sterne und Sonne aufgehangene Himmels- und Schicksalswage dem Gott selbst in die Hände gegeben; so möchte Rubens richtende und verurtheilende Wage leicht den Vorzug vor dem nichts entscheidenden Gleichgewicht erhalten haben. Hier aber mußte es wenigstens dem frommen Künstler — denn warum sollten wir nicht auch fromme Künstler haben, so gut als fromme Dichter, oder sind sie nicht vielmehr schon ihrer Natur nach beide eines — immer gestattet bleiben, seine eigene Vision an die Stelle der Wirklichkeit zu setzen und ins Gleichgewicht zu bringen, was im Weltenlauf wohl immer nur im Steigen und Sinken „wechselnd, wie des Rades Kreis" bleiben wird.

Indeß dafür glänzt ja die ewig recht richtende Schicksalswage da oben zwischen den Sternen. Der Alte der Tage, der zu allem Maß, Zahl und Gewicht hat, wird auch hier die rechte Zeit und Stunde wissen, und in den Himmeln und Welten erschallt es: Er hat recht gerichtet. Dann geht es in Erfüllung, was unser Schiller singt:

Es flieht der alte Haß mit seinem nächtlichen
Gefolge, dem hohläugigen Verdacht,
der scheelen Mißgunst und dem bleichen Neide,
aus unsern Thoren murrend zu der Hölle,
und mit dem Frieden zieht geselliges
Vertraun und holde Eintracht lächelnd ein —
Tief in der Scheide
Ruhet das Schwert,
vor den Thoren gefesselt
liegt des Streits schlangenhaarigtes Scheusal!

---

Wenn uns das Titelkupfer dieses neuen Jahrgangs der Minerva gerade die himmlische Dike mit ihrer Schicksalswage über dem Genius der Menschheit schwebend vor Augen bringt, so geschieht dieß gewiß nicht ohne eine eigene, innere Beziehung auf das Schillersche Trauerspiel, wozu für diesmal Rambergs schöpferischer Griffel acht Szenen für die Fortsetzung der Gallerie zu Schillers Trauerspielen bildete. Maria Stuart gab den Stoff zu der furchtbaren, tieferschütternden Schicksalsfabel, die Schiller mit solchen Meisterzügen durchzuführen und auszustatten verstand. Auch hier verwaltet die am Throne des Zevs, der jede Unbill, jeden Frevel unabwendbar rächt, stets wachhaltende Gerechtigkeit ihr Amt. Es wird gewogen und vergolten. Unabwendbar! Schauderhaft! Aber wer mag dir in den Zügel, ins heilige Maß greifen, Adrastea Nemesis!

---

# Gallerie
## zu
# Schillers Gedichten.

### Fünfte Schaustellung *).

## Szenen aus Maria Stuart.

*) Die erste befand sich in der Minerva von 1809, Szenen aus Schillers Gedichten und Romanzen darstellend, mit einer poetischen Erklärung, wo ein Dichter den andern auslegte; die zweite, in der Minerva von 1810 befindlich, enthielt Szenen aus Schillers Don Carlos; die dritte, in der Minerva von 1811, Szenen aus Wallensteins Lager, aus den Piccolominis und aus Wallensteins Tod; die vierte, in der Minerva von 1812, Szenen aus der Jungfrau von Orleans.

Selten hat ein Stück so mancherlei widerwärtige, schiefe und mißbilligende Urtheile erfahren, und doch so ausgezeichnete Gunst und Aufmunterung in den mittlern und tiefern Regionen der Zuschauer gefunden, als Schillers Maria Stuart seit ihrer ersten Aufführung im Weimarischen Hoftheater am 18ten Juny 1800 bis auf die neuesten Theaterkritiken über Wiener und Berliner Nationalbühnen.

Schon der Gegenstand ist im höchsten Grade tragisch, denn es scheinen allerdings die strengen Schicksalsgöttinnen gleich bei der Geburt der schottischen Maria so furchtbar gewaltet — über ihr ganzes Leben scheint ein so schrecklicher Unstern seinen geheimen Einfluß verbreitet zu haben, daß ihre Geschichte selbst schon, entkleidet von allem rednerischen Schmuck, wodurch sie doch nur ein Halbroman würde, in der einfachsten Erzählung ihrer fast 19jährigen Gefangenschaft und ihres Todes unter dem Henkerbeile auf ein vollständiges Trauerspiel berechnet zu seyn scheint. Darum hat auch der bitterste Feind und Ankläger dieser Maria, der schottische Geschichtschreiber Georg Buchanan die besondere Erzählung von ihren Verbrechen und Schicksalen eine ganz tragische Geschichte genannt *). Sie hat auffallende Aehnlichkeit mit den Schicksalen der unglücklichen Johanna von Neapel aus einer frühern Zeit, gleiche Schönheit, gleicher Glückswechsel, gleiche Hinrichtung durch unversöhnlich hassende Verwandte **).

---

*) Detectio, sive de Maria Scotorum Regina — plena et tragica plane historia im ersten Theil von Buchanani Opera omnia (Lugd. Bat. 1725. in 4.) p. 65. in Appendice.

**) S. Voltaire Essai sur l'histoire universelle T. V. p. 80.

Stuart den Britten vorführte, und ob es gleich der Geschichte so treu, als möglich, blieb, und sich nirgends irgend eine bedeutende Abweichung gestattete, auch eben darum von dem Lord Kammerherrn bald nach der ersten Aufführung verboten wurde, dennoch durch seinen pathetischen Inhalt, trotz allen Mangels dichterischer Einkleidung, und bei allen ihm von der Geburt anklebenden Flecken, die Leidenschaft der Leser so stark aufzuregen und in Spannung zu erhalten wußte, daß es viele Jahre ein Lieblingsstück des großen englischen Publikums gewesen ist, und daher auch noch in Fieldings Romanen als ein sehr Herzschmelzendes und Augenbewässerndes Stück für die Slipslops und Kammerjungfern angeführt wird.

Schiller hatte in seinem Robertson auch noch eine gleich darauf folgende Stelle wohl beherzigt: „Wenn wir diese Leiden übersehen, so fährt der schottische Geschichtschreiber fort, so vergessen wir am Ende all ihre Schwachheiten, wir denken an ihre Vergehungen mit geringerem Unwillen, und finden unsere Thränen gerecht, als für eine Person fließend, die der reinen Tugend weit näher stand.“ Dies falsche Mitleid sollte uns nun aber nach Schillers Ueberzeugung bei der kunstgerechten, tragischen Behandlung dieses Gegenstandes nicht beschleichen, und unser Urtheil verwirren können. Maria Stuart soll als eine große, aber reuige büßende Sünderin vor uns stehen. So wird sie, nach des Dichters eigener Definition, ein ästhetisch großer Gegenstand *). „Zum Erhabenen der Handlung, sagt Schiller in seiner Abhandlung über das Pathetische, wird erfordert, daß das Leiden des Menschen das Werk seines moralischen Charakters sey; dieß geschieht entweder, wenn er aus Achtung für eine

er die Aufschrift in the Albion Queens. S. Playhouse-Companion Vol. I. s. v. Island Queens.

*) Vergl. Hubers geistreiche Recension der Maria Stuart in den zwei ersten Blättern der Allgemeinen Literatur-Zeitung vom Jahr 1802.



Pflicht das Leiden wählt, oder wenn er eine übertretene Pflicht moralisch büßt. Im ersten Falle erscheint der Leidende als eine moralisch große Person, in dem zweiten als ein ästhetisch großer Gegenstand.“ Es ist jetzt nicht die Frage, ob es demohngeachtet nicht möglich gewesen wäre, das höchste tragische Interesse, oder was Schiller, seinem Kant getreu, dem er sich damals, als er die Maria dichtete, noch ganz hingegeben hatte, ästhetische Größe nennt, auch mit Marias Schuldlosigkeit in Absicht auf die Theilnahme an Darnley's Ermordung bestehen zu lassen; — dazu würde vor allen Dingen eine schärfer gezogene Gränzlinie zwischen Verbrechen und Vergehung nöthig seyn, die wir selbst bei der richtigen Beurtheilung der alten gewaltigen Schicksalsfabel auf der griechischen Bühne nicht entbehren können; — es ist nur davon die Rede, was Schiller selbst dem Gesetz der Tragödie schuldig zu seyn glaubte, und nach seiner Vorstellung davon war eine schuldlose Maria überall unbrauchbar für ihn. Die Kirche selbst kann diese Blutschuld, die nur allein wieder durch Blut getilgt werden kann, nicht vergeben oder wenigstens nicht vernichten. Das Gespenst des ermordeten Darnley's steigt immer aufs neue vor ihr empor, und in der Seele will der Wurm nicht schlafen. Dabei weiß der alles so kunstreich einleitende und motivirende Dichter sehr gut, daß auch der büßenden Verbrecherin so vieles zu statten kommen kann, was uns doch für sie gewinnt und uns das höchste Interesse für sie einflößt. Wie kunstreich ist da gleich die erste prologisirende Szene, die Unterredung zwischen der Maria und ihrer treuen Amme der Hannah angelegt. Der Leichtsinn nur ist euer Laster! Kann man mit einem Worte der schönen, geistreichen, in Frankreich an dem Hofe, wo das Wort Coquetterie zuerst erfunden oder doch gebraucht wurde *), erzogenen

*) Wir wissen aus der von Senderi Histoire de la coquetterie, die sich in ihren Nouvelles Conversations T. II. p. 735 befindet, daß das Wort Coquetterie zuerst in den Zeiten der Katharina von Medicis in die französische Sprache gekommen ist.

Königin eine beredtere Schutzrede halten? Wenn Johannes Müller von ihr sagt *): „Die Königin Maria Stuart hatte weit mehr Reize und Geist, als unter den rohen scotischen Baronen und pedantischen Predicanten für sie gut war; sie fand Geschmack an Intriguen, und ihre Lage nöthigte sie dazu; von langer Weile gequält mag sie vergessen haben, was sie ihrem Rang schuldig war," so liegt auch in dieser Charakteristik die mildeste Entschuldigung. Sie ist aber auch nur ein Commentar zu jenen Worten der treuen Kennedy. Nicht weniger kunstreich ist es von dem Dichter angelegt, daß nur von Burleigh und den übrigen Eiferern für die befleckte Jungfrau (the Virgin Queen) gegen die Eiferer für die unbefleckte Jungfrau, wie Voltaire spottend die Ankläger der reizenden Stuart nennt, auch solche Verbrechen und Frevel angeschuldigt werden, deren Ungrund sie sogleich siegreich darthun und beweisen kann. Durch solche kleine Nachhülfe wird Licht und Schatten meisterhaft vertheilt und alles, was die eingestandne Schuld wegnahm, zwiefach ersetzt und ausgeglichen.

Damit wäre denn auch denen geantwortet, welche nicht aufhören sich zu wundern, daß Schiller, wie sie meinen, sich selbst das Spiel so arg verdorben, und nicht nur gegen die klaren Rechtfertigungen der neuesten schottischen Geschichtforscher, sondern auch gegen sein eignes Interesse, als tragischer Dichter, die Heldin des Stücks als eine mit Blut befleckte Verbrecherin und als eine alle Jünglinge umstrickende Buhlerin aufgestellt habe. Doch es mag vielleicht einigen Lesern dieser Erklärungen nicht so ganz gegenwärtig seyn, was die neueste und gründlichste Geschichtsforschung über den der Maria so laut und Jahrhunderte lang so bestimmt angeschuldigten Gattenmord bis zur Evidenz gebracht hat. Also hier nur einige Worte darüber: Es lastet auf manchen berühmten Personen in der Geschichte ein ganz besonderes Schicksal. Man könnte es einen Bann oder Fluch nennen, wodurch der jedem Menschen beigesellte schwarze

*) Allgemeine Geschichten XX, 4.



Genius seine Wirksamkeit auch nach dem Abscheiden des so Verfehmten noch fortsetze. Denn auch die Nachwelt scheint der gleichen Gerechtigkeit gegen sie und der unbefangenen Handhabung derselben eben so wenig fähig zu seyn, als es ihr Zeitalter war. Bis 1754, also zwei Jahrhunderte hindurch, war fast nur Eine Stimme der Geschichte gegen Maria Stuart *). Man darf in dieser Absicht nur die Sammlungen von sechszehn Berichterstattern über die Fehltritte und Verirrungen der so arg verlästerten schottischen Königin durchlaufen, die der gelehrte Philolog und Arzt Samuel Jebb, Bibliothekar von Jeremy Collier, in zwei Foliobänden veranstaltete, oder auch, weil jene Jebbische Sammlung sehr selten geworden ist, die von dem Schotten James Anderson veranstaltete Zusammenstellung gleichzeitiger Zeugnisse und Papiere in vier Quartbänden vergleichen, um sich von dem alles unbefangene Urtheil verkehrenden Einfluß religiöser Parteisucht zu überzeugen. Man sah in ihr stets die Mörderin ihres Gemals, des Königs Darnley; auch die freche und freiwillige Gemalin Bothwells, der den vorher erdrosselten Darnley durch eine Pulvermine in dem abgelegenen Landhause Kirkfield, wohin ihn Maria selbst gelockt hatte, in die Luft sprengte. Buchanan's gehässiger und einseitiger, selbst von de Thou und Camden im Einzelnen sehr gemißbilligter Bericht überwog alle andere Zeugnisse, und machte Jahrhunderte lang alle Stimmen der kalten Untersuchung verstummen. Man darf dabei nur nicht vergessen, daß damals und noch lange nachher die Reformation die Haupttriebfeder aller europäischen Politik war, und daß sich aus den feindseligsten Reibungen der alten und neuen Lehre bald die Hauptmaxime entwickelte: Die alte Religion als Bollwerk der unumschränkten Fürstenmacht ist die Schutzverleiherin aller Tyrannei, die neue Lehre das Panier der Freiheit **).

*) Vergl. Koch Tableau des Revolutions de l'Europe T. II. p. 186. in der Anmerkung.

**) Heeren's Europäisches Staatensystem S. 103. zweite Ausgabe.

Der alten Religion war Ketzer und Rebelle nur ein einziger Begriff. Als Alba durch seinen Blutrath 18000 Niederländer ermordet hatte, ließ er unter seine von ihm selbst angeordnete bronzene Bildsäule im Schlosse zu Antwerpen schreiben: Er hat Gerechtigkeit geübt. Der eherne Unmensch trat da auf zwei Menschenbilder, welche der Erfinder des Symbols, Arias Montanus, die beiden Stände, den Adel und das Volk, nannte. Die neue Lehre vergalt die Pariser Bluthochzeiten und Niederländischen Blutgerichte so gut sie vermochte. Gerechtigkeit gegen die verstockte Papistin! riefen die Minister und die von ihnen entflammten Londner Bürger der Elisabeth zu, als man Mariens Hinrichtung als ein unerläßliches Staatsopfer von ihr forderte. Diese Gerechtigkeit mußte wenigstens aus den frühern Missethaten der verhaßten schottischen Nebenbuhlerin bewiesen werden, da der letzte Prozeß ein Trug-Gewebe gesetzlicher Chikanen und ein aus einem Stücke listig fortgesponnenes Netz für die hülflose Maria, also ein höchst gesetzwidriges Verfahren von Anfang bis Ende war. Und so äußerte die bald beschönigende, bald anschwärzende Parteilichkeit des religiösen Zwiespalts den merkbarsten Einfluß nicht nur in die Erzählungen der ersten Schriftsteller und Zeugen, sondern selbst auf das Urtheil eines Robertson und Hume. Elisabeth war die große Beschützerin des Protestantismus, Maria schien die Märtyrerin des Katholicismus zu seyn. Erst von der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts an siegte die Wahrheit über das so lange geblendete und blendende Vourtheil. Goodall zeigte zuerst *) die Unechtheit der acht Briefe, worauf die Hauptanklage der Gattenmörderin beruhete. Noch aber war selbst Robertson und Hume dagegen. Fast der ganze dritte Theil von Robertsons Geschichte Schottlands ist wie polemisch gegen die Vertheidiger der Maria. Hume, der tiefere Denker und kältere Forscher, hatte sich behutsamer ausgedrückt. Nun kam Tytler und entwickelte Goodalls Beweise noch kräftiger.

*) Examination of the Letters supposed to be Written by Mary Queen of Scots. Edinb. 1754. 8.



Hume, der sonst keinem Gegner antwortete, fügte doch einer Anmerkung bei einer neuen Ausgabe seiner Geschichte eine Replik gegen Tytler bei, der die Duplik nicht schuldig blieb. Endlich erschien der unbestechliche Wahrheitsfreund Gilbert Stuart mit seiner vortrefflichen schottischen Geschichte *), und machte Mariens Anwald mit so siegreicher Beweisfülle, daß es von nun an unmöglich war, an Liebeshändel Mariens mit David Rizzio zu denken, unmöglich, Maria einiger Theilnehmung an der Ermordung ihres Gemals, des Königs Heinrich Darnley, zu beschuldigen, so begreiflich auch ihr schneller Uebergang von heißer Liebe zum entschiedensten Widerwillen gegen diesen Schwächling werden muß, ja unmöglich, weiterhin zu glauben, daß sich Maria ganz freiwillig, oder gar aus Liebe, zu der ehelichen Verbindung mit dem Mörder ihres Gemals, dem schändlichen Grafen Bothwell, entschlossen habe. Robertson, den Stuart feierlich auf den Kampfplatz herausgefordert hatte, bewies durch sein seitdem nie gebrochenes Stillschweigen zur Gnüge, daß diesem Anwald weiter nichts entgegen zu setzen sey. Zuletzt kam auch noch John Whitaker mit seinem zwar weitschweifigen und nur zu oft ermüdenden, aber selbst in seiner abschreckenden Gewissenhaftigkeit zuverlässigen Werke in drei Bänden **), der nicht blos die acht Briefe, die zwölf französischen Sonnete und zwei Heirathsurkunden, worauf seit Buchanan alle Ankläger ihre Beschuldigungen stützten, über alle Zweifel hinaus für unecht erklärt, sondern auch Lethington als

*) oder vielmehr der Geschichte Schottlands während der Regierung und des Lebens der unglücklichen Königin von 1560 — 1587. History of Scotland from the Establishment of Reformation till the death of Queen Mary. London 1782. 2 Vol. in 4. Die hierher gehörige Untersuchung fängt an T. I. p. 203. ff.

**) Mary Queen of Scots vindicated, by John Whitaker. London 1788. 3 Vol. in 8. zusammen an 1500 Seiten. Man vergleiche Spittlers Urtheil darüber in den Göttinger Gel. Anz. von 1789. N. 164.

den Verfasser der Briefe, Buchanan als Sonnetfabrikanten und Morton als Verfälscher der Kontrakte unter Graf Murrays Leitung mit großer Wahrscheinlichkeit aufstellt. Und wenn auch der ganze Höllenplan zur Ermordung des Königs Heinrich zwischen Elisabeth, Murray und Bothwell nicht so entworfen, und jede Rolle nicht so vertheilt worden wäre, wie Whitaker nicht ohne scharfsinnige Combinationen wahrscheinlich zu machen sucht; wenn auch Bothwell nicht aus der armen Maria eine Clarisse gemacht, und sie nur durch Schlaf- und Liebestränke zu seinem Willen gebracht hätte, wie doch so mancher Umstand glaubhaft machen könnte: so ist doch schon dadurch Alles gewonnen, daß der Umstand, daß die Vertheidiger der Maria bei der commissarischen Untersuchung auf Murrays Beschuldigungen gar nicht hätten antworten wollen, worauf Robertson und Hume das meiste Gewicht legen, hier als ganz ungegründet erwiesen wurde. Kurz Mariens Unschuld ist sonnenklar *).

Dies alles hatte Schiller, als er sich zur Bearbeitung dieses Trauerspiels rüstete, gar wohl gelesen und geprüft. Zwar hätte es auch nur der Lektüre der meisterhaften historischen Darstellung, die gerade in der Zeit, wo Schiller dies Trauerspiel dichtete, Friedrich Gentz von unserer Maria entworfen hatte **), zur völligen Ueberzeugung bedurft, daß Maria in der Geschichte nicht weiter als Mörderin ihres Gemals angeklagt werden könne. Wirklich lassen sich auch in Schillers Dichtung mehrere Stellen nachweisen, wo Schiller Gentzens Ansichten zu den seinigen machte. Allein unser Dichter gehörte nicht zu denen, welche sich irgend etwas leicht zu machen suchen, und er ließ keine der Quellen, die ihm

*) In lehrreicher Kürze hat diese Rechtfertigung mit Benutzung aller hier angeführten Quellen, die der Verfasser gegenwärtigen Aufsatzes auch vor sich liegen hat, Heinrich aufgestellt in seiner wirklich aus Quellen geschöpften Geschichte von England Th. II. S. 435 ff.

**) Im Taschenbuch für 1799. (Berlin, bei Vieweg dem Aeltern) einem kleinen, aber vollendeten Muster wahrer Geschichtsschreibung, das zu früh vergessen wurde.



über Mariens Schuld oder Unschuld zu Gebote standen, ununtersucht und unbenutzt. Ueberhaupt, um dies hier im Vorbeigehn zu bemerken, las er in den letzten Jahren über jeden Gegenstand, den er einmal erfasset hatte, alles was von einiger Bedeutung vorhanden und ihm zugänglich war. Oft that er sogar hierin des Guten zu viel. Er überlud sich nämlich dadurch mit Materialien oft so sehr, daß ihm der Reichthum des Vorhandenen die strenge Auswahl erschwerte. Daher in allen seinen Stücken so viel Ueberfluß in Nebendingen, der oft mehr in epische Breite ausartete. Daher nicht selten mehr Kunst des Rhetors, als sich mit dem ersten begeisterten Aufschwung des Dichters vertragen mag. Selbst in dem vorliegenden Trauerspiel, welches das Maß einer gewöhnlichen Vorstellung bei weitem überschreitet, und daher in unsern Theater-Repertorien schon darum manche zum Theil sehr verstümmelnde Abkürzung erlitt, sind mehrere episodische Szenen bloß als Lesefrüchte und oft mühsame Errungenschaften des tiefen Studiums anzusehn, welche der Dichter in gleichzeitigen Berichtserstattern und andern Geschichtsquellen gemacht hatte. Man erinnere sich zum Beispiel nur an die erste einleitende Szene im zweiten Aufzug, wo ein sehr seltsames Tournier zu Ehren der Königin aus gleichzeitigen Nachrichten in der Ashmolischen Sammlung ausführlich beschrieben wird *).

Doch so gut auch der Dichter von der Unschuld Mariens unterrichtet und überzeugt seyn mußte; er bediente sich der dem dramatischen Dichter auch von unserm Lessing längst zugestandenen Freiheit, die Geschichte nach seinen Absichten zu modeln und nur die Wahrheit des Charakters heilig zu halten, die hier nicht blos in den beiden Hauptfiguren, den zwei Königinnen, sondern auch in allen Nebenfiguren mit einer bewundernswürdigen, mit allem was uns die Geschichte damaliger Zeit darüber hinterließ, bis aufs Geringste

*) In den von Nichols 1788 in zwei Quartbänden herausgegebenen Progresses and public Proceedings of Queen Elisabeth.

übereinstimmenden Treue wiedergegeben ist. Shakspear in seinen rein historischen Dramen ist hier sein Vorbild. Schon Huber hat in seiner Recension auf die Abweichungen von der wahren Geschichte, die Schiller sich in Absicht auf den Grafen Leicester, auf das Heirathsprojekt der Elisabeth mit Franz, dem Bruder Heinrichs III., damaligem Herzog von Alençon, im Jahre 1576 (und also nicht im Jahre 1584), erlaubte, und andere dergleichen Verwechslungen und Umtauschungen aufmerksam gemacht. Aus Babington ist Schillers Mortimer geworden. Die ganzen Verschwörungen sind unter einander geworfen. Die Jagdpartie nach Fotheringay unterliegt ungeheuern geographischen Schwierigkeiten. Schiller glaubte sich hier alles gestatten zu dürfen, wenn nur der Ausdruck ästhetischer Kraft und die ethische Anlage vollkommen gnüge. Die Britten waren anderer Meinung. Denn als kurz nach der Erscheinung des Schillerschen Trauerspiels ein damals in Weimar und Meiningen sich aufhaltender, sehr gelehrter und beider Sprachen gleich kundiger Britte, George Mellish, von welchem schon mehrere deutsche Gedichte im Teutschen Merkur abgedruckt stehn, Schillers Lieblingsdrama in englische Verse treu und fließend übersetzt und in London herausgegeben hatte, fielen die englischen Reviewers sehr heftig darüber her und tadelten besonders die ungezügelte Licenz, mit welcher der deutsche Tragödiendichter die erwiesene Unschuld Mariens geläugnet, und so viele Verwirrungen in den geschichtlichen Thatsachen verschuldet habe, aufs heftigste. —

Aber mag doch der Dichter, so könnte man einwenden, in jenen historischen Nebendingen sich große Freiheiten erlaubt haben, die, ins ganze Kunstgebild meisterhaft eingeschmolzen, zu wahren Schönheiten werden, versündigte er sich nicht gröblich selbst an der Wahrheit des Charakters, der ihm doch selbst das heiligste war, wenn er die höchstens nur leichtsinnige Verführte zur theilnehmenden Verbrecherin machte? Die Sache muß allerdings bedenklich scheinen, da wir wissen, daß selbst Herder gleich nach der ersten Aufführung des Stücks in Weimar, der er beigewohnt hatte, seinen Unwillen über diese verunglimpfende und verfälschende Darstellung der Heldin des Stücks laut äußerte, weil die dadurch bezweckten Eindrücke der wohlthätigen Reinigung der Affekten, wie sie Aristoteles vom Trauerspiel verlangt, schnurstraks entgegen wirken müßten. Auch sind offenbar mehrere Stellen in seiner Adrastea in jener denkwürdigen Abhandlung über Zweck und Vollendung der Tragödie mit einem mißbilligenden Hinblick auf diese Schillersche Stuart niedergeschrieben. Beide sich im Leben vielfach befreundete, hohe Genien rief der Genius, der jedes Lebensdrama schließt, früh in die stille Wohnung des Friedens, wo kein Mißverständniß weiter die Edeln entfremdet. Es kann also keine vorlaute Unbedachtsamkeit gescholten werden, wenn wir hier aus genauer Bekanntschaft bemerken, daß es vorzüglich mit folgender Stelle in der Adrastea auf Maria Stuart, wie sie als Schuldige in Schillers Trauerspiel unser Mitleid in Anspruch nimmt, abgesehen war. „Wem schenken wir dies Mitleid, das nach Aristoteles im Trauerspiel geläutert werden soll? Die schärfste Prüfung wird diese Frage verdienen. Denn es wird ein Dolch an unsere Brust gesetzt, wenn wir die zarteste Gabe unsers Herzens, das hohe tragische Mitleid, Unwürdigen geben sollen. Mörder der Melpomene sind sie, die solches für Unwürdige abfodern. Denn nicht nur haben wir in unsern Herzen nichts weniger zu vergeuden, als dies Mitleid, sondern da dieser niedrige Diebstahl, z. B. für Huren und Buben, hier durch Mißbrauch der edelsten Kunst geschieht, so ist der schlechteste Name, der fast genannt werden kann, ein Kuppler, für den tragischen Kuppler bald zu linde. — Hier also brenne die Glut der schärfsten Prüfung! Nicht nur alles Verachtenswerthe, Schamlose, Eitle, Verführende brenne sie ab; sondern im stärkern, wie im schwächern Charakter werde der Punkt geläutert: wiefern der Leidende an seinem Schicksal Schuld sey und sich selbst Vorwürfe zu machen habe? Denn machen wir sie uns nicht statt seiner *)?" Es ließen sich in jener Abhandlung leicht noch mehrere ähnliche Beziehungen auffinden. Allein das An-

*) Adrastea St. IV. S. 356. oder Werke zur Literatur und Kunst Th. XII. S. 281. ff.

geführte ist zur Probe mehr als zureichend. Verdient Schiller wirklich diese schneidenden Vorwürfe? Wir werden ihn am Ende dieses Aufsatzes selbst noch einige rechtfertigende Worte darüber sagen hören. Halten wir indeß nur das, was zum Theil schon oben erinnert wurde, fest: ohne eigne Schuld hätte Maria nach Schillers Begriffen zur Schicksalsfabel, wie er sie hier nun einmal dichten wollte, gar nicht gepaßt. Die Annahme und Voraussetzung ihrer Schuld that aber auch nach des Dichters Ueberzeugung weder der moralischen, noch der historischen Wahrheit ihres Charakters den geringsten Eintrag. Schiller dachte darüber ganz wie Gentz in seiner geschichtlichen Darstellung über die innere Wahrscheinlichkeit ihrer Theilnahme an ihres Gemals Ermordung und über die daraus abzuleitende Strafbarkeit *).

Was übrigens Herders strengrichtenden Tadel anbetrifft, so sey es erlaubt, hier aus dem Brief eines Mannes, der selbst Dichter und Kunstrichter in gleich vorzüglichem Grade ist, und eine Biographie Schillers, des Dichters und Schriftstellers überhaupt, nur zu lange schon in seinem Schreibetisch verschließt, ein Urtheil über den Urtheilenden anzuführen: „Herder, der eben so lebhaft und leidenschaftlich angriff und tadelte, als dergleichen selbst nicht ertrug **), hat Schiller Unrecht gethan, und hier weder zum ersten noch zum letzten Male. Er, den sein reines, kräftiges Gemüth zur treuen Anerkennung des Vortrefflichsten der antiken und romantischen dramatischen Poesie, zur gerechtesten Würdigung eines Oedipus, Hamlet und Macbeth führte, unterschied sie, philosophirend und kritisirend, doch nirgends scharf genug, und suchte vielmehr — mochte ers nun heraussagen oder sei-

*) Maria, Königin von Schottland S. 78.

**) Man denke nur an die Metakritik und Kalligone. Die Dornstengel, die diesen sonst so schön ausgestatteten Kränzen fast alle Gunst geraubt haben, wären ohne Kants Kritik der Ideen zur Geschichte der Menschheit, womit die Allg. Literatur-Zeitung begann, nie eingeflochten worden.



ne Leser sich nur abmerken lassen — eine Art Verschmelzung beider, oder weil doch die Aristotelische Reinigung überall sein Losungswort war, eine Reinigung dieser letztern durch die erste, welche doch, was das Wesentliche betrifft, nicht möglich ist. Denn thun dies nicht alle neuere Versuche, namentlich auch die besten der Franzosen, nur zu deutlich kund? Was nun noch besonders die Maria anlangt, so reizte ihn auch wohl der Katholicism und die scheinbare Profanation der christlichen Mysterien zum Widerwillen. Er dachte an mögliche Wirkungen auf den großen Haufen, an Ifflands bekannte Aeußerung, daß jetzt nur noch die Schaubühne die Stelle der Kanzel vertreten könne, da sich die Kirchen leerten und die Theater füllten u. s. w."

Wir wissen nicht, ob sich der unvergleichliche Prediger aller Humanität dessen, was hier als Beweggrund angegeben wird, wirklich selbst ganz klar bewußt worden sey, glauben aber, daß allerdings in dieser Bemerkung viel Wahres liege. Nur dürfen wir nicht unbemerkt lassen, daß er in einem sehr lesenswürdigen Fragment, was erst nach seinem Tode erschienen ist, und daher viel zu wenig gekannt wird, sich auf Veranlassung der in Weimar selbst mit allgemeinem Mißbehagen aufgenommenen Schlegelschen Mißgeburt, des antieuripideischen Jon und seiner fälschlich für Grăcismus verkauften Schamlosigkeiten, sehr schneidend gegen die Verpflanzung des griechischen Trauerspiels auf unsere Bühnen erklärt hat *).

Was nun unser Freund über das Katholisiren in diesem Stücke andeutet, führt auf eine allgemeine Erörterung dieser dem Dichter so häufig zum Vorwurf gemachten Anempfehlung des Katholicismus in der Maria Stuart. Es ist wohl nichts leichter, als zu zeigen, daß hier alles auf Mißverstand beruht, um nicht das härtere Wort Unverstand hier zu brauchen. Der Verfasser der Geschichte der Revolution in den Niederlanden und des dreißigjährigen Kriegs hatte zu tiefe

*) Herders Werke zur Literatur und Kunst Th. XII. S. 465 — 471.

Blicke in das Wesen des Katholicismus gethan, und wußte so gut, wie unsere einsichtsvollsten Theologen *), daß, so lang sich dieser nicht feierlich von den Satzungen des Tridentinischen Conciliums lossagt, er seiner Natur nach eins mit dem Papismus sey, um je aus innerer Ueberzeugung der Schutzredner und Anwald des seit zwanzig Jahren so viele umstrickenden Mysticismus und Katholicismus zu werden. Der biedere, hochherzige Sänger Luthers und der Reformation, Johann Heinrich Voß, wohnte gerade in der Zeit, wo Schiller die Maria dichtete, auch in Jena, und beide Dichter reichten sich in allem offen und nachbarlich die Hand. Der Uebertritt des Grafen Friedrich Leopold von Stollberg war damals der Gegenstand allgemeiner Unterhaltung, und es ist dem Verfasser dieses Aufsatzes sehr erinnerlich, gehört zu haben, daß Voß in einem kleinen Kreise von Freunden, worunter sich auch Schiller befand, bei dem nun auch verewigten Griesbach jene berühmten zwei Warnungsgedichte an seinen Freund Stollberg mittheilte **), wovon sich das eine mit dem herzlichen Aufruf schließt:

Kehr um, du sinkst noch tiefer,
Kehr um, verlockter Freund,
Als Forscher und als Prüfer,
Zu dem, der um dich weint!

Es wurde hinzugesetzt, daß er darüber von Schiller die unzweideutigsten Aeußerungen seines Beifalls vernommen habe. Wenn er also in diesem Trauerspiel die büßende Maria in der Tröstung, die ihr die Kirche gewährt, sich zum letzten Kampf stärken, und durch diese Stärkung emporgehalten den bittersten Kelch muthig austrinken läßt; so ist dies nur eine historische Wahrheit, im Geist der Zeit, wo das Märtyrthum der katholischen Maria in und außer Rheims, in

*) als z. B. noch ganz neuerlich Vater über Mysticismus und Protestantismus (Königsb. Nicolov. 1812.) S. 44. ff.

**) S. Voß sämmtliche Gedichte Th. III. S. 235. Th. V. S. 290.



und außer dem Profeßhause der Gesellschaft Jesu für die verbannten Engländer und Schotten das wichtigste Losungswort und Panier war, und im Charakter der Person, die stets auch in den Rosentagen ihrer Größe und Genüsse die eifrigste Anhängerin des Papstes *) und die gelehrigste Schülerin ihres Oheims, des Kardinals von Lothringen, gewesen war, und sich stets selbst als ein Opfer der in England herrschenden Staatsreligion ansah. Man kann indeß auch noch einen Schritt weiter gehen und sehr wohl zugeben, daß die Phantasie des Dichters absichtlich alles aufbot, was zur Verschönerung und Verstärkung des sinnlichen Eindrucks, der hier den Zuschauern gegeben werden sollte, und zum Ausmahlen dieser auf Sinnlichkeit erbauten Religiosität dienen konnte. Es frommte ja dies seinem Zweck auf alle Weise. Man erinnere sich nur, was damals gerade, als Schiller dies Stück dichtete, zu Gunsten des Katholicismus — von seiner poetischen Seite und verklärt aufgefaßt — geredet, gedichtet, gethan wurde. Natürlich mußte des Dichters mächtige Phantasie dadurch noch mehr beflügelt und erhoben werden. So sollte also seine Maria im lebendigen Bilde entfalten und versinnlichen, was von andern nur gelehrt oder mystisch angedeutet war. Die Macht der Kirche, die allein einen Gnadenschatz und einen sichtbaren Oberschatzmeister desselben hat, über das schwache, verirrte, schuldbeladene, doch in seinen Tiefen edle Gemüth sollte sie im Kerker und auf dem Henkerblock darstellen, und damit sie desto lichter hervortrete, wurde ihr die klügelnde, kalt rechnende, jeder Gefühlstugend, die nichts mit Politik und Verstellung zu thun hat, in ihrem Innern längst abgestorbenen Staatsgauklerin Elisabeth in so grellem Abstand gegenüber gestellt. Da nun aber jenes echt katholische Gefühlchristenthum, wenn auch nicht, wie

*) Man erinnere sich nur an die Sendung des Kardinals Laurea vom Papste Pius V, als Nuncius, nach Edinburg zur Taufe des jungen Prinzen, mit 20,000 Kronen! S. Conaei Vita Mariae in Jebb's Sammlung T. II. p. 51. und Robertson T. II. p. 45. f.

einst Novalis in einem Anfall seines mystischen Wahnsinns zu preisen frevelte, die Religion der Sünde, doch aber vorzugsweise die der gefallenen und büßenden Sünder ist: so wurde Maria vielleicht auch darum mit, gegen die Evidenz der Geschichte, mit allen den Sünden und Schulden beladen, die ihr gleich Anfangs die treue Hannah Kennedy wie in einem Zauberspiegel nur zu furchtbar erblicken läßt. Nur so gelang es dem Dichter jene Kirchengewalt in ihrer blendendsten Stralenglorie erscheinen zu lassen. Denn — und das ist eine von Schillers eigensten Eigenheiten, die ihn oft über die Linie hinaus schweifen ließ,

jenseits der so wenig, wie diesseits, Rechts bestehn kann,

und ihm oft auch von seinen nur nicht ganz blinden Verehrern den Vorwurf zuzog, den Neuern sey Wage und Maßstab entrückt — fassete er einmal eine sichere Ansicht, und hatte er einmal alle Mittel zu ihrer Darstellung im lebendigen Spiele, so trieb er es gern damit — wie er seinen Wallenstein sagen läßt — im Ueberfluß des Herzens, bis zur äußersten Spitze, mithin nicht selten weiter als nöthig, und schon darum auch weiter als vortheilhaft und gut war.

Daß Schiller übrigens das Gefahrvolle, ja höchst Verderbliche und in moralische Sümpfe und Abgründe Verführende jener Ansicht des Christenthums für feurige, kühne, starke Seelen nicht nur kannte, sondern es auch darzulegen sich zur heiligsten Pflicht und Gewissenssache machte, beweiset sein Mortimer, unter allem Gelungenen in diesem Stücke vielleicht das Gelungenste, aber eben darum auch, weil er hier am meisten auf Asche über glühenden Kohlen wandelt, das verkannteste und mißverstandenste. In ihm wird uns ja lebendig vor Augen gestellt, was Elisabeth in ihrer heftigsten Bitterkeit von der verketzernden Kirche und den Maximen der Lojoliten ausspricht:

Die Kirche trennet aller Pflichten Band,
Den Treubruch heiligt sie, den Königsmord.

Ist je ein Gegengift gegen die Lockungen und Reize dieser allein seligmachenden, bindenden und lösenden Schlüsselgewalt dargeboten worden, so liegt es in der Szene nach der Zusammenkunft der beiden Königinnen in Mortimers bis zur Wuth empörten Sinnlichkeit, die nun von der Religion das Feigenblatt zur Deckung ihrer Scham entlehnt:

— Alle Frevel sind
Vergeben in voraus. Ich kann das Aergste
Begehen und ich wills, —
Und müßt' ich auch die Königin durchbohren,
Ich hab' es auf die Hostie geschworen!

Statt daß man also manche Gräuel, die hier zur Sprache kommen, für gefährlich ausgeschrien, hätte man sie als einen schreckenden Medusenkopf und Talisman gegen leichtsinniges Eintreten in diesen Zauberkreis erkennen und als die kräftigste Warnung dagegen dem Dichter gut schreiben sollen. Kaum hat Etienne in seiner wortreichen Apologie des Herodot oder Gavin in seinem berüchtigten Passe-par-tout etwas abschreckenderes aufgestellt, als hier in wenig Zeilen zusammengepreßt steht. Doch kann dabei immer zugestanden werden, daß die vorhin getadelte Eigenheit des Dichters, im Vollgefühl seiner Kraft Zucht und Maß zu überschreiten, in einzelnen ungewogenen Ausdrücken anstößig werden konnte.

Damit wären denn auch zugleich die so oft durchgestrittenen Fragen über Mariens Beichte und Communion beantwortet. Die Abendmahlsszene ist häufig für undramatisch und gottlos zugleich ausgeschrien worden. Herder urtheilte mit unverkennbarer Beziehung auf sie: „Christliche Mysterien gehören gar nicht auf die Bühne! Kein Grieche durfte Mysterien aufs Theater bringen, oder er ward gestraft. Die Kunst hatte ihn schon gestraft, dadurch, daß er sie aufs Theater brachte. *)" Allein hier macht sich offenbar der nicht ganz unbefangene Kunstrichter jenes schon oben gerügten Fehlers schuldig, sich für das neue romantische Drama einen viel zu kurzen Maßstab nach der griechischen Regel geschnitzt zu haben.

*) Werke zur Literatur und Kunst. Th. XII. S. 277. oder Adrastea IV, 350.

Was auch die gutmüthige schwächliche Aengstlichkeit dagegen sagen mag, was als Triebfeder so innig ins Wirken und Leben eingreift, muß auch auf der Bühne darstellbar seyn. Wer diese Szene verwirft, versteht, wie Huber in seiner Rezension unwidersprechlich gezeigt hat, das Ganze nicht; wer sie verstümmelt, verdirbt es. Und beide sind von irgend einer Seite unfähig, die Absicht des Dichters zu fassen, oder doch, sie sich anzueignen — unfähig mithin, sie zu genießen und ihren Genuß andern zu gönnen. Wahr ist es indeß, daß diese Ansicht, da sie nicht eine rein menschliche, sondern nur eine poetisch-religiöse ist, auch nicht jedem, sonst auch wackern und gebildeten Zuschauer zugemuthet werden kann. Dieser mag von dieser Vorstellung wegbleiben, und wir müssen ihm sogar ruhig und ohne Herabsetzung gewähren lassen, wenn er sagt: Diese Szene beunruhigt mich! sie ist nicht für mich! Nur schreie er nicht über Entweihung und Profanation! Endlich mag auch die Obrigkeit nicht gescholten werden, wenn sie, die Frivolität und den Leichtsinn des großen Zuschauerhaufens erwägend, die Darstellung jener Szene auf der Bühne bedenklich findet. Dies aber gereicht nicht dem Dichter, sondern nur dem Publikum zum Vorwurf, das, wie Schiller selbst in einem Briefe sagt, den wir am Schlusse mitzutheilen gedenken, noch nicht reif zu einer solchen Vorstellung war. Er hatte gerade diese Szene aus eigner Fantasie mit außerordentlicher Liebe erzeugt und gepflegt, indem er dem Haushofmeister Melvil schon in Rom die sieben Weihen und die geweihte Hostie vom Papste selbst geben ließ, die er Marien in der Sterbestunde nun darreicht. Von allen diesem weiß die Geschichte nichts, die nur dies eine berichtet, daß ihr ihr Beichtvater und der letzte Trost der Kirche hartnäckig verweigert worden sey *). Aber was die Fantasie des Dichters hier ergänzend schuf, ist die strengste

*) Even this favor, which is usually granted to the vilest criminal, was absolutely denied. Robertson's History of Scotland T. II. P. 356. So weit ging doch selbst der blutige Terrorismus nicht, der Ludwig XVI. unter die Guillotine führte!

poetische Wahrheit. Es hatte so seyn können! Mehr bedarfs nicht! Auf einigen Privattheatern, vor ausgewählter Gesellschaft, ist das Stück wirklich ganz unverstümmelt gegeben worden, und die Wirkung ist außerordentlich gewesen. Das wußte Schiller und war daher äußerst mißmuthig, als wichtige Beweggründe der höhern Polizei der unverkürzten Aufführung selbst in Weimar unübersteigliche Hindernisse in den Weg legten. Wir lassen hier einen wackern Schauspieler des Weimarischen Hoftheaters reden, dem damals, als einem wohl unterrichteten Katholiken, Schillers ganzes Zutrauen zu Theil geworden war, und der auch die Rolle von Mortimer und Melvil zugleich zu spielen bekam, da Vohs der Schauspieler, dem der Mortimer zugetheilt worden war, zufällig krank wurde. „Mit warmer Vorliebe, so erzählt Hr. Haide, legte mir Schiller bei den Vorbereitungen zur ersten Aufführung die Szene im fünften Aufzuge ans Herz. Als Katholik mußte ich ihm den ganzen kirchlichen Ritus der Ohrenbeichte und des Abendmahls mittheilen; er gab mir auf, so weit es mit den Worten übereinstimme, die übliche Priestermanier bei der Administration beider Sakramente genau darzustellen, die Absolution mit dem ein dreifaches Kreuz bildenden Gest deutlich zu bezeichnen, und das Abendmahl sub utraque, unter beiderlei Gestalt, zu reichen, indem zu dem Kelche, dem Vorzuge des katholischen Klerus, auch die Könige berechtigt seyen. Allein was geschah? Nach einer Vorprobe wurde der Herzog von diesem theatralischen Wagestück — Profanation nennten es viele — unterrichtet, er schrieb Schillern einen Brief mit der ihm eigenen feinen Schonung und Güte, worin er ihn dringend ersuchte, die öffentliche Feier einer religiösen Weihe vom Theater wegzulassen, indem Er sowohl als alle Verständigen wohl vollkommen über die Zweckmäßigkeit und Unanstößigkeit dieser Szene an und für sich mit dem Dichter einverstanden wären, die gemeine Masse aber doch wohl vielfachen Anstoß daran nehmen könne. Schiller, der alles vorher genau erwogen hatte und sich wohl bewußt war, daß diese Szene, gleichsam der Schlußstein des Ganzen, nicht ohne den größten Nachtheil fehlen könne, war höchst leidenschaftlich gereizt, und es entschlüpfte ihm in dieser

Stimmung die harte Aeußerung: „Ich werde noch einmal ein Stück schreiben, worin der Heldin geschieht, was der Maria von Bothwell geschehen ist. Sie müssen zusehn!“ Damit ließ er mich gehn. Indeß änderte er doch die ganze Szene ab: Ciborium und Kelch blieben weg, und er schloß mit der Absolution.“

So weit unser Berichterstatter. Man wundre sich nicht, daß diese Szene hier der Schlußstein des Ganzen genannt wird, da ein zu seiner Zeit vielgelesener Kunstrichter, der es unternahm, Literaturbriefe nach Lessingen zu schreiben, in seiner übrigens scharfsinnigen Beurtheilung des Stücks uns ausdrücklich versichert, es sey schwer zu errathen, was der Dichter mit dieser Szene wolle, die uns in Mariens Charakter keine neue Seite zeigt und der die obige Handlung ganz fremd ist. Hr. Merkel hatte ja aber kurz vorher selbst sehr richtig bemerkt, Schiller suche in dem ganzen letzten Akt, wo die eigentliche Handlung längst geschlossen und an ein wahres Fortschreiten derselben nicht mehr zu denken sey, durch zartes Detail zu rühren und erwerbe sich das Verdienst der sorgfältigsten Ausführung. Diese Rührung gerade wird hier aufs höchste gesteigert. Aber man vergesse zugleich nicht, daß Schiller nur eine schuldige Maria uns hatte geben wollen. In dieser Rücksicht blieb alles unvollendet und unaufgelöst, wo diese Szene ermangelte. Freilich konnte der alles so tief hervorhebende und so gründlich motivirende Dichter den leichtsinnigen Mißbrauch nicht voraus sehn, den, auf diesen Vorgang, als auf einen kräftigen Schutz- und Trutzbrief, gestützt, sich andere dramatische Dichter, blos um durch Neuheit und kecke Profanation zu kitzeln, mit den Sakramenten und Gebräuchen der Kirche zu treiben sich nicht entblöden würden!

So viel im Allgemeinen zur Rechtfertigung eines Stücks, das sogleich bei seiner ersten Erscheinung alle unbefangene Kunstrichter und Kenner für das Erstlingsstück einer neuen, vollendenden Periode seiner dramatischen Laufbahn, die man die dritte nennen möchte, ansahn, wo gereifte Kunsteinsicht ihm gegen alle rohe Genialität der ersten Periode, welche



die Räuber und den Fiesko erzeugte, vollkommen sicherte, und wo fortgesetzte Uebung die im Don Carlos und Wallenstein oft noch sehr sichtbare Spuren großer Anstrengung und peinlichen Kraftaufwands fast ganz weggetilgt hatte. Wie viel würde sich zum Lobe dieses Stücks sonst noch beibringen lassen, man möchte nun den großen, feierlichen, langsam prächtigen Gang der Fabel, der, wenn er auch hier bald an epische Breite, dort an lyrische Fülle anstreifen sollte, dennoch sicher zum Ziel gelangt, oder die herrliche, gleichsam nur dazu erst neu ausgeprägte, aller Schwulst völlig entladene Sprache im Allgemeinen, oder auch beim Erwägen einzelner Szenen den fast bis zum Schluß meisterhaft durchgeführten Contrast zwischen Wolf und Lamm, wie es Vater Wieland einmal als Zuschauer dieses Stücks nannte, den Contrast zwischen der Unterdrückerin und der Unterdrückten, der politischen, herzlosen Staatskünstlerin Elisabeth, und der gefühlvollen, aller Arglist und Verstellung unfähigen Maria, oder den (wenn auch der Sache selbst nach mehr rhetorischen, als poetischen) Staatsrath der Elisabeth im zweiten Akte, in welchem sich, wie auf einem großen raphaelischen Teppich, der etwa zu Arras gewebt wurde, die Staatsfiguren lebendig vor unsern Augen entfalten, oder endlich die unvergleichliche und wegen Annäherung an einander desto schwierigere Charakteristik der drei echten Engländer, des Burleigh, Paulet und Shrewsbury in Anschlag bringen und besonders entwickeln wollen. Einiges wird sich noch bei der Erklärung der Szenen, die Rambergs Kunstgriffel uns vorzeichnete, nachtragen und ergänzen lassen.

Bekanntlich hat auch der große italienische Tragödiendichter, dessen Verdiensten man neuerlich erst unter uns angefangen hat, volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, Vittorio Alfieri eine Maria Stuarda gedichtet, in welcher jedoch noch von keinem Kerker und Henkersbeil in England, sondern blos von jener zweideutigen Katastrophe der Ermordung des Königs Heinrich die Rede ist. Der italienische Trauerspieldichter hat den jugendlichen Charakter seiner Heldin mit um so größerer Aufmerksamkeit und Zartheit behandelt, als es ein Thema war, das ihm seine geliebte Dame,

der er so viel opferte, aufgegeben hatte *), und er dabei manche Stelle mit ganz besonderer Bewegung und Beziehung auf nähere Umgebung geschrieben zu haben scheint. Schiller fand sich also, jedoch ohne davon die geringste Ahndung zu haben, zum zweiten Mal auf einem Wege mit Alfieri, der ja auch einen Don Carlos gedichtet hat. Und es verlohnte sich wohl der Mühe, zu untersuchen, welcher von beiden Dichtern den Charakter der Königin treuer aufgefaßt, poetischer wiedergegeben habe. Vielleicht findet sich dazu an einem andern Orte Gelegenheit. Wir machen hier nur noch auf ein von Smirke in London erfundenes und der Prachtausgabe von Hume's Geschichte von England einverleibtes Blatt aufmerksam, welches das echteste Porträt der schottischen Königin, von Myrten und Cypressen umschattet, an das Fußgestell einer Trauerurne angeheftet, vorstellt, an welchem die Liebesgöttin in tiefste Trauer versunken ihren Schmerz aushaucht, während Amor, der Köcher und Bogen von sich geworfen hat, tiefbekümmert zur Schmerzens-Mutter hinaufblickt. Die ganze Composition des Bildes hat, so verbraucht und abgenutzt auch der Gedanke selbst genannt werden mag, viel Liebliches und söhnt uns gewissermaßen wieder mit so vielen boshaften Schandgedichten aus, welche Parteiwuth und Fanatismus in früherer Zeit auf die so argverlästerte Maria in vollem Maß ausgegossen hat, und wovon sich zwei empörende Muster in Buchanans Werken vorfinden. Hier heißt es unter anderm von ihr **):

*) S. Denkwürdigkeiten aus dem Leben Vittorio Alfieris (Amsterd. Industrie-Comptoir 1812) Th. II. S. 76.

**) Tigris alit mentem, panthera in pectore regnat,
Lacte lupus nutrit, corpore Daemon inest.
Quisquis at infelix talem dignatur amicam,
Toxica, praemonitus, multa parata sciat.
Quod si difficile est vitam violare veneno,
Sulphureo, caveat, pulvere tecta rapi.

Buchanani Op. T. I. in Append. p. 64.



Tigerfinn ist ihr Geist, der Panther herrscht in der Brust ihr,
Wolfsmilch säugte sie groß, sie, die der Teufel besitzt!
Wer, dem Verderben geweiht, sich solche zur Freundin erkieset,
Dem schäumt, sey er gewarnt, hundertgestaltig das Gift.
Doch wo das Gift nicht sprudelt, den Lebensquell zu entweihen,
Führet des Schwefels Gewalt dich mit dem Haus in die Luft.

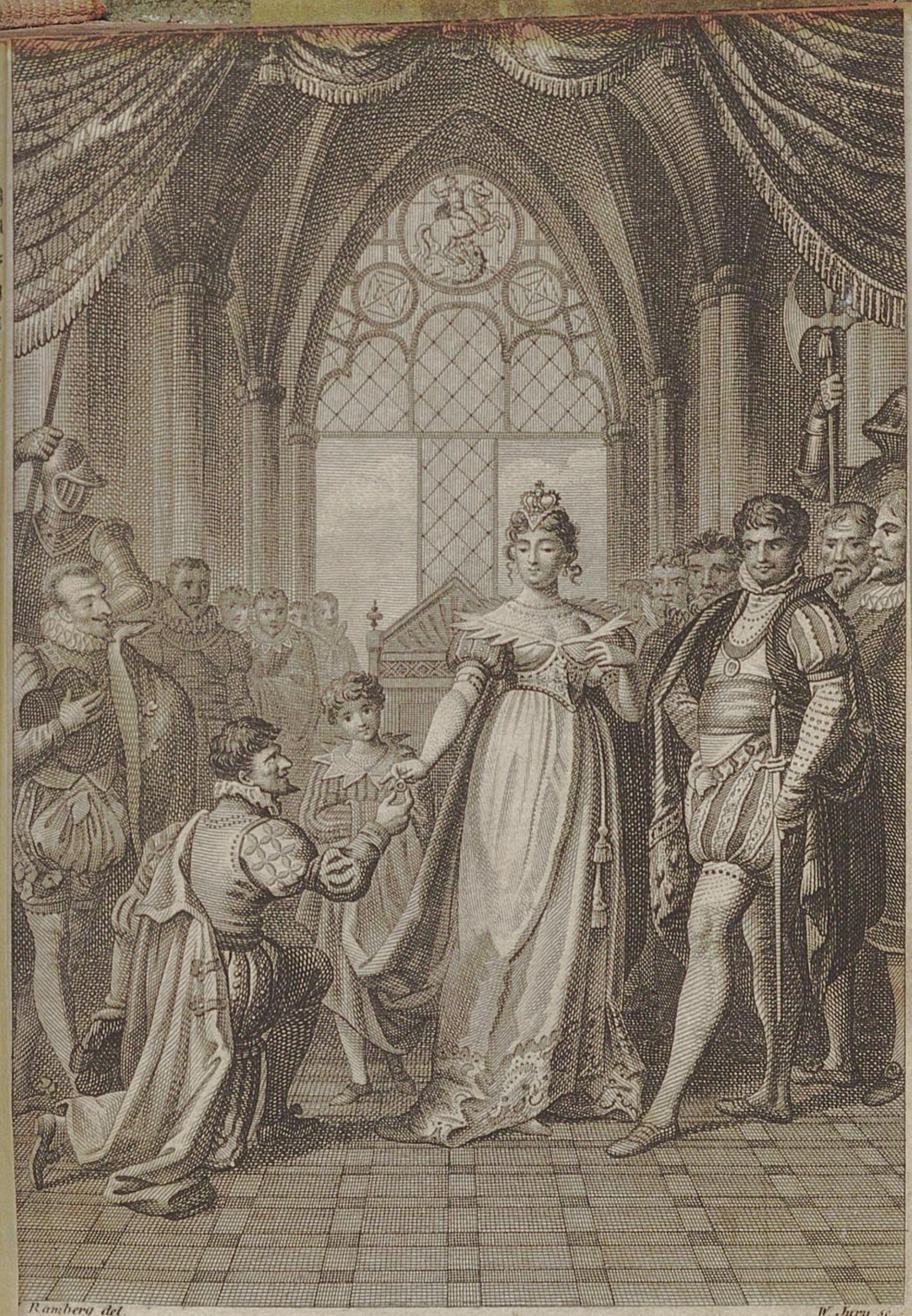
Arme Maria, und dieser Wüthende, der solchen Geifer gegen dich verspritzte, war, während du im Kerker schmachtetest, der Erzieher und dann der Geheimschreiber deines einzigen Sohnes!

# I.

## Der Ring.

In keinem seiner Trauerspiele hat Schiller der Wirkung des Gegensatzes, dem Contraste so viel eingeräumt, als in der Maria. Der erste Akt beginnt damit, daß er uns Mariens Elend und die Königin in ihrer tiefsten Abwürdigung zeigt. Man erbricht ihre Schränke, man raubt ihre letzten Kostbarkeiten, man spürt in den verborgensten Schubfächern nach ihren Heimlichkeiten. Ihr guter Genius, die Amme, quält sie mit verwundenden Tröstungen, ihr böser Genius, Burleigh, erscheint ihr, wie dem Brutus bei Philippi der seinige. Dagegen fängt nun der zweite Akt damit an, daß wir die überglückliche Elisabeth, mit der vollen Glorie königlicher Hoheit umstralt, ein prächtiges Turnier halten und dann die Bewerbung des mächtigen Monarchen jenseit des Canals nur halb annehmen sehn. Es hat schon ein anderer Kunstrichter bemerkt, daß die kontrastirenden Auftritte zu weit auseinander gerückt sind, um ihre volle Wirkung thun zu können. Aber es ist auch außerdem vieles bis zur epischen Breite erweitert und ausgesponnen. Daher blieb die erste Szene sogleich bei der ersten Aufführung in Weimar ganz weg und in der zweiten wurde manches abgekürzt.

Es ist schon in der Einleitung bemerkt worden, daß sichs der Dichter auch bei der Einführung dieses Heirathsgeschäftes erlauben durfte, in der Zeitrechnung sowohl als in andern Umständen die historische Wahrheit der dichterischen aufzuopfern. Der Herzog Franz von Anjou, jüngster Bruder des damals regierenden Königs Heinrichs III. von Frankreich, war nach vielen, schon früher gepflogenen Unterhandlungen selbst nach England gekommen und hatte den Entschluß der damals schon 48jährigen Königin, nie zu heirathen, so wankend gemacht, daß sie am 17. November 1581, bei der Feier ihres Krönungsfestes, vor dem ganzen Hofe wirklich Ringe mit ihm wechselte, worüber so gar in Gent und Brüssel schon Feuerwerke angezündet und die Kanonen gelöset wurden. Die Königin besann sich indeß nach wenig Tagen eines bessern und die Prophezeiung des Puritaners John Stubb:



Ramberg del. W. Jury sc.

*Maria Stuart. IIte Aufz. IIte Auft.*

*— Bringt seiner Hoheit dieß Geschenk.*

Der Abgrund, der England durch die französische Heirath verschlingen wird, die dem Verfasser die rechte Hand kostete, blieb ohne Erfolg *). Man wird bei genauer Vergleichung dessen, was der Geschichte und was dem Dichter in dieser Szene gehört, die Kunst des letztern zu bewundern volle Veranlassung finden, aber auch der Feinheit, womit Ramberg sie uns vor Augen führt, gern Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Der würdevolle Anstand der Königin, der devote Entzweck des niederknienden Bellicere, der den Ring empfängt, der Ausdruck in den Mienen der lauschenden oder erstaunten Höflinge ist selbst in diesem kleinen Raum gut ausgedrückt. Vor allem aber zieht der ihr zunächst stehende Leicester durch eine Freundlichkeit, die, wie der älteste der Dichter singt, mit fremden Kinnbacken lacht, und durch sein Schalksauge unsre ganze Aufmerksamkeit auf sich. Wirklich war der im Besitz seiner jungfräulichen Königin so sichere Günstling durch die dem Ansehen nach so günstig aufgenommene Brautbewerbung so entrüstet worden, daß er sogar den Liebling des Herzogs von Anjou, Simier, der Zauberei beschuldigte, womit er die Königin zu einer blinden Leidenschaft fortgerissen habe, und in den Verdacht gerieth, einen Meuchelmörder gegen Simier gedungen zu haben **). Es spiegelt sich also sein Inneres in diesen sonst so glatten Höflingsmienen. Und wie vorbereitend zugleich auf Mortimers Anträge in einer der nächsten Szenen!

Das Wort über den Ring, welches hier Schiller der Königin in den Mund legt

— der Ring macht Ehen
Und Ringe sinds, die eine Kette machen,

ist ganz in der witzelnden, sinnbildlichen Manier der damaligen Zeit und kömmt in manchem Madrigal und Klinggedicht der damaligen Galanterie vor. Trug doch schon, einer

*) S. de Thou Historiarum sui temporis T. XI. p. 54. libr. 74. (ed. Lutet.) und Hume History of England Vol. VII. p. 123 f. und daraus Heinrich II, 522.

**) S. Camden Annales rerum Anglic. regnante Elisabetha p. 471. Hume VII, 119.

uralten griechischen Ueberlieferung zu Folge *), der Menschenbildner Prometheus selbst den ersten eisernen Fingerreif blos als Abzeichen der Kette, womit er einst am Caucasus gefesselt und angeschmiedet gewesen war, und so, fährt jene Sage fort, entstand die Sitte Ringe zu tragen unter den Menschen, die aus Prometheus Leimgebilden hervorgingen.

Was ist übrigens nicht mit Ringen, als Zeugen und Sinnbilden unauflöslicher Ehebündnisse, gespielt und gefabelt worden! Kein Wunder, wenn die sich immer selbst überbietende und das feinste noch mehr verfeinernde Galanterie unserer sinnreichen Vorfahren statt des alltäglichen Ringes, worin die Königin, wie unser Dichter sagt, nichts vor dem gemeinen Bürgerweibe voraus hat, neue Liebeszeichen erfand, daher die Braut des Herzogs Wilhelm Ernst von Weimar ihrem fürstl. Bräutigam, statt des gewöhnlichen Ringes, eine aus Amben geschnittene zierliche Hand schenkte, die der Verfasser dieses Aufsatzes einst selbst in der Kunstsammlung bei der Herzogl. Bibliothek in Weimar genau betrachtete. Sie ist zwiefach beringt und bemanschettet, an der goldnen Handwurzel mit Diamanten und Rubinen besetzt, und hält zwischen Daum und Zeigefinger ein niedliches — Vergißmeinnicht **). Doch wird der unzerstörbare Ring wohl immer sein Vorrecht behaupten. Zum Talisman macht ihn die wahre Huld der Frauen, die keine Jahre zählt und fürchtet. In diesem Sinne mag ieder Ring ein Zauberring werden. Wem's aber um Zauber und Wunder im eigentlichen Sinn zu thun ist, der lese die mit reicher Kunst ausgestattete alte Legende von dem unveräußerlichen Familienring im neuesten Roman des Barons la Motte Fouqué, Der Zauberring ein Ritterroman.

---

*) Beim Plinius XXXVII, 1. und daraus bei Marbodus de gemmis V. 720 ff. p. 89. ed. Beckm.

**) Jetzt abgebildet in dem interessanten Allerlei Curiositäten. B. II. St. I. S. 82.



Rämberg del. W. Böhm sc.

*Maria Stuart. IIIter Aufz. Ier Auft.*

*Fliehende Wolken! Segler der Lüfte!*
*Wer mit euch wanderte, mit euch schiffte!*
*Grüßet mir freundlich mein Jugendland!*

## II.

## Die Freiheit.

Wer hat nicht das naive, sehnende Volksliedchen unsers Herders *) irgend einmal mit tiefster Innigkeit, als wäre es der eigenen Brust entquollen, in Reichards lieblicher Composition nachgesungen:

Wenn ich ein Vöglein wär,
und auch zwei Flüglein hätt',
flög ich zu dir!
weil es aber nicht kann seyn,
bleib ich allhier!

In der Stimmung, in welcher jenes Liedchen gefaßt und empfunden seyn will, muß der Beschauer die hier abgebildete Szene erblicken. Sie ist, wie jeder weiß, der einer gelungenen Aufführung dieses Stücks, etwa in Weimar oder Berlin, beiwohnte, der Triumph des Dichters selbst. Die aus den, dumpfigen Kerkermauern gleichsam entfesselt hervorspringende, im Sonnenschein, nach welchem alles Lebendige dürstet, nach langer, enger Haft sich badende, die freie Luft in vollen, gierigen Zügen zum ersten Mal wieder einathmende Maria mußte freilich noch in einem ganz andern Sinne, als dort bei Aristophanes der bäurische Strepsiades beim Anblick der Wolken, ausrufen können **):

— sogleich auffliegt mir die Seele begeistert!

Sie, welche die Gefühle der Liebe und der Religion früh schon in der singbarsten, tonreichsten Sprache des neuen Europa gepflegt und die zarteste Blume der Dichtkunst mit dem italienischen Sänger Rizzio oft gebrochen hatte, sie, die leicht bewegliche, leicht begeisterte Dichterin mußte ja wohl bei einer Veranlassung, wie sie Schiller herbeiführt, ihr Gefühl poetisch

---

*) Herder's Volkslieder. Th. I. S. 67.

**) S. Aristophanes Wolken, eine Komödie, griechisch und deutsch von Wolf. S. 55.

aushauchen, und war je lyrischer Aufschwung in einem Drama am rechten Ort, so ist ers hier. Es bleibt daher wirklich unbegreiflich und ist nur aus einer vorgefaßten Abneigung gegen die metrische Sprache im Drama überhaupt erklärbar, daß Merkel in seiner Kritik *) diesen Uebergang ins gereimte Lied für eine Unschicklichkeit erklären und mit den transparenten Landschaften in der Malerei vergleichen konnte. War je die Freiheit der griechischen Bühne, lyrische Empfindungen, lyrisch in Anapästen ausgedrückt, dem dialogisirenden Senar auch außer den eigentlichen Chorgesängen einzuflechten, auch im neuern Drama erlaubt, so war es hier der Fall.

Der Zeichner hat mit dem Dichter in der Darstellung dieser Szene gleichsam um den Kranz gerungen, und es möchte das Urtheil schwer zu sprechen seyn. Welch ein herzgewinnender Zauber ist über diese holde, sehnsüchtig emporblickende, sich gleichsam selbst beschwingende Figur ausgegossen. Hinauf, hinauf, in die freien Lüfte! das ruft Stellung, Geberde, Blick fast lauter, als das herrliche Lied des Dichters selbst.

Eilende Wolken! Segler der Lüfte,
Wer mit euch wanderte, mit euch schiffte!

Der lang herabfließende Schleier wird zum Segel, die ganze Draperie ist zum leichten Emporschweben berechnet. Wie sprechend und wahr ist das ängstliche Staunen der Dame Kennedy im Hintergrunde mit ihren zusammengefalteten Händen damit in Gegensatz gebracht! Wie sinnreich und bedeutend zu den Füßen der Königin das auffliegende Vögelchen! Dahin, dahin ins Land der Freiheit laß uns ziehen, wo meine Wiege stand!

Es mag dem Liebhaber eine angenehme Unterhaltung gewähren, die Stellung, die Ramberg der sehnsüchtig emporblickenden Maria gab, mit der Attitude der Mad. Bethmann, vormaligen Unzelmann, zu vergleichen, die bekanntlich seit einer Reihe von Jahren im Besitz dieser Rolle auf dem Berliner

*) Merkels Briefe an ein Frauenzimmer. Heft IX. S. 566.



Nationaltheater war und nicht nur, durch Spiel und Deklamation, sondern auch durch die eleganteste und zweckmäßigste Costümirung, worin sie stets eine unerreichbare Meisterin war, alle Zuschauer befriedigte. In der erlesenen, durch ähnliche Versuche noch nicht übertroffenen Sammlung der Kostüme auf dem königl. Nationaltheater in Berlin, (Berlin, bei Wittich) wovon bis jetzt 22 Hefte in den Händen der Liebhaber sich befinden, erscheint uns die Bethmann zweimal als Maria Stuart *), zuerst als die sich frei fühlende im Park, in demselben Moment, den Ramberg hier wählte. Es dürfte bei genauerer Prüfung doch kaum zweifelhaft seyn, daß die Stellung, die Ramberg wählte, als Bild, weit anmuthiger und gefälliger sey. Jene Stellung in den Kostümes hat weit mehr gewaltsames und erinnert fast unwillkührlich an die Windmühlenflügel. Selbst die ganz schwarze Kleidung, die dort gewählt ist, macht den günstigen Eindruck zur Sache nicht, der doch hier bezweckt wurde. Dies ganz schwarze Kostüm mag sonst sehr schicklich und angemessen seyn, und in den ersten ruhigern Szenen seine volle Wirkung thun, wie es auch von Dähling für das zu bald vergessene Journal Selene abgebildet worden ist. Die zweite Abbildung in jenen Berliner Kostümes stellt uns Marien im fünften Akt geschmückt und zum Tode bereit vor Augen. Es hat sich die genaueste Untersuchung des damals Ueblichen mit wahrer Pracht verbunden, um ein solches Kostüm darzustellen. Doch mag es erlaubt seyn, zu zweifeln, ob das Prachtvolle auch hier theatralisch, ansprechend genug sey. Nur der feinste Geschmack mag über die Gränzlinie hinaus schweifen, welche zwischen dem Fantastisch-abenteuerlichen und dem blos idealisirenden gezogen werden muß. Scheint doch selbst der ganz schwarze Anzug in den uns unendlich vervielfältigten Porträts und Bildern der Maria Stuart erst später und lange nach ihrer Hinrichtung allgemein, als symbolisch, beliebt worden zu seyn. Denn so erscheint sie auch auf einem

*) Kostüme für das königl. Nationaltheater zu Berlin. Heft III. u. 3. 4.

Porträt in ganzer Lebensgröße, welches sich im königlichen Lustschlosse in Pilnitz unweit Dresden befindet. Das ganze Bild ist gewissermaßen symbolisch, wie auch daraus erhellet, daß die neben ihr auf einem Tische liegende Krone vom Sammtkissen, worauf sie gelegt ist, herabzufallen droht.

Uebrigens mag es dem Maler und der sich malerisch kostümirenden Schauspielerin, welche die Rolle der Maria zu spielen hat, nicht zum Vorwurfe angerechnet werden, wenn sie ohne neidisch verhüllende Hals- und Busentücher und ohne Streifkragen und Gekräusel auftritt. Denn wenn auch mehrere unstreitig echte Porträts auf Gedächtnißmünzen und Medaillons dieser schönen Königin sie wirklich mit einem bis an den Hals zugeknöpften Gewand vorstellen *), so fehlt es doch auf der andern Seite auch nicht an Beweisen, die uns gleichfalls die Münzkunde darbietet, daß sie mit ganz entblößtem Hals und Busen noch bei ihren Lebzeiten gebildet worden ist **). Das echteste Porträt, das uns zugleich die treueste Abbildung der damals üblichen Kopf- und Halsbekleidung gibt, ist der Genzischen Biographie dieser Königin im (Wiewegischen) Taschenbuche für 1799 vorgestochen worden.

---

## III.

## Der Zwist.

Keine Szene hat zugleich mehr Bewunderung erregt und mehr Aergerniß gegeben, als die in so hartem Wortwechsel und Bitterkeit sich endigende Unterredung beider Königinnen. Ein schon mehrmals angeführter Beurtheiler sagt in seinen Briefen darüber: „So oft ich diese Szene las oder sah, blieb ich zweifelhaft, ob mich die tiefe Wahrheit derselben

---

*) S. den Gnadenpfennig mit Mariens Brustbild in Köhlers Münzbelustigungen. Th. V. S. 233.

**) Numi Anglici et Scotici in Museo Pembrokiano. T. IV. tab. 30.



H. Ramberg del. W. Jury sc.

*Maria Stuart. III. Aufz. IV. Auft.*

*O Gott des Himmels! Muss es dahin kommen!*

mit mehr Bewunderung oder die Gemeinheit dieser Wahrheit mit höherer Indignation erfüllte. Wir werden durch den Schluß derselben, wo Maria frohlockt, daß sie ihrer Todfeindin ein Messer ins Herz gestoßen, sie vor ihrem gemeinschaftlichen Buhler erniedrigt habe, gewaltsam daran erinnert, daß hier nicht Kampf zwischen Edelsinn und Tyrannei, nein zwischen zwei Weibern sey, die es nicht werth sind, uns zu Zeugen ihres Zankes zu haben." Französische oder doch durch die Gesetze der französischen Anstandsbücher bestimmte Kunstrichter haben geradezu diesen Zwist eine Poissarden-Szene genannt.

Und doch dreht sich um sie, wie jeder sieht, der den Dichter in die Anlage und Verwickelung des Stücks verfolgt, die ganze Auflösung und Entwickelung. Dahin mußte es kommen, daß die staatsklug zögernde Gauklerin endlich einen raschen Entschluß faßte, das gereizte Weib der besonnenen Königin in die Feder griff, und daß jene das Todesurtheil unterschrieb, was diese lieber durch ein schleichendes Gift sich erspart hätte. Angenommen, was selbst brittische Schriftsteller von jeher laut zu äußern kein Bedenken trugen, daß nur brutale Eifersucht am Ende entschied *), als Elisabeth das Todesurtheil vollstrecken ließ, und daß alle Besorgnisse wegen der Sicherheit des Staats und der Religion diesen Stacheln der beleidigten und empörten Weiblichkeit weit nachstehn mußten, so konnte ja Schiller den ganzen 24jährigen Verlauf dieser Eifersüchtelei und gereizten Eitelkeit der Elisabeth uns in dem engen Rahmen eines einzigen Gemäldes, wie es sein Drama allein gestattete, nicht stärker und ergreifender vors Auge bringen, als durch eine Szene, die in der Anlage und in der Ausführung wahrhaft meisterhaft ist.

Engländer und Deutsche haben sich um die Wette bemüht, Charaktere und Hauptszenen in Shakspears unvergänglichen Dramen psychologisch zu entwickeln und die Kunst des Dichters in ihnen zu zergliedern. Verdiente irgend eine Szene in unsers Schillers Trauerspiel eine ähnliche Entwickelung, so wäre

*) S. Skinner's ecclesiastical History of Scotland. Vol. II. p. 195.

es die Zusammenkunft der zwei Königinnen. Was Maria so oft, so dringend gebeten, ja sogar durch ihre Commissare beim Staatsverhör zu York 1568 als die einzige Lösung des so verwickelten Knotens vorgeschlagen *), Elisabeth aber nie bewilligt hatte, ein Schauspiel, was die Geschichte selbst wegen der Kluft, die zwischen beiden befestigt war, nie gewähren konnte, das bringt der Dichter durch die so wahrscheinlich eingeflochtene Intrigue von Leicester zur lebendigsten Wirklichkeit. Die Gemüther der Zuschauer werden dadurch aufs äußerste gespannt und das Kunststück geschieht vor unsern Sinnen, was Horaz dort besingt **):

Traun, auf gespannetem Seile, so scheint mirs, könne dahergehn
Jener Poet, der im Busen mein Herz durch Täuschungen ängstigt,
Wild aufreget, hinschmelzet, mit eitelem Schrecken erfüllet.

Aber wie jeder Seiltanz ans Gefahrvolle, Halsbrechende gränzt, so ist freilich auch dies Wagestück des Dichters ein schlüpfriger Pfad, wo das leiseste Ausgleiten zum unvermeidlichen Fall wird. Mit unübertrefflicher Kunst ist alles eingeleitet, was Mariens Gemüth gerade so stimmen und reizen mußte. Sie war im Freudentaumel entzückt, mit neuer Hoffnung, daß Leicester dies alles bewirkt habe, erfüllt worden. Wie wahr ist dieser erschütternde Uebergang, dies gewaltsame Zurückstoßen von den Visionen des Paradieses in die klägliche Wirklichkeit, vom ungezügelten Fantasieflug in die zusammenpressende Gegenwart motivirt. Das einmal aus seinen Angeln gehobene Gemüth hat Fassung und Gleichgewicht verloren. Neue Fassung zu gewinnen ist unmöglich. Der Anstoß des Augenblicks entscheidet, entscheidet furchtbar und endet mit dem Monolog der Königin nach dem gehaltenen Staatsrath:

Das Haupt soll fallen. Ich will Friede haben!

*) Anderson's Collections relating to the history of Mary Queen of Scotland (London, 1729. II Edit.) T. IV. Part. II. p. 133. 158.

**) Epist. II, 1. 210.



Den vollständigsten Commentar zu den Worten, die der Dichter im steigenden Affekt der Unterredung der Elisabeth in den Mund legt:

Das also sind die Reizungen, Lord Lester,
die ungestraft kein Mann erblickt, daneben
kein andres Weib sich wagen darf zu stellen,

findet man in einem Buche, dessen Lektüre niemand versäumen sollte, der über den Charakter beider Königinnen, wie ihn Schiller auffaßte und wieder gab, ein gerechtes Urtheil fällen will, in den Memoiren des wackern Schotten Melvil *) und in den Schilderungen, die er von der kleinlichen Gefallsucht der eiteln Elisabeth und ihren mehr als koketten Bestrebungen gibt, den Gesandten der Königin Maria an sie (im Jahr 1564) das Geständniß abzupressen, daß sie, die Elisabeth, besser das Clavier spiele, als ihre Nebenbuhlerin, zierlicher tanze, eine schlankere Taille, eine feinere Haut habe. Man kann, wenn man dies alles liest und mit dieser Szene vergleicht, sich durchaus nicht entbrechen auszurufen: Ja gewiß so hätte sich die stolze, alternde Elisabeth mit ihrer verhaßten, schönern Nebenbuhlerin gemessen, so hätte sie als Weib gesprochen, wenn sie wirklich zusammengekommen wären, und so mußte natürlich auch endlich Mariens Geduld erschöpft seyn, und das furchtbare:

Spreng endlich deine Bande, tritt hervor
Aus deiner Höhle, langverhaltner Groll!

an seine Stelle treten. Das Schrecklichste, was folgt, ist bei der Rasenden, der schwer Gereizten, ganz in der Ordnung.

Und weil es das ist, so gehörts auch auf die Bühne. Man hat gesagt, Schiller hätte denselben Eindruck auf die stolze Elisabeth hervorbringen, dieselbe Katastrophe herbeiführen können, wenn er die tiefgekränkte Maria, nach den ersten

*) S. Memoirs of Melvil (London 1683. fol.) p. 101, oder nach der franz. Uebersetzung T. I. p. 158—163.

herzlosen Aeußerungen ihrer Gegnerin, sie nur mit edelm Stolz und mit verachtendem Stillschweigen hätte bestrafen lassen. Da wäre denn freilich die beliebte Decenz in allen Ehren und Würden geblieben. Aber das Ganze wäre dann auch eine kalte, förmliche Haupt- und Staatsaktion in schönklingenden Phrasen und Tiraden geworden. Warlich nicht umsonst rief in demselben Jahre, wo Maria Stuart auf der Weimarischen Bühne erschien, Schiller in seiner vollwichtigen dramaturgischen Confession an Göthe, als dieser nicht ohne Anregung und Zustimmung der höchsten Behörde Voltaire's Mahomet aufs Theater gebracht hatte, die Worte zu *):

Nicht mehr der Worte rednerisch Gepränge,
Nur der Natur getreues Bild gefällt,
Verbannet ist der Sitten falsche Strenge,
Und menschlich handelt, menschlich fühlt der Held.
Die Leidenschaft erhebt die wahren Töne,
Und in der Wahrheit findet man das Schöne.

Ein solches vornehm-beredtes Stillschweigen, wie manche es Marien hier anmuthen möchten, beobachtet allerdings in einer mit der unsrigen vielfach verwandten Szene die gemißhandelte Cassandra gegen Klytämnestra, die Gemahlin Agamemnons, in Aeschylos hohem Heldenspiel **). Allein sie steht als Sklavin der königlichen Hausfrau gegenüber. Sie kann das Band ihrer Zunge erst gegen den Chor, der sie bemitleidet, lösen.

Vieles kommt beim Gelingen dieser alles entscheidenden Szene auf dem Theater allerdings auch auf beide Schauspielerinnen an, welchen die Rollen der beiden Insel-Königinnen, wie sie Banks in seinem Stücke nennt, zu Theil geworden sind, vieles auf die Umgebungen, die hier die Stelle des alten tragischen Chors vertreten. Unserm Ramberg ist es vollkommen gelungen, im kleinsten Raum ein großes Seelengemälde zusammenzudrängen. Gefällig, wohlthuend soll es

*) Schillers Gedichte. Th. I. S. 272.
**) S. Aeschylos Agamemnon. V. 1027. ff.



indeß auch in dieser Darstellung seyn. Alekto hat die giftigsten Nattern aus ihrem Schlangenhaupte zwischen diese Unterrednerinnen geschleudert. Dort geballte Fäuste, krampfhaft zusammengebissene Lippen, Verderben sprühende Basiliskenblicke. Hier Zucken in jedem deutenden, auf den Bastard, der auf dem Thron von England sitzt, hinweisenden Finger, Zurückweichen des Abscheus, furchtbares Zungenspiel im weitgeöffneten Munde. Wo solche Feuerbrände geworfen werden, da mag freilich kein Löscheimer Wasser genug haben. Die beiden Alten, der edle Shrewsbury, die knieumfassende Kennedy, ringen vergeblich mit den Wüthenden. Und jener glattzüngige Gesell, der Höfling dort, möchte am Ende eher Oel als Wasser zuschütten.

Wir schließen mit dem Urtheile eines Freundes, den wir schon oben als urtheilsfähigen Richter seine Meinung aussprechen hörten. „Die überfeinen Geschmäckler, die an der Szene zwischen den beiden Königinnen so gräulichen Anstoß nehmen, wissen recht eigentlich selbst nicht, was sie wollen, wie ihnen das sehr oft begegnet. Wer verlangt, daß zwei Frauen von so entschiedenen, einander abstoßenden Charakteren, unter diesen Verhältnissen, unter denen sichs doch zunächst als Weiber handelt — wie das auch eben so psychologisch als historisch wahr ist — in der allergereiztesten Spannung, im entscheidendsten Moment ihres Lebens (und des Stücks), bei diesen Umgebungen, sich noch fein sittig und herkömmlich, wie Königinnen, zeigen sollen; der verlange auch vom Maler, er solle den König David mit Krone und Szepter vorstellen, indem er die Bathseba auf ihrem Lager umfängt. Möglich, daß einige Farbenpunkte zu stark aufgetragen sind, das Ganze dieser Szene muß jedes unbewölkte Auge, und jeder kräftige, natürliche Sinn als eines der herrlichsten Meisterstücke der dramatischen Literatur bewundern und preisen."

## IV.

## Der Tod löscht die Schuld.

Auch die eines Mortimers! Der Kritiker, mit dem wir es schon mehrmals zu thun hatten, hält alles, was nach dem Schlusse des dritten Aktes vorgeht, für das verkünstelte Fortspinnen eines Fadens, der schon mit jenem Akt ausgesponnen seyn sollte *). So vortrefflich und eines großen Meisters würdig die einzelnen Szenen hier wären, so fange doch damit eine ganz neue Verwickelung, eine ganz neue Handlung an; ja man könne die ersten sechs Szenen des vierten Akts recht gut als ein neues Stück ansehen, das Leicesters Anklage und Rechtfertigung zu betiteln seyn würde. Nichts ist einseitiger, um nicht zu sagen ungerechter, als dies Urtheil. Mortimers und Leicesters Schicksale mußten so, und nicht anders, eingeflochten und aufgelöset werden. Die Ursache ist leicht zu finden. Sie sind von dem Augenblick, da sie sich für die arme Stuart thätig zu interessiren anfangen, dem Verderben geweihte Häupter. Dieß gehörte, nach Schillers Vorstellung wenigstens, unabtrennlich zu dieser Schicksalsfabel. Wir müssen sie vor unsern Augen untergehen sehen. Damit hat die Wage in den Händen des Zevs gewogen:

— so ward Zevs Wille vollendet **).

Es gehört nämlich ausdrücklich zu dem schrecklichen Verhängniß, das die unglückliche Maria Stuart traf und von ihr, wie die Geschichte oft laut ausgerufen hat, auf das ganze Stuartische Geschlecht bis ins 18te Jahrhundert herab ***), wie ein Fluch, vererbt wurde, daß alle, die sich mit ihrer Beschirmung und Rettung ins Spiel brachten, jenem Curius glichen, der sich selbst in den verpesteten Pfuhl stürzte, und gewöhnlich selbst mit ihren Familien untergingen. Maria

*) S. Merkels Briefe, Heft X. S. 618. ff.

**) Διός τ' ἐτελείετο βουλή.

***) Den Unstern der Stuarts nennt es Johannes Müller, allgem. Geschichte XXII, 13.



Ramberg del. Hess sc.

Maria Stuart. IV. Aufz. IV. Aufl.

Maria, heil'ge, bitt' für mich!

Stuart, die eigentliche Stammmutter dieses Geschlechts, sagt es ausdrücklich, wenn sie dem Verblendeten in der ersten Unterredung mit ihm zuruft:

Flieht aus dem Reiche schnell! Maria Stuart
hat noch kein Glücklicher beschützt —

und wenn sie in der letzten Unterredung mit ihm wehklagt:

Furchtbares Schicksal —
bin ich geboren, nur die Wuth zu wecken.

Schiller hat sich sowohl hier, als im Wallenstein und in der Braut von Messina, genau an die Vorstellungsart des Alterthums gehalten, welches nicht etwa blos die Atriden, Alkmäoniden, das Haus des Oedipus und andere dem Verderben und der Tragödie geweihte Heldenfamilien als Beispiele dieses forterbenden und alles Benachbarte zugleich ergreifenden Unsterns aufstellte *), sondern ausdrücklich auch den Glauben begünstigte, daß jeder, der in einiger Gemeinschaft mit einem solchen Unglücklichen stünde, der auch nur unter einem Dache mit ihm wohne, auf einem Schiffe mit ihm fahre, sein Schicksal theile und sein Haupt den unterirdischen Mächten verwirke **). So muß also auch Mortimer hier untergehn, obgleich freilich seine eigene Verschuldung und Entweihung des Heiligsten durch unkensche Flammen zugleich mit ins Spiel tritt. Denn hierin unterscheidet sich eben Schillers Ansicht in der Maria von der, welche er später in der Braut von Messina gefaßt und auf eine für viele noch weit anstößigere Art ausgesprochen hat. Im letzten Stück waltet das eiserne, unwiderrufliche Schicksal noch viel schrecklicher

*) Die Griechen nannten ein solches Verderben eine Ausrottung von der Wurzel aus (προῤῥίζως). S. Wesseling zu Herodot p. 479. Und der Römer sprachs im Fluche: Dii te eradicent!

**) S. zu Horaz III. od. 2. 25. Die älteste Spur in Hesiodos Haustafel V. 238.

und fügt zum gräßlichsten Brudermord auch noch das Verderben der schuldlosen Beatrice.

Unübertroffen schön und bis zum kleinsten Zug kunstreich motivirt ist die ganze Entwickelung bis zur Katastrophe des Selbstmords. Leicester ist, von Burleigh entlarvt, in der fürchterlichsten Angst und in dem Augenblick, wo wir ihn, die morsche Stütze Mariens aus Feigenholz, wie es am Hofe wächst, schon für verloren ansehen, stürzt Mortimer herein, um ihm die Bestätigung zu überbringen, daß sie beide am Abgrund stehen, und zugleich die ganze Sorgfalt für die unglückliche Königin auf seine Schultern zu werfen. Nichts ist überraschender und doch zugleich auch wahrer, als die eherne Maske, worunter der ausgelernte Höfling sein zagendes Sündergesicht verbirgt, und der Ausweg, den er zu seiner Rettung einschlägt. Er ruft die Wache, um sich des verhaßten Gehülfen zu entledigen, und nun ist es ganz im Charakter des fanatisch-verliebten Schwärmers, der doch bei allen seinen Verirrungen sehr hoch über dem herzlosen Hofschranzen steht, daß er selbst im Tode mit diesem Elenden nichts gemein haben will. Er stößt sich den Dolch in die Brust mit den so oft mißverstandenen und vielleicht vom Dichter selbst in absichtlichen Doppelsinn verhüllten Worten:

Geliebte, nicht erretten konnt' ich dich,
So will ich dir ein männlich Beispiel geben.
Maria, Heil'ge, bitt' für mich!
Und nimm mich zu dir in dein himmlisch Leben!

Es leidet fast keinen Zweifel, daß der Dichter bei diesem Ausruf den verliebten Wahnsinn des fanatischen Selbstmörders die höchste Stufe ersteigen lassen und neben der heiligen Jungfrau auch die bald als Märtyrerin heiligzusprechende Geliebte gedacht wissen wollte. Man denke nur an einige Sonnette Petrarchas, um diese der schwärmerischen Ekstase eigene Vermischung des Heiligsten mit dem Profanen, in welcher unsere neuesten poetischen Verirrungen sich so wunderbar gefallen, recht erklärbar zu finden.

Rambergs Darstellung dieser Szene bedarf keiner besondern Ausdeutung. Sie ist mit vielem Verstand angeordnet



und mit Feuer ausgeführt. Mehr läßt sich von dergleichen Mordszenen nicht erwarten. Dem Fallenden ist mit guter Einsicht ein beruhigender Stützpunkt in dem Hellebardierer, der hinter ihm steht, gegeben worden.

Zum Ueberfluß bemerken wir hier nur noch, daß Schiller alles, was die Geschichte von Babington's und Savage's blutiger Verschwörung erzählt, mit vieler Kunst auf diesen Mortimer, das Geschöpf seiner eigenen Fantasie, anzuwenden und daraus ein vollkommenes Ganze zu bilden verstand, und daß es für diejenigen, welche sich berufen finden könnten, mit Schillers Genie auch seine gewissenhafte Forschung und historische Untersuchung zu verbinden und so die noch immer an Schillers Urne ohne Ersatz trauernde Melpomene wirklich zu trösten, ein sehr lehrreiches Studium seyn würde, zu erforschen, wie der alles erforschende und prüfende Dichter aus dem Anthony Babington seinen Mortimer erschaffen habe. Das Seminarium von Rheims, die Galanterie, die offenbar bei dem liebenswürdigen Babington eben so viel Einfluß hatte, als der Religionseifer, der Versuch, mit Erstürmung des Gefängnisses Marien mit Gewalt zu befreien, des Ministers heimliche Kundschaft (nur ist es Walsingham und nicht Burleigh, der in der Geschichte die verhaßte Rolle spielt), dieß und mehreres andere fand Schiller schon von der Geschichte selbst vorgearbeitet *).

---

*) Die Hauptquelle sind die sogenannten State-Trials. Daraus schöpfte Robertson History of Scotland. T. II. p. 328 ff. Hume History of England. T. VII. p. 172 ff. Kurz, aber lichtvoll und genügend, wie immer, Gentz, Maria Königin von Schottland. S. 113.

## V.

# Treue bis zum Tod.

Die Dresdner Gemäldegallerie bewahrt eins der köstlichsten Denkmäler der echten deutschen Kunst und tiefen Gemüthlichkeit in einem Hauptstück von Hans Holbein, das in der Kunstüberlieferung unter dem Namen des Burgemeisters von Basel bekannt ist. Die Jungfrau mit dem Kinde auf dem Arme steht in einer Nische in der Mitte des Bildes. Zu ihrer Rechten kniet Jakob Meyer, Burgemeister zu Basel, und zu seiner Seite sein zwölfjähriger Sohn. Ein ganz nackender kleiner Knabe, der jüngere Bruder, steht in kindlichster Unbefangenheit und Unschuld daneben. Gegenüber kniet die Mutter mit ihren zwei Töchtern. Welch eine Inbrunst der Andacht in den Anbetenden, welche himmlische Huld in der Gesegneten! Wer es sieht, bleibt huldigend stehn und fühlt sich zu dieser Himmlischen und zu diesen Betenden hingezogen.

Man wird nicht über Profanation schreien, wenn sich beim Anblick dieser meisterhaft gelungenen Szene, in der uns Ramberg Mariens Abschied von ihren Kammerfrauen und Hausbedienten erblicken läßt, etwa zeigen sollte, daß der Erinnerung des geistreichen Künstlers ein ähnliches Heiligen- und Madonnenbild vorschwebte. Die zum Tod geschmückte erscheint wirklich mit unbeschreiblicher Anmuth und ist in dem Augenblick vorgestellt, wo sie ihres treuen Haushofmeisters Melvil ansichtig wird, und indem sie die Rechte gegen ihn ausstreckt, ihm zuspricht:

> Wie? Melvil hier — Nicht also, edler Sir.
> Steht auf! ihr seyd zu eurer Königin
> Triumph, zu ihrem Tode nicht gekommen. —

Wir haben von dieser (bei rechter Anordnung der Statisten — wo wird aber diese kunstgerecht behandelt? — höchst theatralischen) Szene auf der Bühne auch Abbildungen gesehn, wo sich der Zeichner darin gefallen hatte, eine ganze Schaar von weiblicher und männlicher Dienerschaft um die beweinte Königin im buntesten Gewimmel herum knien zu lassen. Wie viel besser verstand Ramberg seinen Vortheil, da er nur



*Maria Stuart. V.r Aufz. VI.r Auft.*
*Treue bis zum Tod.*

vier Personen, gleichsam als Repräsentanten des ganzen Haufens, halb stehend, halb kniend in der anmuthigsten Gruppirung zusammenstellte. Mit vieler Einsicht stellte er die Hauptfigur selbst eine Stufe höher, als die zwei vor ihr knienden Diener; und indem er sie aus einer sich ganz öffnenden Thüre hervortreten ließ, bildete sich dadurch ganz ungezwungen eine Art von Bilderblinde oder Nische und eine innere begränzende Einfassung. Auf der Bühne selbst möchte wegen des Verfolgs der Aufführung eine solche Erhöhung und nischenförmige Thüröffnung nicht ohne die größte Schwierigkeit anzubringen seyn. Aber dem Maler mag sie hier billig zum Lobe angerechnet werden *).

Um alle Mißverständnisse zu entfernen, bemerken wir nur noch in historischer Rücksicht, daß Schiller wohl so gut als manche Splitterlesende Kunstrichter, wäre es auch nur aus der von ihm fleißig verglichenen Gentzischen Erzählung, wußte, daß der Abschied von ihrer Dienerschaft, wo sie jeder ihrer Dienerinnen in einem besondern Beutelchen das ihr noch übrig gebliebene Geld vertheilte, und der von ihrem Haushofmeister, Sir Andrew Melvil, um eine ganze Nacht, in der Maria noch einige Stunden ruhig schlief und dann ihr Testament machte, aus einander liegen. Allein wer wollte ihm nicht gerade diese Abänderung mit wahrem Dank anrechnen! Die Szene verfehlte noch nie, auch bei einer nur mittelmäßigen Aufführung, ihre Wirkung. Es ist unbegreiflich und zeigt von einer gänzlichen Vergessenheit dessen, was auf der Bühne Effekt macht, wenn ein Kunstrichter darüber, wie folget, urtheilt **): „Bei dem ersten Auftreten zeigt sich Maria im Reifenrocke des Prunks, und alles was sie nun weiter thut, ihre Erkundigungen nach abwesenden Bedienten, ihre Anordnungen und so weiter, scheinen uns nur ein pathetisches Spiel mit dem Fächer." Doch

---

*) Lehrreich mag die Vergleichung derselben Szene nach Fr. Catels Zeichnung in der Gentzischen Erzählung S. 124. seyn. An eine wirkliche Gruppirung des zahlreichen Personals ist da kaum gedacht; der Anzug da viel zu jugendlich. Maria ist ganz verfehlt.

**) Briefe an ein Frauenzimmer. Heft X. S. 624.

dieß wird erklärlicher, wenn wir in dem oben genannten Berliner Costumwerk die Tafel ansehn, worauf Mad. Bethmann wirklich in Reifrock und höchstem Prachtaufgebot weiblicher Toilette als Maria Stuart hervortritt. Schiller selbst veranlaßte diesen Misgriff zum Theil durch die Anweisung, wie Maria gekleidet seyn müsse. Er sagt: Sie ist weiß gekleidet. Allein Robertson sagt, nach Strype, ausdrücklich: sie habe ein schwarzes Trauerkleid angehabt. Hume spricht von Seide und Sammt; welcher aber mit der schwarzen Farbe keineswegs in Widerspruch steht *).

## VI.

## Der Höfling.

Wir wissen aus der Geschichte, daß bei der Vollstreckung des Todesurtheils außer den beiden Wächtern, den zwei Rittern Sir Amias Paulet und Sir Drun Drury, als königliche Commissarien nur die Grafen von Kent und Shrewsbury gegenwärtig waren. Schiller änderte dies aus guten Gründen. Durch die Einflechtung der blos poetischen Intrigue mit Leicester bekam der Dichter Stoff zu einigen der zartesten, aber auch erschütterndsten Szenen des ganzen Stücks. Nach den, ganz wörtlich der Geschichte abgeborgten Worten, womit sie das Crucifix geküßt hat, trifft bei einer Wendung ihres Körpers, um zum Schafott zu gehn, ihr Blick auf Leicester. Die Kniee versagen ihr. Sie ist im Begriff hinzusinken, als Leicester sie auffängt und mit seinen Armen unterstützt. Da spricht sie die Worte:

> Ihr haltet Wort, Graf Lester — Ihr verspracht,
> Mit eurem Arm aus diesem Kerker mich
> Zu führen, und ihr leihet mir ihn jetzt.

*) She was dressed in a mourning habit, sagt Robertson. She dressed herself in a rich habit of silk and velvet, sagt Hume.



Kamberg del. Heß sc.

*Maria Stuart Vter Aufz. IXter Auft.*
*Ihr haltet Wort, Graf Lester —*

Es kann nichts erhabner gedacht werden, als diese Worte und was darauf in sanfterem Tone gesprochen folgt. Kein Wort ist in der einmal gegebenen Lage zu viel, und sollte bei dieser oder jener Vorstellung des Stücks doch Manchem hier die Sprecherin zu gesprächig vorkommen, so ist das Schuld der Schauspielerin, die, geschieden von allem Irdischen und der Ueberzeugung gemäß: Nun hab' ich nichts mehr auf der Erde! um alles in der Welt vergessen muß, daß hier keine verliebte Szene gespielt werde. Eine andere Frage ists, ob es gerade nöthig gewesen wäre, auch den Sir Cecil oder den Staatssekretär Burleigh zugleich mit Leicester noch einmal erscheinen zu lassen. Indeß mag es allerdings dazu dienen, das unvermeidliche Verderben des von jenem auf Schritt und Mienen beobachteten Grafen Leicester, in welches ihn Mariens Sturz mit hinabschleudert, noch sinnlicher zu vergegenwärtigen. Für den Zeichner war diese Szene leicht eine der undankbarsten, und obgleich Ramberg die Aufgabe so gut gelöset hat, als es ihm nur möglich war, so wird doch die ganze Vorstellung nie ganz befriedigen können. Im höchsten Grade tragisch und unter das Gelungenste, was die Bühne aufstellt, stets zu zählen ist die folgende Szene, durch welche wir nicht nur die Hinrichtung der Maria — also das, was in der alten Tragödie nur der Bote erzählen konnte, das intus geri dignum des Horaz, — lebhafter empfinden, als würde sie vor unsern Augen vollzogen, sondern auch das fortschreitende Gemälde eines Verzweifelten sehen, dem sich alle Furien seines eignen Gewissens an die Fersen geheftet haben, und dem, wie dort in der Schlußszene des Don Juan, bei jedem versuchten Ausgang die Höllenflammen entgegenschlagen. Sehr treffend bemerkt hiebei Huber: „Es ist in der Natur, daß bei einer heftigen Seelenangst der Mensch nichts so sehr scheuet, als zu sich selbst zu kommen. Er will das Gräßliche lieber in der Empfindung, als in der Vorstellung haben, lieber gegenwärtig in den Sinnen, als abwesend in der Phantasie. Daher ist es auch vollkommen zweckmäßig, daß Leicester, als er den verhängnißvollen Streich hört, sinnlos niederstürzt. Geschahe dieses nicht: so mußte er sich selbst tödten." Allein so meisterhaft und erschütternd

diese Szene ist, so wenig konnte sie doch dem Maler ein selbstständiges und passendes Bild darbieten, und darum ward die nächst vorhergehende gewählt.

---

## VII.

## Das Ziel.

Es ist eine eigene Sache um die poetische Gerechtigkeit. Was in unserer Brust spricht, soll auch im Leben, in Handlung verwirklicht werden. Der Dichter sieht sich mit unsichtbarer Gewalt dazu hingezogen. Aber wie viel Helden- und Trauerspielen hat dieß am Schluß eine schiefe Wendung gegeben. Selbst Schiller ließ sich durch diesen Trieb, Gerechtigkeit zu handhaben, irre führen. Alles, was nach dem Niederstürzen Leicesters und dem dumpfen Geräusch, das von dem Blutgerüste heraufhallt, vom Dichter noch hinzugefügt wurde, raubet dem Drama die Vollendung, die es ihm geben soll. Und was ist das für eine Gerechtigkeit, wo wir die von allen Seiten bestürmte Elisabeth doch nur neue Bübereien und Gaukelspiele gegen den ehrlichen Shrewsbury und den harmlosen Davison anwenden sehn! Es blieben daher auch bei allen Vorstellungen, die nach Schillers Tode von diesem Trauerspiel in Weimar selbst gegeben wurden, die letzten vier Auftritte stets weg. Der Vorhang sinkt, wo Leicester zu Boden stürzt. Mariens Tod erfüllt unsere Seele so ganz, daß es uns warlich nicht einfällt, hier noch eine andere Genugthuung zu fordern.

Doch wir überlassen diese Kritik einem künftigen Dramaturgen. Das Ziel, wohin diese blutige Unthat führen sollte, ist erreicht. Der Pfeil hat getroffen. Denn der Page bringt die Nachricht, daß die Commissarien mit dem Todesurtheil nach Fotheringgay abgereiset sind. Schon in jenem Monolog, der schon allein ein ganzes Drama aufwiegt, hatte die rachsüchtige, nach dem Blut der Gegnerin lechzende Nebenbulerin gerufen:

Wo ich mir eine Freude, eine Hoffnung
Gepflanzt, da liegt die Höllenschlange mir



Kamberg del. Jury sc.

Maria Stuart. V.r Aufz. XII.r Auft.

im Wege. Sie entreißt mir den Geliebten,
Den Bräutgam raubt sie mir. Maria Stuart
heißt jedes Unglück, das mich niederschlägt.
Ist sie aus den Lebendigen vertilgt,
Frei bin ich, wie die Luft auf den Gebirgen!

Nun ist sie todt. Der Jubel, der Jo Päan bricht aus der entfesselten Brust hervor.

— Nun bin ich Königin von England.
Jetzt endlich hab' ich Raum auf dieser Erde!

Und doch fühlt sie in ihrem Innersten den Fieberfrost der Angst, die Vorboten künftiger Beängstigungen und Gewissensbisse.

Ramberg hat nichts gespart, um vor uns das Bild der triumphirenden Staatskünstlerin am blutigen Ziele zur furchtbarsten Wirklichkeit hervorzurufen. Man kann diesen Ausdruck ihres Gesichts und ihrer Stellung mit allem vergleichen, was die Geschichte Nachtheiliges auf die Kehrseite der Medaille dieser bewunderten Jungfrau-Königin (Virgin-Queen), die wohl mehr als irgend eine Semiramis im Osten oder Norden ein doppeltes Gesicht hatte, von jeher geschrieben hat, und man wird sich in der Phantasie selbst kaum etwas Schreckbareres ausmalen können. Sehr passend hat auch Ramberg das vergoldete Schnitzwerk an dem großen Venetianischen Spiegel im Rücken der Fürstin mit den passendsten Emblemen englischer Königswürde, dem Leoparden und Triton, geschmückt. Elisabeth war ja die eigentliche Schöpferin der englischen Marine *). Sie verwandelte zuerst die Handelsschiffe der Kaufleute und die Kaperschiffe der Avanturiers in Kriegsschiffe, beschränkte die großen Privilegien der deutschen Hanse und wurde, wenn auch die der Jungfrau Elisabeth zu Ehren von Walter Raleigh angelegte Colonie Virginien nicht gedeihen wollte, doch die erste Stifterin des englischen Colonieweseus.

*) S. Heinrichs Geschichte II, 630.

## VIII.

## Heilige Nemesis!

Der Künstler übt die Gerechtigkeit, die zu üben dem Dichter nicht vergönnt war, und deren mislungene Ausübung ihn sogar dem gerechten Tadel der unerbittlichen Kritik blosstellte. Auf diesem Blatte endigt sich erst das Staatsdrama, der Mimus, über dessen kunstgerechtes Spiel der große römische Imperator Augustus von den willfährigen, sein Sterbebett umringenden Freunden noch den letzten Zoll des klatschenden Beifalls forderte. Die früh schon in Woodstocks engem Aufenthalt an die Verstellungskunst gewöhnte Elisabeth war unstreitig die größte Comödiantin ihres Zeitalters. Sie hatte dessen ja selbst kein Hehl, als sie bei der den niederländischen Abgesandten ertheilten Audienz in die Worte ausbrach: Ist es nicht besser in die Messe zu gehn, als euch so viel Unglück zu bereiten? Bildet euch nur ein, daß ihr bei einem Marionettenspiele seyd. Wenn ich nun eben Lust hätte die Comödie zu spielen, würdet ihr glauben ein Verbrechen zu begehen, wenn ihr mitspieltet? — Schiller selbst dachte sich auch Elisabeths Charakter nie anders, als in dem Lichte, wie in des verruchten Mandeville's Bienenfabel der sumsende Korb oder die ehrlich gewordenen Schelme erscheinen *). Man denke nur an den furchtbaren Monolog am Ende des Staatsraths im vierten Akt und an die mit Unrecht getadelten Worte:

— Wars denn meine eigne freie Wahl,
gerecht zu seyn? Die allgewaltige
Nothwendigkeit, die auch das freie Wollen
der Könige zwingt, gebot mir diese Tugend!

Nach einer 45jährigen glorreichen Regierung, der alle Kronen zu Theil geworden sind, die der berühmte Genius des Ruhms in Annibal Caracci's bewundertem Gemälde an seine Fingerspitzen geheftet hat, kam der 70jährigen Herrscherin endlich auch die Stunde, wo der Genius dem Menschen die

*) The grumbling Hive or Knaves turned honest. S. Herder's Adrastea VIII, 235.

umgekehrte Fackel auf die röchelnd-gehobene Brust setzt und die tief umschleierte Göttin, die richtende Nemesis, seine Thaten messend, oder die Lebensrolle entwickelnd, hinzu tritt *).

Bekanntlich verfiel Elisabeth sogleich nach der letzten Unterredung mit der sterbenden Gräfin Nottingham im Februar 1603, die auf ihrem Todbette der Königin noch ein verhängnißvolles Geheimniß anvertraut hatte, in eine unheilbare Melancholie, in der sie alle Hülfe der Aerzte, allen Zuspruch ihrer Minister, alle Dienstleistungen ihrer Kammerfrauen hartnäckig verschmähte, und, stummer Verzweiflung hingegeben, endlich ihren Geist aufgab. Hören wir, wie Hume ihre letzten Stunden schildert, die ein Feddersen jener Zeit schwerlich in seine Sammlung aufgenommen hätte. Die Gräfin Nottingham, die Gemalin des Großadmirals Howard, Lord Effingham, fiel in eine tödtliche Krankheit. Sie machte der Königin, die sie zu sich gebeten hatte, ein Geständniß. Diese gerieth darüber in die heftigste Bewegung, schüttelte die schon im Sterben liegende Gräfin gewaltsam, und indem sie ausrief: Gott mag es euch vergeben, ich kann es nie! stürzte sie halb wahnsinnig fort und überließ sich von nun an der tiefsten und unheilbarsten Schwermuth. Sie verwarf alle Tröstungen, weigerte sich, Nahrungsmittel zu sich zu nehmen, wurde von einem brennenden Durst gequält und warf sich auf den Fußboden, von wo sie durch kein Zureden ins Bett gebracht werden konnte. Nur selten sprach sie einige vernehmliche Worte aus. Seufzer und Jammertöne waren alles, womit sie den Schmerz aushauchte, der sie verzehrte. Zehn Tage und zehn Nächte lag sie auf dem Fußteppich ihres Zimmers, das Haupt auf Kissen lehnend, das ihre Kammerfrauen ihm unterlegten. Sie war von keinem Arzte zu bewegen, Arzneimittel zu nehmen. Alles was sie umgab, näherte sich mit Entsetzen oder rang die Hände. Als ihr Ende sichtbar herrannahte, trat der Staatssekretär Robert Cecil, (Sohn des Burleigh) nebst dem Großadmiral und Großsiegelbewahrer zu ihr und verlangte ihren letzten Willen wegen

*) Man erinnert sich hier an das berühmte Basrelief, wo diese Vorstellung den Cyclus endet, und welches am frühesten in den Admirandis n. 67. abgebildet wurde.

des Thronfolgers zu wissen, worauf sie mit kaum hörbarer, leiser Stimme den König von Schottland bezeichnet haben soll. Gleich darauf verfiel sie in eine Schlafsucht und athmete nach wenig Stunden zum letzten Mal. So erzählt Hume den Hergang *). Wir wissen aber aus den Memoiren des Grafen Monmouth, daß sie nicht einmal den ihr im Tode verhaßten Jakob nannte, sondern daß Cecil auch hier seine politische Taschenspielerkunst meisterhaft ausübte. Er allein gab vor, der Königin letzten Willen in leisem Gelispel vernommen zu haben. Als er ihr, der Halbbewußtlosen, Sterbenden, den König von Schottland nannte, machte sie eine Bewegung mit dem rechten Arm, den sie zum Kopf empor hob, und das wurde als Zeichen ihrer Einwilligung gedeutet. So wurde die Heuchlerin, die im Leben so oft andere belogen hatte, sterbend selbst noch belogen. Der Sohn derselben Maria Stuart, die sie dem Henkerbeile geweiht hatte, war nun ihr Nachfolger, und schon der Gedanke an ihn allein, an die geheimen Intriguen und die Huldigungen, welche in den letzten Regierungsjahren selbst der geliebte Essex und ihre betrautesten Minister der aufgehenden Staatssonne aus Schottland darbrachten, verbitterte, da sie ihr immer mit den gehässigsten Zusätzen zugebracht wurden, ihre letzten Tage mit vollen Wermuthsbechern **).

Ramberg hatte Humes Schilderung der in stummer Verzweiflung hinschmachtenden, die Hülfe des Arztes und ihrer Kammerfrauen zurückstoßenden Königin ganz gewiß vor Augen, als er vorliegende Schlußszene als eine Votivtafel der Nemesis entwarf. Man würde selbst den bedeutsamen Gest mit dem rechten Arm, den er die Königin machen läßt, aus dem Obigen erklären können, wenn dieser nicht vielmehr auf gewisse Schreckbilder Beziehung hätte, die der Sterbenden vorschweben und vor welchen sie sich zu schirmen sucht. Denn der Künstler,

*) Hume's History of England. Vol. VII. p. 384 ff. Vergl. Keralio Histoire d'Elisabeth Reine d'Angleterre. T. IV. p. 660 ff.

**) S. Robertson's History of Scotland. Vol. III. p. 77 ff.



jetzt im Dienste der unerbittlichen Adraftea, glaubte noch einen Schritt weiter gehen zu müssen. Sterbende haben Visionen. Sie sind oft tröstend durch eine holde, himmlische Erscheinung. Man denke an Egmonts letzten Schlummer vor seiner Hinrichtung in Göthe's Egmont, wo ihm die Freiheit in holden Zügen erscheint *). Aber auch Verbrecher haben sie. Es sind die Furien, die Thürhüterinnen an den Schwellen des Tartarus, die sich in hundert Empusen und Schreckgestalten, oft sogar in Phantome der Wiederkommenden (Revenans) verwandeln. Man denke an Moritz von Oranien. Die bezahlten Richter und das weiße Haupt Oldenbarnevelds erschienen dem von seinem Gewissen gefolterten Staatsmann. Er glaubte sogar in einem aufgetragenen Fischkopf die weißen Augen Oldenbarnevelds zu sehn. Siehst du den Kopf nicht, rief er dem hinter ihm stehenden Pagen, nimm ihn weg, sag' ich dir! Der Holländische Trauerspieldichter Vondel brachte die Szene in einem Trauerspiele, dem er den Titel: Palamedes, gab, auf die Bühne, und wir haben sie in mehrern gleichzeitigen Kupferstichen abgebildet.

So mußte es also auch unserm Künstler gestattet seyn, die Vision uns sichtbar vors Auge zu bringen, welche die unabwendbare Nemesis dem innern Auge der sterbenden Königin vorführte. Oben Maria Stuart, die das Haupt auf den Block gelegt hat, um das erst beim zweiten Henkerschlag tödtende Beil in ihren Nacken zu empfangen. Weiter unten, so wie näher die Erinnerung, der letzte Günstling der in Liebeshändeln grau gewordenen Königin, der einst über alles geliebte, jetzt im Tower sein Todesurtheil erwartende Graf Essex, der den fatalen Ring der Lady Scroop oder, was hier auf eins kommt, der Lady Nottingham anvertraut. Wer kennt die Geschichte dieses Talismans nicht? Ihn hatte einst die in den jungen 28jährigen Helden ver-

*) S. die von Oeser gezeichnete Titelvignette in Göthe's Werken, 5ter Band, die ältere Ausgabe. Vergl. Böttigers Entwickelung des Ifflandischen Spiels in Weimar. S. 367 ff.

liebte alte Königin ihrem Liebling mit der Zusicherung gegeben, daß er sie im größten Zorn versöhnen werde, sobald er ihn vorzeige. Nun war kein Ring erschienen, während er als überwiesener Rebell im Gefängniß schmachtete, und diese Halsstarrigkeit hatte sie, obgleich nach einem langen, peinlichen Seelenkampf, endlich zur Unterschrift des Todesurtheils bestimmt. Nie wurde sie seitdem ruhig. Oft brach sie bei der Erwähnung seines Namens in Thränen aus. Unvermuthet preßte die Todesangst der sterbenden Nottingham das Geständniß aus, daß sie den Ring, den Essex wirklich der Königin geschickt hatte, aus Eifersucht, oder weil ihr Gemahl es wollte, der ein Todfeind des raschen, aber edeln Essex war, zurückbehielt. Elisabeth wüthete bei dieser Entdeckung, die nur vierzehn Tage vor ihrem eigenen Tode in Richmond erfolgte, und verfiel sogleich in jene stumme Verzweiflung, die ihr Leben endete. Bekanntlich ist diese Geschichte der zweite Stoff der englischen Tragödie unter Elisabeth. Zuerst bearbeitete ihn John Banks, dessen unglücklicher Günstling in der Mitte des vorigen Jahrhunderts zuerst von Henry Jones, dann auch mit dem glücklichsten Erfolg von Henr. Brooke auf die englische *), so wie von Calprenade und T. Corneille auf die französische Bühne gebracht wurde, und nach jenen Bearbeitungen hat auch die deutsche Bühne in mehrern Uebersetzungen und Nachbildungen sich denselben angeeignet. Wenn Voltaire sie zu seiner Zeit noch unter die romantischen Fabeln rechnete **), so ist durch die neuesten kritischen Untersuchungen ihre Wahrheit dennoch außer allen Zweifel gesetzt worden. „Der einzige

*) Banks Unhappy favorite erschien schon 1682 in London. The Earl of Essex ist 1753 von Jones, 1761 von Brooke aufs Theater gebracht worden. Letzteres ist stets ein sogenanntes Stock-play geblieben und wird auch jetzt noch zuweilen in Drury-Lane aufgeführt.

**) Voltaire Essay sur l'histoire universelle. T. V. p. 69.



Zweifel, sagt der kühle, prüfende Robertson *), der gegen diese von Osborn zuerst erzählte Geschichte (die aber aus authentischen Papieren in der trefflichen Birchischen Sammlung und andern eben so unzweideutigen Zeugnissen auch Hume selbst für wahr erkennt) erhoben werden kann, müßte aus dem Alter der Elisabeth abgeleitet werden, deren Liebe zu dem Jüngling Essex in ihrem 68sten Jahre doch gar zu sonderbar scheint, da ja in diesem Alter sich gewöhnlich alle Leidenschaften gewaltig abgekühlt haben. Allein man lese nur Walpole **)."

Und eben darin, setzen wir hinzu, liegt das Urtheil und die furchtbare Wiedervergeltung der strafenden Nemesis. Die Keuschheit heuchelnde Königin, ein Eisberg von außen, ein Vulkan von innen, hatte die jugendlichen Liebeshändel und Verirrungen der schottischen Maria tückisch vergiftet und so grausam zu ihrem Verderben gemißbraucht. Sie selbst aber gestattete sich heimlich jede Entschädigung, und als Leicester nicht mehr taugte, kam sein Schwiegersohn Essex noch bei der abgelebten Dame an die Reihe. Darum eben sagt Maria in jener erschütternden, sich so schrecklich endenden Unterredung zur Elisabeth:

Das Aergste weiß die Welt von mir, und ich
Kann sagen, ich bin besser als mein Ruf.
Weh Euch, wenn sie von euren Thaten einst
Den Ehrenmantel zieht, womit ihr gleißend
Die wilde Gluth verstohlner Lüste deckt!

*) In einer kritischen Anmerkung zur History of Scotland Vol. III. p. 86. Hume und Robertson folgen besonders den von Birch aus Originalpapieren gesammelten Memoirs of the Reign of Queen Elisabeth (London 1754.) und der Aussage der Lady Spelman. S. Birch's Negotiations p. 206.

**) In dem unter dem Titel: Vertue, von Robert Walpole geschriebenen Catalogue of Royal and Noble Authors, s. v. Essex.

Der nicht blos geniale, sondern auch gelehrte Dichter, der diese tiefverwundenden Stachelworte auf Mariens Zunge legt, kennt alles, was die geheime Geschichte von der Jungfer-Königin geheimen Sünden erzählte *). Der Künstler, der nach Schiller diese Gallerie entwarf, konnte sie nicht lehrreicher beschließen, als durch diese Phantasmagorie und Hervorrufung von Essex Schatten über dem Lager der Sterbenden. Da wurde ja der 70jährigen Sappho Verzweiflung über den von ihr selbst getödteten Phaon noch bei ihrem Tode der Welt offenbar.

Fern sey es übrigens von uns, die außerordentlichen Regententugenden, die wahre Heldengröße, die unvergleichliche Kunst, nichts zu früh oder zu viel zu thun, und die übrigen seltenen Eigenschaften dieser preiswürdigen Frau **), der Großbritannien einen großen Theil seines folgenden Glanzes zu verdanken hat, verkennen oder verkleinern zu wollen. Mit vollem Recht mag auf der Schaumünze, die nach ihrem Tode in England erschien, ein Phönix sich verbrennen, und dabei in der Umschrift die Klage zu lesen seyn ***):

*) Man kennt die Erzählung der Gräfin Shrewsbury, die Maria Stuart selbst der Elisabeth geschrieben haben soll, wo es von letzterer heißt: that notwithstanding her licentious amours, she was not made like other women, in Murdin's State-Papers p. 558. Um alles hieher Gehörige zu übersehn, muß man Note F zu Hume's History Vol. VII. p. 447 f. im Anhange vergleichen. Wie klein erscheint da diese Virago!

**) Gloriosissimae et omnium, quae unquam sceptrum gesserunt, felicissimae feminae nach de Thou libr. CXXIX. T. III. p. 997. Frf. Doch verschweigt er auch nicht die defectus, ut in muliebri sexu excusabiles.

***) O miseros Anglos, mundi quibus unica Phoenix
Ultima fit nostro, tristia fata, solo. S. Köhlers Münzbelustigungen XXI, 225 ff.



Unglückseliges Land, dem des Erdkreis einziger Phönix
Ha, welch kläglich Geschick, nie denn nur einmal erschien!

wenn man nur zugibt, daß nicht blos die Sonnenstralen diese den Phönix verbrennenden ätherischen Flammen zündeten, sondern daß bei diesem Brande auch einige Fünkchen von dem Feuer mit aufflogen, von welchem Horaz dort scherzhaft in einem Spottgedicht an die veraltete Lyce singt:

Nicht ohn' inniges Lachen
Sänk' in Asche der Fackel Stumpf *)!

Der größte Geschichtschreiber des 18ten Jahrhunderts, Hume, hat die seltene Fürstin mit der gerechtesten Wage gewogen und ihren unvergleichlichen Staatstugenden die vollste Gerechtigkeit widerfahren lassen. Doch schließt er ihre Charakteristik mit den Worten: „Man muß ihr Geschlecht vergessen und sie als ein bloßes Vernunftwesen betrachten, dem die Regierung des Menschengeschlechts anvertrauet war. Schwer wird es uns immer, unsere Phantasie mit ihr als Weib und gebietender Frau auszusöhnen!"

Der Dichter in seinem Drama, der Künstler in seiner Darstellung hatte es fast nur mit dem Weibe zu thun. Ihren Fußtapfen folgend darf auch diese Erklärung immer nur diese Seite der Medaille zeigen, darf sogar hier, wo wir an ein solches Sterbelager geführt werden, an die Fürstengruft aus Schubarts Gedichten, an den Kerker und an des Califen Almanzurs Erscheinungen, wie sie unser unvergeßlicher Pfeffel im Hochgefühl beleidigten Menschenwerthes sang **), noch im Vorübergehn erinnern.

Heilige Nemesis! erscheine uns, Warnende, oft im Leben, damit du weniger furchtbar uns den Sterbenden na-

*) Cernant non sine risu Dilapsam in cineres facem. Oden IV, 13. 27.

**) Pfeffel's poetische Versuche Th. III. S. 205. letzte Ausgabe.

heft. Denn, so sagt eine alte jüdische Parabel *), wie man den Faden aus der Milch zieht, so scheidet die Seele des Guten von ihrem Körper, im Andenken dessen, was sie durch diesen Körper gutes vollbrachte: die Seele des Bösen scheidet hinweg, wie man spitzige Dornen aus der Wolle reißet. —

---

So wie wir bei der Erklärung der letzten Schaustellung aus Schillers Jungfrau aus einem Briefe des Dichters einige Selbstgeständnisse über jenes Stück mittheilen konnten, welche als ein köstliches Vermächtniß bei manchem Leser der Minerva eine gute Stelle erhalten haben, so freuen wir uns auch hier aus einem andern Briefe des Dichters, der aus Jena geschrieben, und durch eine Beurtheilung der Kunstleistungen bei der ersten Aufführung der Maria Stuart in Weimar **) veranlaßt wurde, einiges mittheilen zu können, das den zahlreichen Verehrern eines Dichters, der nie aufhören wird, der Liebling der Nation zu seyn, da die reflektirende Tiefe seiner Poesie den Deutschen weit mehr zusagt, als jede andere Glorie und Originalität, gewiß willkommen seyn wird. Ist irgend wo die sogenannte Interpretatio authentica von Gewicht, so muß sie es da seyn, wo ein so denkender und sich selbst über alles die genaueste Rechenschaft ablegender Geist uns über seine Absichten und Motiven belehrende Winke ertheilt.

„Eine schuldlose möchte der Empfindsamkeit gewisser Menschen freilich besser zugesagt haben. Ich hätte eine solche

---

*) In Herder's Adrastea VII, 184.

**) S. Journal der Moden 1800. Juli S. 359 ff.



für mein Trauerspiel nimmermehr brauchen können. Man bringt ganz ungereimte Vorstellungen von der Schicksalsfabel zur Sache. An diese habe ich im antiken Sinn hier gar nicht denken können. — Auch werde ich mich durch alles, was die Schotten zur völligen Rechtfertigung ihrer Königin aus Papieren und Muthmaßungen zusammenkleben, in meiner Ueberzeugung nicht irre machen lassen, daß Maria, welche durch Darnley's Undank und Frevel aufs tiefste gekränkt und, wie alle schöne Weiber, veränderlich war, dem Bothwell sich nicht freiwillig hingegeben und seinen Planen selbst bis zur Blutschuld sich gefügt habe. Doch das gehört vor ein anderes Forum. Es bleibt klar: nur die reuevolle Schuldige war für die Bühne geeignet. Ich möchte wohl sehen, wie jemand die Schuldlose zu einem erträglichen Stück verarbeiten möchte."

„Sie lassen die Nothwendigkeit gelten, die mich gleichsam zwang, die beiden Königinnen zusammen kommen zu lassen. Aber eben darum darf auch im steigenden Briefwechsel kein Wort wegfallen. Dasselbe mag von dem gewaltigen Andringen Mortimers auf die gefangene Maria gesagt werden. Was die Conventionsmenschen, die nur an Salons und geregeltem Repräsentationswesen kleben, als unanständig stempeln, ist zur Sühnung und Entsündigung der Unglücklichen, die sich einst hingab, um so nothwendiger, als auch sonst nicht leicht etwas anders gefunden werden möchte, was die Schrecknisse ihrer Lage stärker malen könnte. Die plumpe Unbeholfenheit des Schauspielers kann freilich der Dichter nicht verantworten."

„Traurig genug, daß die Verhandlungen unsrer Schaubühnen und die kirchlichen sich wie die entgegengesetzten Pole verhalten. Das haben wir den Kirchenvätern und ihrer pompa Satanae zu danken. Soll aber darum niemand je eine Vereinigung des Getrennten versuchen? Was waren denn im christlichen Mittelalter die Autos sacramentales und die dramatisch-vorgestellten Mysterien anders, als wohlberechnete Versuche, die Schaulust des Volks durch fromme Schauspiele zu heiligen, und das alltägliche, frivole mit Religion

zu durchdringen? Wie unverständig ist also das Geschrei, daß durch meine Beicht- und Abendmahlsszene die Mysterien des Christenthums entweiht würden. Der Kapellmeister, der uns eine Missa in Opernmusik gibt, mag mit Recht gezüchtiget werden. Umgekehrt ist der Fall gar nicht gedenkbar. Auch nimmt kein vernünftiger Katholik Aergerniß an dieser Szene. Ihm ist ja alles in der Ordnung. Nur die Protestanten schreien Feuer! Der einzige Vorwurf, der mich treffen kann, ist, daß ich den Unmündigen schon für mündig hielt. Läßt man die Beichte, und streicht das Abendmahl weg, so vermauert man das Thor und läßt die Schildwache davor stehn!" —

# I.

# Das Schmetterlings-Cabinet

von

## Fr. Kind.

## 1.

Als ich vor geraumer Zeit das ****er Bad besuchte, führte mich der Zufall abermals mit meinem Jugendfreunde, Doctor *****, zusammen. Rücksichten auf noch Lebende nöthigen mich, ihn im Verfolg dieser Geschichte blos mit seinem Vornamen Ferdinand zu bezeichnen.

Kaum erkannte ich ihn jetzt wieder; so verfallen war sein Gesicht, so matt sein sonst feuriges Auge. Vor drey Jahren hatten wir hier unsere frühere Bekanntschaft erneuert. Damals galt er für einen der geschicktesten jungen Aerzte, und sollte andere heilen; jetzt hätte er selbst des Arztes bedurft. Damals war er ein Bild stiller Zufriedenheit und kräftigen Lebens; jetzt unstät, in sich gekehrt, menschenfeindlich, und glich einem von der Sense des Todes schon berührten Opfer.

Nach den ersten, wenn man sich wieder findet, gewöhnlichen Fragen, konnte ich mich nicht enthalten,

ihm mit aller Schonung, die freundschaftliche Besorgniß mir auflegte, meine Verwunderung über sein gänzlich verändertes Aeußeres zu erkennen zu geben. Er schlüpfte leicht darüber hin, meinte, das werde sich ändern, und ergriff die erste beste Gelegenheit, sich von mir zu trennen.

Es vergingen zwey Tage, ohne daß ich ihn an den öffentlichen Orten, die ich fleißig besuchte, wieder getroffen hätte. Am Abende des dritten fand ich ihn in einem Spiel-Saal, wo er, abgesondert von der nur für Gewinn und Verlust Auge habenden Menge, im entferntesten, düstersten Winkel saß, und, ungeachtet des heftigen Hustens, der ihn von Zeit zu Zeit beunruhigte, starken Punsch, mehr in sich hineinstürzte, als gemächlich einschlürfte.

Mein, an ihm theilnehmendes Herz fühlte sich durch sein erstes Entschlüpfen nicht gekränkt, nicht von dem Versuche, sein Vertrauen zu gewinnen, ihm vielleicht zu helfen, wenigstens sein Leiden durch freundliche Zusprache zu lindern, zurückgeschreckt. Ich begrüßte ihn mit ehemaliger Traulichkeit, ließ mir Punsch und Licht auf den Tisch bringen, und setzte mich zu ihm. Waren anfänglich seine Antworten gleich kurz, so gelang es doch meiner Beharrlichkeit, durch Erinnerung an die seligen Tage unsrer Jugend, die Eisrinde,



unter welcher sein Gefühl erstorben schien, zu zerschmelzen. Jetzt, da er selbst, der Gegenwart vergessend, wehmüthig ausrief: „O es waren helle Sonnenblicke des Frühlings, die nie wiederkehren!“ konnte ich ohne Zudringlichkeit fragen: „Und warum nie wieder? Der Sommer des Lebens ist auch schön!“

„Nimmer! nimmer!“ — antwortete er mit starren Augen, und setzte, sich furchtsam umschauend, leiser hinzu: „Wer erlebt hat, was ich erlebte, und nicht rein von Schuld, der kann nie wieder froh werden!“

Ich erschrack, mehr über seine Miene und den Ton seiner Stimme, als über die Worte, und meine Bestürzung entging ihm nicht. „Komm morgen früh zu mir; ich wohne im rothen Stern“ — nahm er wieder das Wort — „Du warst meinem Herzen ehedem nahe genug, und wardst meinen äußern Umgebungen seit fünf Jahren hinlänglich fremd, um mein Schicksal dir, dir allein, mittheilen zu dürfen! Gute Nacht!“ —

Ich konnte den Morgen kaum erwarten, ihn aufzusuchen. Die Wohnung, in die er sich eingemiethet hatte, war eine der abgelegensten des ganzen Badeorts, ein düsteres Haus, mit dichtbelaubten Linden bis zur Beengung umgeben, mit der schmalen Aussicht auf einen Kirchhof, die Fenster des ersten Gestocks, wohin

er mich beschieden, mit Gardinen verhüllt. Ich klopfte; die Thür war verschlossen. Er öffnete erst, als er mich an der Stimme erkannte.

„Wie hast du geschlafen?" — fragte ich, da er im Nankin-Ueberrock, einem Gespenst ähnlich, mit allen Spuren durchwachter Nacht, mit düster glühenden Augen, mir entgegen trat, „Wenig!" — antwortete er kurz, und setzte mit erzwungenem Lächeln hinzu: „Graut Liebchen auch? — Der Mond scheint hell; hurrah! die Todten reiten schnell!" — Sein Finger wies dabey nach einem Frauenzimmerbilde über seinem Bette.

„Und womit beschäftigest du dich so früh?" — fuhr ich fort.

„Ich arbeite schon längst" — versetzte er, ruhig scheinend — „an einer Untersuchung, ob der Tod durch Schwert oder Fallbeil der leichtere sey, was denn doch noch, die Sache gründlich untersucht, nicht so ganz entschieden seyn möchte!" — Nicht ohne Erstaunen sah ich auf seinem Tische anatomische Zeichnungen und das Modell einer Guillotine.

Um von dieser furchtbaren Morgenunterhaltung abzubrechen, wandte ich mich nach dem Bilde. Es war ein herrlicher weiblicher Kopf mit langen blonden Haaren und nachtschwarzen Augen, in welchen unendlich viel Seele lag. Statt der gewöhnlichen Blumenge-



winde, umgaben das Medaillon Ketten; und — eine beklemmende Ahnung, die ich alsbald lächerlich schalt, stieg in mir auf — das Gewand war weiß mit schwarzem Bande. „Es ist sehr ähnlich" — nahm er von neuem das Wort — „ich habe es selbst gemalt. Doch sey nur ruhig und setze dich!"

Er zog mich zu sich auf den Sofa, dem Bild gegen über; so ängstlich mein Herz klopfte, so zwang ich mich doch, gelassen zu scheinen.

„Erwarte nicht, guter ****" — fing er an — „etwas Außerordentliches zu hören. Die Begebenheiten, die ich dir zu erzählen habe, sind, einzeln betrachtet, größtentheils alltäglich, nur ihr unseliges Zusammentreffen hat eine Last von Elend auf mich gehäuft, unter welcher ich sinken muß.

Schon in meinem eilften Jahre entspann sich eine Art Liebschaft zwischen mir und einem ungefähr zwölfjährigen Mädchen. Das Haus und der Garten meiner Aeltern lag neben einem großen Baumgarten. Der Besitzer desselben war zugleich Eigenthümer des angesehensten Coffeehauses der ganzen Stadt, und machte, besonders weil dort auch die Hazardspiele im Schwange gingen, große Geschäfte, obgleich sein Credit übrigens ziemlich zweydeutig war. Er lebte im Wittwerstande, und hatte zwei Töchter. Die ältere war schon erwach-

sen, groß und hübsch von Figur, dabey für etwas leicht ausgeschrieen, ob man ihr schon nichts bestimmtes nachsagen konnte. Die jüngere hieß Ulrike, und verrieth schon im Aufblühen, daß sie einst unter die schönsten Mädchen zu zählen seyn werde. Beyde Schwestern kamen zuweilen in häuslichen Verrichtungen, oder auch nur um des schönen Wetters zu genießen, in das väterliche Gartengrundstück.

Ich hatte damals aus jugendlicher Liebhaberey ein Schmetterlings-Cabinet angelegt, das mich natürlich auch auf's Raupensammeln brachte. Es ist mir theuer zu stehen gekommen! An ihm, wie an einem dünnen Faden, hing das Schwert, das damals noch unsichtbar über mir schwebte!

Die beyden Gärten waren nur durch eine morsche Breterwand von einander geschieden; auf unserer Seite zogen sich Spalierbäume und Weinstöcke daran hin. Als ich einstmals an den Zweigen eifrig nach Raupen suchte, guckte Ulrike durch ein Astloch, und fragte mich, was ich mache? Wir wurden hierdurch, wie Kinder pflegen, bald mit einander bekannt; Ulrike versicherte, drüben bey ihr gebe es solch Ungeziefer die Fülle, suchte nun jenseits, so eifrig, als ich diesseits, und reichte mir die gefundenen Raupen auf Blättern durch eine Breteröffnung herüber.



So oft ich nun wieder auf die Raupenjagd ging, horcht' ich an der Bretwand, ob nicht Ulrike zugegen sey, und auch Sie versäumte dieß niemals, so oft sie im Garten war. So kamen wir, durch einen geheimen Zug des Herzens geleitet, öfters zusammen, und sprachen oft halbe Stunden lang traulich mit einander. Die Raupenliebhaberey wich bald dem Vergnügen einander zu sehen.

Als dieser Verkehr durch die Wand, dem zwischen Pyramus und Thisbe nicht unähnlich, eine Weile gedauert hatte, wandelte uns die Lust an, ordentlich mit einander zu spielen. Ulrike entdeckte ein fast ganz verwittertes Bret, das nur noch an einem Nagel hing; ich brach es mit leichter Mühe los, und war schnell in dem Baumgarten.

Wir fingen nun an, einander zu haschen, und eine uns damals noch unbekannte Macht fügte es oft, wie von selbst, daß wir, sobald der Jagende sein Wild ereilte, einander beym Kopf faßten und küßten.

Wenn meine Freystunden zu Ende gingen, bewog mich jedesmal eine Art von Instinkt, das abgebrochene Bret scheinbar zu befestigen, daß man keine Lücke gewahr ward. Aber so oft ich und Ulrike beyde wieder zugegen waren, wurde die verborgene Thür geöffnet. So sahen wir uns regelmäßig wenigstens alle Wochen

einmal. Ulrikens Schwester war mir gewogen, streichelte oft meine Locken und Wangen, las, während wir spielten, in einem Buche, und sah uns mit Lachen zu, wenn wir beym jedesmaligen Empfange und Abschiede, wie die treuesten und zärtlichsten Liebenden, einander umarmten.

Nach einiger Zeit mochte jedoch auch im Hause meiner Aeltern von unsern Zusammenkünften etwas verlautet seyn; man fing an, mich mit Ulriken zu necken. Meine Aeltern schienen auf nichts zu achten; aber eines Tages fand ich unvermuthet statt des morschen ein nagelneues Bret eingezogen. Jetzt erst dünkte mir mein Umgang mit Ulriken eine Sache von Wichtigkeit, ich sah ihn, so unschuldig ich war, zu einer Art von Liebschaft erhoben; es schien mir eine Ehrensache, keines Hindernisses zu achten, und das Weingeländer mußte mir dießmal zur Leiter dienen, auf welcher ich über die Bretwand gelangte. Nicht ohne mir auf meine Heldenthat etwas einzubilden, sprang ich rasch wie ein Eichhorn in Ulrikens Arme.

Da ich zurückkehrte, ging mein Vater im Mittelgange spazieren, was sehr selten geschah; das Obst und die Gemüßbeete waren verpachtet; Monate lang kam Niemand von unserer Familie in den Garten. Er verwies mir das Wagstück, als eine Unbesonnenheit, wo-



bey ich zu Schaden kommen könne, und setzte leicht hinzu, wenn wir Lust hätten, mit einander zu spielen, so könne Ulrike ja herüber kommen, oder ich über die Gasse zu ihr hinüber gehen.

Wir machten von dieser Erlaubniß einigemal Gebrauch; aber unser Vergnügen war gestört, unser Spiel nicht mehr so unbefangen, wie vorher; denn mein Vater stand von nun an immer beobachtend am Fenster.

Dagegen wußten wir es bald zu veranstalten, einander dann und wann am dritten Orte zu treffen; kurz, wir fingen von dieser Zeit an, uns als förmliche Liebesleute zu betrachten. Vielleicht wären wir nie, wenigstens damals noch nicht, hierauf gefallen, hätte man nicht, bey aller Vorsicht, die auf uns gerichtete Aufmerksamkeit zu verbergen, dennoch einen dunkeln Gedanken von Verbot in uns erregt.

Doch bald drohte unserer Liebschaft eine andere, und weit größere Gefahr, nämlich der auffallende Unterschied, welcher sich im Leben des Knabens und Mädchens in dem Zeitpunkte zeigt, wenn sie das kindliche Alter verlassen. In dieser Periode fängt das Mädchen an, die Augen der Männer auf sich zu ziehen und gewissermaßen erhöht zu werden; der Knabe bleibt zur Schulbank verwiesen, und tritt, gegen jenes gehalten, in einen Stand der Erniedrigung; bey der Jungfrau be-

darf es nur noch eines Freiers, um sie als Gattin in die bürgerliche Ordnung einzureihen; der Jüngling muß erst den Grund legen, auf welchem künftighin das Gebäude häuslicher Selbständigkeit aufgeführt werden kann.

Auch bey uns konnte diese Scheidung der Geschlechter nicht ausbleiben. Ulrike hatte sich aus der vielversprechenden Knospe zur lieblichsten Rose entwickelt, die Verehrer, die vorher ihre Schwester allein umringten, schienen erst eine Zeit lang beyden gemeinschaftlich, und wendeten sich dann ausschließlich zu Ulriken hin; ja, bald lockte diese aufblühende Schönheit einen Schwarm neuer Bewunderer herzu, an welchen es in einem so besuchten Hause, wie das ihres Vaters war, um so weniger fehlen konnte.

So sehr es Ulrike anfänglich vermied, mich durch Uebersehen zu kränken und von sich zurück zu scheuchen, so fing sie doch allmälig an, mich in einer gewissen Entfernung zu halten und das erwachsne Mädchen zu spielen; sie war freundlich gegen mich, wenn wir allein waren, doch vor Zeugen, sogar blos in Gegenwart der Schwester, kalt und gleichgültig, es gab unendliche Schwierigkeiten, mit mir zusammen zu kommen, gleichwohl sah ich sie nicht selten ohne Zwang in Gesellschaft anderer, freylich erwachsnerer Mannspersonen.

Meine Eifersucht, so lächerlich sie seyn mochte,



war erregt, meine kleine Eitelkeit tief gekränkt; auch mein Stolz erwachte. Ich fing nun auch meinerseits an, ihr auszuweichen, und suchte sie zu vergessen. Lange wollte es meinem Herzen nicht gelingen, sich gänzlich von ihr loszureißen; als ich sie aber eines Nachmittags mit ihrem Vater und zwey Officieren im Wagen erblickte, als ich bestürzt, das Schulbuch unterm Arm, im ganzen Gesicht wie ein Scharlach, den Hut zog, und sie mir kaum dankte, da that ich heimlich den Schwur, sie für ganz fremd anzusehen, und mich um ihr Thun und Treiben nicht im mindesten mehr zu kümmern.

Auf diese Art verschwand sie mir denn in Jahresfrist fast gänzlich aus den Augen. Anstrengung zum Fleiße auf der einen, leichter Sinn der Jugend auf der andern Seite, lenkten meine Gedanken von ihr ab. Ich ward älter, und fing an, meine jugendliche Liebe für das, was sie in der That war, für eine Thorheit zu halten, ja mich derselben fast ein wenig zu schämen. Nur noch ein einziges Mal hatte ich einen Rückfall, nämlich als ich hörte, Ulrike sey mit einem fremden Baron auf Reisen gegangen; wie die Stadt darüber urtheilte, kannst du dir leicht denken.

Diese Nachricht gab mir einen Dolchstich ins Herz; so sehr ich ihre Unwürdigkeit verabscheute, so konnte

ich doch nicht aufhören, sie im Stillen zu bedauern und zu entschuldigen. Obschon vielfach von ihr gekränkt, wünschte ich ihr doch ein besseres Schicksal.

Aber auch diese letzte mir geschlagene Wunde wurde durch die Zeit geheilt, und du wirst mir weder auf der Akademie, noch bey unserm vorletzten Zusammentreffen, das Mindeste davon angemerkt haben, daß ich jemals von den Pfeilen der Liebe schmerzlich getroffen worden sey. Wollte Gott, du hättest mich wieder gefunden, wie du mich damals verließest!

Kurze Zeit nach dieser unserer Trennung führte mich eine Familienangelegenheit nach meiner Vaterstadt F******** zurück. Ich konnte nicht vermeiden, die von meinem Schwager angebotene Wohnung anzunehmen, so ungern ich mich auch dazu entschloß; denn er war jetzt Besitzer des ehemals väterlichen Hauses. Hatte ich mich aber schon vor der leichten Erinnerung gefürchtet, die in jener gefährlichen Nachbarschaft meiner wartete; so wurde meine Unruhe um ein großes vermehrt, als ich gelegentlich erfuhr, Ulrike sey vor einem halben Jahre zurück gekommen, ihr Vater, obwohl jetzt in sehr mißlichen Umständen, habe den Garten noch nicht verkauft, und sie selbst, immer noch zum Entzücken schön, und von vielen geheimen Anbetern verfolgt, lebe in dem Gartenhause, wie eine Einsiedlerin.



Ich beschloß augenblicklich in meinem Innern, nie in den Garten, ja selbst nicht ans Fenster zu kommen; denn leider hatte meine gute Schwester die freundlichsten Stübchen mit der Aussicht ins Grüne für mich eingerichtet. Ich hielt mein Gelübd einige Tage, obschon Emilie, meine Gartenlust, aber nicht meine Besorgniß, kennend, mir anbot, das Frühstück in den Garten tragen zu lassen; ich hielt es so lange, bis ich einst in der Dämmerung ein Frauenzimmer im Baumgarten gewahr ward, und je länger ich hinsah, desto fester mich überzeugte, es sey Ulrike. Die kleine, schlanke, rosenwangige Blondine schien jetzt eine Göttin an Anstand und Alles bezaubernder Huld.

„Was kann es auch schaden, sie etwas näher zu betrachten?“ — sagte ich zu mir selbst — „Vorüber ist vorüber, und kehrt nimmer mehr wieder!“ — Ohne, daß ich wußte, wie, stand ich in dem Garten; tausend schmerzlich süße Bilder bestürmten mich; ich trat an das Astloch.

Sey es, daß auch Ulrike von meiner Nähe etwas erfahren, oder daß blos Erinnerung an die Vergangenheit, oder Ahnung, Sympathie sie geführt hatte, genug, mein Auge traf hier durch die kleine Oeffnung unmittelbar auf das ihrige, und mit einem tiefen Seufzer entschlüpfte mir der Ausruf: „Ulrike!“

Unzähligemal hatte ich sie ehemals so gerufen, unzähligemal hatte sie mir fröhlich geantwortet; war es ein Wunder, daß auch sie in diesem Augenblicke die Zwischenzeit vergaß, und, obwohl mit leiser Stimme, erwiederte: „Ich bin es guter Ferdinand!"

Aber mit diesen wenigen Worten war auch unsere Bewillkommung geschlossen. Wir traten beyde zurück und schwiegen. Ich mochte mich des sonstigen traulichen Du's nicht bedienen, und wagte es gleichwohl nicht, das fremdklingende Sie, vielleicht zu ihrer Kränkung, zuerst unter uns einzuführen; ihr war es, wie sie mir späterhin gestand, genau eben so gegangen.

„Nicht wahr, es sind sieben Jahr," — leitete ich das Gespräch ein — „seit wir uns nicht sahen? Wir werden einander viel, gewiß recht viel, zu erzählen haben!"

„Ich bin dazu bereit!" — erwiederte sie nach einer Pause — „Kommen Sie herüber; ich will Ihnen aufschließen!"

Was war zu thun? So unangenehm es mir in mancher Hinsicht war, über die Gasse zu gehen, und vielleicht von den Meinigen bemerkt zu werden, ich entschloß mich dazu.

Als sie mir die Gartenthür geöffnet hatte, und nun, im nettesten Hauskleide, den Strohhut am Arm, mit



mit leicht um die Stirn spielenden Locken, mit dem Schein kindlicher Unschuld, mit dem Auge voll Himmel, nicht liebenswürdig, wie vor dem, sondern jetzt ein Engel an Schönheit, in der Dämmerung der schattigen Bäume vor mir stand, wie hätte ich dem Zauber der Gegenwart und Vergangenheit widerstehen, wie nicht alles um mich vergessen, wie sie nicht mit den Worten: „Was machst du, liebe Ulrike?" feurig umarmen sollen?

Sie entzog sich meinen Küssen nur langsam; die ganze Macht der ersten Liebe, die wohl heftiger gewesen war, als wir geahnt hatten, schien in uns erwacht.

Hand in Hand, zuweilen schüchtern zu einander aufsehend, um Worte verlegen, gingen wir zweymal durch die Kastanienallee auf und ab. Es waren für mich, wie für sie, wahrhaft peinliche Augenblicke.

„Diese Last muß vom Herzen!" — hub sie endlich beklommen an, und setzte sich auf eine Rasenbank nieder, indem ich, sie still betrachtend, vor ihr stehen blieb — „Laß mich dich wieder Du nennen, Ferdinand, wie vormals; wir sind ja allein! Nenne auch du mich so, sey es auch mit dem Tone der Verachtung. Auch mit dem erniedrigenden Du will ich so lange zufrieden seyn, bis dein Herz dich zwingen wird, mich noch des ehrenden würdig zu finden!"

„O sprich nicht so, Ulrike!“ — rief das Mitleid aus mir, das der Argwohn alsbald Schwäche nannte. Doch wollte das: Sie, durchaus nicht über meine Lippen. — „Bist du mit dir selbst einig, mir bist du keine Rechtfertigung schuldig!“ — setzte ich kühler hinzu.

„Wir wollen nicht hierüber streiten“ — nahm sie mit unbeschreiblicher Anmuth wieder das Wort — „Du magst in so weit recht haben, als unsere einstmalige, frühe Liebe dem Manne vielleicht mit Grund lächerlich scheint, nicht, in so fern sie so wahr, so dem Herzen entkeimt, so von keiner unedleren Neigung getrübt war! Ach! wär' ich damals gestorben! — Du hättest um mich geweint, du hättest der Jugendgespielin einen Kranz gesandt, und noch jetzt erschien ihr Bild lieblich lächelnd in deinen Träumen!“

Ich hatte mir die schöne Bußfertige als durch ein üppiges, doch rohes, Leben verwildert, durch mancherley Erfahrung gewitzigt, auf die Vorrechte des schönern Geschlechts halb Verzicht leistend, mit leerem Kopfe und verhärtetem Herzen, gedacht; jetzt sprach sie mit einer Bestimmtheit und Feinheit, die wenigstens einen gebildeten Verstand verrieth; mit einer Empfindung, die aus dem wärmsten Herzen zu strömen schien; jetzt sah ihr Auge so rein, so schuldlos,



so seelvoll zu mir auf, daß ich fast als der Schuldige vor ihr stand. So sehr mein böser Geist mir warnend zurief, gegen die feinere, und daher nur um so gefährlichere Buhlerin auf meiner Huth zu stehen; so zog mich doch ein unwiderstehliches Gefühl näher zu ihr, und ließ mich ihre Hand in die meinige schließen.

„So ohne Aufsicht,“ — fuhr sie fort — „wie wir sonst hier mit einander spielten; so wuchs ich auch in dem Hause meines Vaters auf. Meine Mutter war todt; meine Schwester, die ihre Stelle an mir vertreten sollte, fühlte sich glücklich in der Bewunderung, die alle unser Haus besuchende Männer ihr zollten, und bediente sich meiner nicht selten zur Vermittlerin ihrer geheimen Verständnisse, in welchen ich damals noch nichts, als scherzhafte Neckereyen, erblickte. Man hatte mich schon sehr früh ins Gesicht als eins der schönsten Kinder gepriesen, und manche bedeutende Winke, was ich in einigen Jahren seyn werde, waren mir nicht entgangen. Meine Schwester, die nichts höheres kannte, als reich und vornehm zu werden, wünschte sich oft leichtsinnig an meine Stelle. Selbst mein Vater, den ich hiermit nicht anklagen will, äußerte zuweilen in meiner Gegenwart, ich sey vielleicht bestimmt, sein Glück wieder empor zu bringen.

Je älter ich wurde, desto mehr hatte ich Gelegenheit, zu bemerken, daß man mich aufsuchte; ich müßte erröthen im Namen deines Geschlechts, wollte ich aller der Schmeicheleyen gedenken, womit alte und junge Thoren sich rastlos bemühten, mir den Kopf zu verrücken, und mir einzubilden, es sey weit und breit Niemand mit mir zu vergleichen.

So vielen, und so oft wiederholten Versuchen gelang es nur gar zu gut, meine Eitelkeit auf unerhörte Art zu reizen. Unser Haus fing an, mehr als jemals besucht zu werden; man machte mir, selbst unter den Augen meines Vaters, ansehnliche Geschenke, und schien es für die größte Gunstbezeugung zu halten, mich damit geschmückt zu sehen. Putzliebe ist ja, wie man sagt, der jungen Wilden so eigen, wie der gebildetsten Dame; ich glaube mich kaum gegen dich entschuldigen zu dürfen, daß ich diesen Lockungen nicht widerstand.

Ich wurde bald das, was ich unter diesen Umständen werden mußte, eine junge Coquette, die, mit etwas natürlichem Verstand begabt, ihre Blicke berechnete, und insgeheim Jedem den Vorrang einzuräumen schien, ohne gegen irgend einen sich zu vergessen. Damals, Ferdinand, war es, wo ich unserer früheren Neigung, wie das erwachsne Mädchen



der Puppe, mich schämte, und sie abzubrechen suchte. Das letztere wirst du jetzt bey kaltem Blute, wäre nur der Bewegungsgrund edler gewesen, gewiß sehr verzeihlich finden.

Kurz nach dieser Zeit kam ein junger Baron in unser Haus, der von mir gleich auf den ersten Anblick ganz wie verblendet schien. Er bewies mir seine Leidenschaft schon vom ersten Tage unserer Bekanntschaft an, nicht durch Bewerbung, sondern durch Eifersucht; er erschöpfte, um jeden Andern zu übertreffen, seine Einkünfte durch fast fürstliche Geschenke; er verehrte mich, wie eine Göttin, und machte kein Geheimniß daraus, daß es ihm nicht, wie den Uebrigen, um eine flüchtige Verbindung, sondern um den Besitz meiner Hand, zu thun sey.

Da bald selbst mein Vater, weder an seinen aufrichtigen Absichten, noch an seinem sehr großen Vermögen, zweifeln konnte; da der Baron uns überzeugte, daß er über seine Hand ziemlich frey entscheiden könne, weil es zu unserer Verbindung nur der Einwilligung einer, ihn über alles liebenden Mutter bedürfe; da er gewiß hoffe, seine Mutter werde, sobald sie mich sehe, alle Vorurtheile des Standes vergessen; da er mich auf das zärtlichste bat und beschwor, ihm zu vertrauen, und ihm unter anständiger Begleitung in

seine Heimath zu folgen; so drang mein Vater in mich, ein Glück, das mir und ihm sich anbiete, nicht leichtsinnig zu verscherzen, sondern eine so ehrenvolle und großmüthige Zuneigung mit Zurücksetzung aller andern, weniger reichen und weniger ernstlichen Bewerber, zu erwidern.

Ich konnte den Baron, obschon er mir nicht eben widerwärtig war, dennoch nicht lieben; ich übersah die äußern Vortheile keineswegs, die durch eine solche Verbindung mir zu Theil werden konnten; aber ein gewisses inneres Gefühl machte mir es unerträglich, mich verkaufen zu lassen; meine Lage, die ich kannte, gefiel mir zu wohl, um sie gegen eine ungewisse, nicht mit meinem Herzen übereinstimmende, zu vertauschen. Da ich jedoch voraussah, daß ich mit allen diesen Gründen bey meinem Vater nicht auskommen werde, so sann ich auf einen Vorwand, wenigstens Zeit zu gewinnen. Dieser war bald gefunden; ein wenig List hat Mutter Natur mir von jeher zugetheilt, wie du dich vielleicht selbst noch von unsern frühen Spielen her erinnerst —"

„O vollkommen!" — fiel ich, nicht ohne scharfen Doppelsinn, ein. Doch sie fuhr lächelnd fort, ohne sich irren zu lassen.

„Ich brauchte meine Schwester zum Werkzeuge,



meinem Vater Verdacht einzuflößen. Ich erregte in dieser den Gedanken, daß die Reise zu des Barons Mutter doch alle Schicklichkeit verletze; daß der Baron vermuthlich hiebey nur eine Gelegenheit beabsichtige, gewisse unedlere Absichten zu erreichen; daß es nicht nur unverantwortlich, sondern selbst sehr unklug sey, mich auch nur der Möglichkeit auszusetzen, das Schicksal so vieler andern Bethörten zu theilen." — Wahrlich du bist klüger, als ich!" — sagte meine Schwester, und bald waren meine Bedenklichkeiten nicht blos meinem Vater mitgetheilt, sondern auch dem Baron zu Ohren gekommen.

Dieser schien sich hierdurch fast für beleidigt zu halten, und ich bediente mich schon seines Zorns zum Beweise, daß ich richtig geurtheilt, als uns der Baron einen Brief seiner Mutter überbrachte. Sie schrieb darin, daß für sie die heftige Leidenschaft ihres Sohns kein Geheimniß mehr sey, daß sie, so sehr gewisse Verhältnisse sie besorgt machen müßten, ihn zu sehr liebe, um dem Glück seines Lebens, wie er es nenne, Hindernisse in den Weg zu legen; daß aber auch Niemand, am wenigsten das junge Frauenzimmer selbst, das sie schon nach der Schilderung ihres Sohns aufrichtig achte, dem Mutterherzen es verdenken werde, wenn sie selbst vor allen Dingen die Bekanntschaft

der Person zu erlangen wünsche, welche das Glück ihres Sohns, mithin auch das ihrige zu machen bestimmt sey. Sie ersuchte mich im Verfolg, weil sie selbst zu einer so weiten Reise zu alt sey, mich dazu zu entschließen, welches ich gewiß auf keinen der möglichen Fälle zu bereuen Ursache haben solle; sie bat mich, auf ihre Kosten eine mir beliebige Begleiterin zu wählen; kurz, der ganze Brief, an dessen Echtheit sich nicht im mindesten zweifeln ließ, trug die unverkennbarsten Spuren der feinsten und edelsten Denkungsart. So oft ich ihn durchlas, fühlte ich mich gewissermaßen über mich selbst erhoben; dieser Brief hielt mir ein Bild vor, nicht, wie ich war, sondern wie ich wünschen mußte, zu seyn.

Jetzt bemerkte ich auch mit geheimer Freude, daß ich noch nicht so gänzlich verdorben sey, als ich äusserlich scheinen mochte, ich gab den Bitten des Barons, den dringenden Vorstellungen meines Vaters nach; ich nahm eine gute, ehrbare Alte in Dienste, und trat mit dem Baron den Weg nach *******, nahe an der französischen Grenze, an.

Daß diese Reise, der vielen Abwechslungen wegen, die sie mir gewährte, der reizenden Gegenden halber, durch welche wir kamen, so wie überhaupt durch den Reiz der Neuheit, unendlich angenehm für mich seyn



mußte, brauche ich wohl nicht zu sagen. Auch würde ich der Wahrheit untreu werden, wollte ich dem Baron nicht das Zeugniß geben, daß er, der heftigsten Liebe gegen mich ungeachtet, sich durchaus nicht in seinem Benehmen gegen mich geändert, daß er sich nicht das mindeste gegen die Gesetze des Anstandes gestattet habe. Er schien unaufhörlich in einem Himmel von Freuden zu schweben; er trug mich fast auf den Händen; er suchte alles hervor, mir die Beschwerlichkeiten der Reise zu erleichtern, und, so viel seine Eile nur verstattete, durch den Anblick aller Sehenswürdigkeiten zu ver[illegible]en. Seine Gutmüthigkeit fing an, auf mein Herz Eindruck zu machen; die Zufriedenheit und Wonne, die ich in seinen Blicken las, so oft sie auf mir verweilten, erregten den Wunsch in mir, ihn wenigstens aus Dankbarkeit lieben zu können.

Je lauter er vom Anfange der Reise an seine frohen Erwartungen für die Zukunft zu erkennen gegeben hatte, desto mehr mußte es mir auffallen, als sich, je mehr das Ende derselben heranrückte, ein nicht zu verbergender Trübsinn in seinen Mienen äußerte. Er saß manchmal in tiefen Gedanken, zog, wenn er daraus erwachte, feurig meine Hand an seine Lippen, wollte dann, wenn ich ihn um die Ursache seiner Verstimmung befragte, von nichts wissen, und berief sich

wenn ich ihn allzusehr in die Enge trieb, auf die Erfahrung, daß ein herbey eilendes großes Glück immer mit banger Ahnung verbunden sey.

Auch verschwand seine trübe Laune, als wir dem Landsitze seiner Mutter uns näherten. Die Gegend, in welcher sie wohnte, schien ein Paradies; grünende Hügel, Berge mit Weinstöcken bepflanzt, lange Alleen von Fruchtbäumen, schöne Bäche, welche die Landschaft durchschnitten, glänzende Heerden, welche dort friedlich weideten, frohe, wohlgebildete Landleute, die singend und heiter scherzend die Arbeit wie ein Spiel zu betrachten schienen, Alles dieß war dazu geeignet, den heitersten Eindruck auf meine Seele zu machen, und sie jeder zärtern Empfindung zu öffnen.

Um so gerührter mußte ich werden, als der Wagen endlich vor einem einfach, aber edel erbauten Schlosse hielt, der Baron mich aus dem Wagen hob, und mit dem freudigen Ausruf: „Mutter, hier ist sie!“ einer ehrwürdigen Dame vorstellte, in deren Zügen noch unverkennbare Spuren hoher Schönheit, in deren Augen reines Bewußtseyn, Sanftmuth, Religiosität, kurz, alle jene milden Tugenden zu lesen waren, welche den Frauen vorzüglich eigen sind. Kaum hatte sie die Foderungen der Mutterliebe durch eine zärtliche Umarmung des geliebten Sohnes befriedigt, als sie mir mit unbeschreiblicher Würde die Hand bot, und mich mit den Worten: „Kommen Sie liebes Kind, wir werden uns kennen und hoffentlich lieben lernen!“ in das Haus führte.



Hier ließ sie mir durch eine Ausgeberin einige mit allen Bequemlichkeiten versehene Zimmer anweisen, die ich wegen ihrer Einrichtung im vollen Sinne des Worts Frauenzimmer nennen möchte. Ich wurde von diesem Augenblick an mit einer Vorsorge und Aufmerksamkeit behandelt, die ganz dazu dienen mußten, das Gefühl einer wohl noch zu erlangen möglichen innern Würde, das schon früher bey Lesung ihres Briefs in mir erwacht war, nicht nur zu nähren, sondern auch bis zu einer Art von Begeisterung zu erheben.

„Wollte ich dir, lieber Ferdinand,“ — fuhr Ulrike mit lebhafter Bewegung fort — „von den ruhig seligen Stunden erzählen, die ich von nun an, ohne Auflegung irgend eines Zwangs, in dem Umgange dieser vortrefflichen Dame zubringen durfte, ich würde nicht fertig werden, und Thränen dankbarer Erinnerung müßten bald meine Worte unterbrechen. Nie habe ich früher oder später ein so vollkommenes Weib gesehen, wie die Baronin, voll wahrer Frömmigkeit ohne Heucheley; eine Mutter der Armuth, aber im Stillen; eine Trösterin jedes Leidenden, ohne es ihn

fühlen zu lassen; ein Muster strenger Tugend mit der schonendsten Nachsicht gegen Fehlende; im höchsten Grade gebildet, ohne selbst den Schatten von Anmaßung; eben so gutmüthig, als verständig; eben so reich an Kenntnissen, als sich auch zu dem Niedrigsten herablassend!

Jetzt fühlte ich erst, was es heiße, eine Mutter zu haben, und eine solche! Ich behaupte, eine Tochter, von ihr erzogen, wär' ein Engel auf Erden geworden!

So glücklich ich mich selbst in meinen neuen Umgebungen befand, so merkte ich doch meiner Wohlthäterin — sanft ruht sie nun im Grabe, aber ewig werde ich sie so nennen! — nach einiger Zeit einen Kummer ab, den sie mir zu verbergen suchte. Auch ihr Sohn war wieder, nur noch in erhöhetem Grade, in sich gekehrt und trübsinnig, so viel er sich Mühe gab, gegen mich heiter und voll beglückender Hoffnungen zu scheinen. Ich fing an im Hause auf Alles aufmerksamer zu werden; ich bemerkte, daß oft reitende Boten Briefe brachten und abholten, daß Officiere zu dem Baron kamen, und dieser sich dann mit ihnen, und, wenn sie sich entfernt hatten, mit der Mutter verschloß. War dieß geschehen, und wir kamen zur Tafel, so gelang es auf keine Weise, ein heiteres



Gespräch einzuleiten; ich sah Unruhe in den Mienen der Mutter und des Sohnes, welche sie gegen mich umsonst mit einer eben nicht bedeutenden Rechtsstreitigkeit zu entschuldigen suchten.

Endlich ward eines Morgens die gewohnte Stille von Pferdegetrappel unterbrochen, und ich sprang, da mir jetzt alles Furcht einflößte, halb angekleidet aus dem Bette, um hinter dem Vorhange zu lauschen. Hier sah ich, daß die Baronin, weit früher, als sonst, erwacht, die Hände wie im Gebet aufhebend, am Fenster stand. Der Baron stürzte bald darauf zum Schlosse heraus, warf sich auf ein Pferd, und sprengte so eilig davon, daß der Reitknecht ihn kaum wieder einholen konnte.

Nach einigen Stunden schickte die Baronin zu mir, und ließ mich bitten, allein zu speisen, indem ein unangenehmes Geschäft sie nöthige, heute ohne Gesellschaft zu bleiben; auf den Abend werde es ihr hoffentlich vergönnt seyn, mich zu sich rufen zu lassen. Jetzt blieb mir kein Zweifel übrig, daß etwas von großer Wichtigkeit vorgehe, ohne es doch ergründen zu können, ohne selbst in der Nähe meiner Wohlthäterin mich aufhalten zu dürfen.

Wie schwer dieser Tag mir zu überstehen war, werde ich nie vergessen. Der Abend verging; die Ba-

ronin schickte nicht. Am andern Morgen sah ich einen Officier geritten kommen, ganz bestäubt, und starr vor sich hinblickend; es stand ihm auf dem Gesicht, daß er eine Schreckenspost bringe.

Nun konnte ich mich nicht länger halten, in die Zimmer der Baronin zu dringen; doch ein Geistlicher, der schon früher aufs Schloß geholt worden war, hielt mich zurück, und versprach, mich in kurzem zu besuchen. Ich sah beym Zurückgehen überall verweinte Gesichter, und erhielt, wen ich auch fragte, nirgends Antwort. Meine Angst war unbeschreiblich.

Der Geistliche kam endlich; ich erfuhr, nach langer vorsichtiger Vorbereitung, daß der Baron in einem Zweykampfe geblieben sey.

Die nähere Veranlassung dazu, die mir aber einige Tage später, und nur durch Zufall, bekannt wurde, war des Barons frühere Verlobung mit einem Fräulein aus sehr ansehnlicher Familie gewesen. Sein Wortbruch hatte den Bruder des Fräuleins mit der glühendsten Rache erfüllt, und alle Mühe der beyderseitigen Verwandten, auf irgend eine Weise eine Aussöhnung zu vermitteln, oder wenigstens die Erbitterung zu mäßigen, war ohne Erfolg geblieben."

„Glaubst du wohl an Bestimmung, Ferdinand, an Vorausbestimmung unserer Schicksale,



mein' ich" — fiel sich hier Ulrike selbst ins Wort. Ich stutzte. — Dieser Wahn läßt seine Anhänger zu trostlos, und gibt sie zu sehr ihren eignen Leidenschaften dahin," — erwiderte ich — „um ihn nicht mit allen Gründen der Vernunft zu bekämpfen!"

„Doch fand ich damals" — nahm Ulrike wieder das Wort — „eine Art von Beruhigung darin, sowohl für meine damalige Gegenwart, als für die Zukunft."

„Wie soll ich das erklären?"

„Du wirst mich auslachen; doch muß ich hier ein Geschichtchen aus meiner frühesten Kindheit erwähnen, das mir von alten Leuten erzählt worden ist. Zu einer Zeit, bis zu welcher ich nicht zurückdenken kann, stand meine Mutter, mich auf den Armen, einst ganz allein im Vorhause. Es war damals vor kurzem Friede geworden, und mancherley Gesindel, das vorher den Armeen nachgezogen war, streifte im Lande herum. Meine Mutter erschrack daher, als die Thür mit Heftigkeit aufgerissen ward, und eine baumstarke, braungelbe Frau auf sie zu trat, deren Aeußeres wenig empfehlend war. Man hat mir oft ihre abenteuerliche Kleidung geschildert, wovon mir nur noch eine scharlachne Croaten-Mütze und ein schwarzer Husaren-

pelz erinnerlich ist. Dabey trug sie zwey häßliche Kinder in einem Mantel auf dem Rücken.

Das fremde Soldatenweib sprach meine Mutter um einen Zehrpfennig an, lobte mich als ein wunderschönes Kind, und spielte, wie liebkosend, mit meinen krausen Locken. Meine Mutter gab ihr in der Bestürzung, was sie finden konnte, nur eine Kupfermünze. — „Könnts behalten!“ — versetzte das Weibsstück mit frechem Hohn und gällender Stimme, indem sie das Geld auf den Boden warf — „kauft euerm Püppchen dafür einen Wecken! Schneeweißchen, Rosenroth! schlägst wohl die Freyer todt!“

Diese Prophezeiung, so lächerlich es auch ist daran zu glauben, fiel mir damals ein, und so sehr mich der Tod des Barons schmerzte, so sehr meine eigne Lage dadurch verändert ward; so tröstete es mich doch einigermaßen, jene Wahrsagung nunmehr ohne mein unmittelbares Zuthun eingetroffen zu sehen. Sie hatte mich doch manchmal mit Grausen erfüllt; aber war es meine Schuld, daß der Baron mich gesehen und seine Liebe mir zugewendet hatte? Ich hatte ihn wahrlich nie an mich gelockt; nur sein feindliches Schicksal hatte ihn zu mir geführt!“

Ulrike wendete sich hierauf wieder zur Fortsezzung ihrer Geschichte: „Kaum mußte ich mich als die un-



unschuldige Ursache von des Barons Tode betrachten, als ich den Geistlichen um eine Unterredung bitten ließ. Mein Gefühl sagte mir augenblicklich, was ich zu thun habe; mich den Augen der tief gebeugten Mutter schleunigst zu entziehen, schien mir unerläßliche Pflicht. Ich bat den Geistlichen, dieß der Baronin zu hinterbringen, und mir Erlaubniß zur Abreise auszuwirken.

„Ich billige Ihren Entschluß“ — antwortete der Geistliche — „aber Sie verkennen die Baronin! Ich habe schon längst von ihr den Auftrag, Sie auf diesen Fall zu versichern, daß sie die zärtlich geliebte Braut ihres Sohns immer als Schwiegertochter betrachten wird!“

Ergriffen von dieser Seelengröße, konnte ich nur durch Thränen mir Luft machen. „Die Baronin“ — sagte ich weinend — „hat ein heiliges Recht auf meinen blinden Gehorsam; mein Schicksal wird ganz von ihren Winken abhängen!“ —

Und so wäre ich denn fast am Schlusse meiner Geschichte. Ich habe nichts weiter hinzu zu sezen, als daß ich ein Jahr lang eine Mutter in jedem Sinne des Worts besaß; daß ich ihr alles danke, was ich bin; daß sie mich in ihrem Testamente zur Erbin ihres Vermögens eingesezt hatte; daß man aber nach

ihrem Tode weder den Schein über dessen Niederlegung, noch das Testament selbst, gefunden hat.

Wie dieß zugegangen? läßt sich bey der Bestürzung, die damals im Schlosse herrschte, bey der großen Anzahl ihrer Dienerschaft, und bey der Habsüchtigkeit ihrer Seitenverwandten, wohl errathen, doch niemals beweisen. Von ihren nunmehrigen Erben kaum mit einem Reisegelde versehen, kehrte ich in meine Vaterstadt zurück. Was das Gerücht, dem ich durch meinen frühern Leichtsinn, leider! die Waffen gegen mich in die Hände gegeben hatte, von meiner Abwesenheit sagt, ist dir gewiß viel zu gut bekannt, als daß ich nur ein Wort darüber verlieren dürfte!" — —

Als mein Freund Ferdinand bis zum Schluß von Ulrikens Erzählung gekommen war, schlug der Seiger zehn Uhr. Wir trennten uns daher für heute, so sehr meine Neugier gespannt war, nachdem ich mit ihm ausgemacht hatte, morgen um dieselbe Zeit wieder zu kommen.

---

## 2.

Mit dem frühesten war ich wieder bey ihm, und fand ihn bey einer nicht minder grauenvollen Beschäftigung, als am gestrigen Morgen.



„Komm her, lieber ****" — rief er mir schon entgegen, einen blendend weißen Schädel in der Hand — „Da — untersuche — fühle — und sage mir auf dein Gewissen, findet sich hier eine Spur des viel besprochenen Mordorgans?" — Nicht ohne Schaudern nahm ich den Schädel, und meine Hand zitterte, als ich die obere Hirnschale völlig zertrümmert fand.

„Der Kopf eines Erschlagenen oder Missethäters?" — fragte ich bebend.

„Vom Rade! Sieh, hier hat der Nagel gesessen!" — antwortete Ferdinand, mit dumpfem, doch kalt scheinendem Tone.

„Ich verstehe wenig von der neuen Lehre" — nahm ich wieder das Wort, mich zur Unbefangenheit zwingend, ob mir schon das Blut kalt den Nacken hinabrieselte" — aber, wie mir das Organ gezeigt worden ist, finde ich nichts hier."

„Nun so höre weiter!" — versetzte Ferdinand, hüllte den Todtenkopf sorgfältig in ein schwarzes Tuch, und zog mich wieder auf den Sofa.

„Da Ulrike mit ihrer Geschichte zu Ende war, konnte ich kaum dem Triebe widerstehen, sie in meine Arme zu schließen, und gewiß wäre dieß geschehen, hätte sie durch die letzten Worte mich nicht selbst wie-

der an das Urtheil der Menge und die Warnungen meines kältern Verstandes erinnert.

Doch, was mir dieser auch einflüstern mochte, ich war dennoch an ihr und mir völlig irre worden. Höchstens einen alltäglichen, fein gewendeten Roman hatte ich zu hören erwartet; eine sehr einfache Geschichte, aber mit den sprechendsten Zügen der Wahrheit, wie sie kaum zu erkünsteln ist, ward mir gegeben. Entschuldigungen, Beschönigungen, gleißnerischen Bethenerungen hatte ich entgegen gesehen; aber Ulrike gestand ein, wie tief sie gesunken war, und zeigte mir, ohne sich irgend ein Verdienst dabey zuzueignen, wie es ihr möglich gewesen sey, sich wieder der Verderbtheit zu entreißen. Uebrigens enträthselte ihre Erzählung doch auch, wie sie zu dem Grade von Bildung gelangen konnte, der aus jedem ihrer Worte hervorleuchtete, und sie hatte gewisse Stimmungen des Geistes erwähnt, die man schwerlich anders kennt, als aus eigener Erfahrung; zudem lag in ihrem ganzen Wesen so viel Edles, in ihrer Stimme so viel Wahres, in ihrem Blicke so viel Unerschrockenheit, daß kaum bey der verschmitztesten Buhlerin, kaum bey der in das Laster ganz Versunkenen, ein so überreichliches Maß von Verstellung zu vermuthen stand; zudem schwebte auf ihrem Gesicht keine Furche, wie verworfene Lei-



denschaften sie ziehen, und auf ihren Wangen blühte die Farbe der Gesundheit.

Um mich weder selbst zu übereilen, noch Ulriken unverdienter Weise zu quälen, hielt ich schleunige Flucht für das Beste. „Ich danke dir dafür, liebe Ulrike, daß ich wieder an dich glauben, daß ich wieder mit Herzlichkeit an dich denken darf! Recht bald, vielleicht morgen, hoffe ich dich wieder zu sehen!“ — mit diesen Worten küßte ich ihre Hand, und entfernte mich, ohne daß sie mich zurückhielt, aus dem Garten.

Als ich vor der Thür stand, fand ich mich nicht im mindesten gestimmt, nach Hause zu gehen. Ich schweifte einige Stunden im Felde herum, blieb den ganzen Abend zerstreut, und brachte die Nacht äußerst unruhig zu.

„Aber was geht es dich an“ — fragte ich mich am Morgen — „ob Ulrike tugendhaft oder lasterhaft ist? Will irgend Jemand, will sie selbst wohl die ehemalige, von ihr ja für Thorheit anerkannte Zuneigung geltend machen?“ — Es war als spotte Etwas im tiefsten Hintergrunde meines Herzens über diese Frage, und — damit ich dir nicht allzulange die Zeit raube — noch war kaum der Nachmittag da, als ich wieder an die Breterwand pochte, und Ulrike nach der Gatterthür flog, sie für mich aufzuschließen. Auch

Auch sie schien wie von einem unwiderstehlichen Verhängniß zu mir hingezogen zu werden, obschon wir uns dieß nie eingestanden, und nie weiter etwas von Vergangenheit und Zukunft sprachen, sondern blos in der Gegenwart lebten.

Schon war die ehemalige sanfte Vertraulichkeit nicht blos wieder hergestellt, sondern auch so erhöht, daß ich nicht wohl einen Tag leben konnte, ohne Ulriken zu sehen, als mir meine Schwester mit zärtlicher Besorgniß einige bedeutende Winke gab. Nach dem, was sie mir, obwohl mit der größten Schonung errathen ließ, war die allgemeine Stimme längst darüber einig, daß Ulrike schon von ihrem sechzehnten Jahre an zu den Verworfenen ihres Geschlechts gehört, dann aber einige Jahre als des Barons Maitresse, und zuletzt sogar in Straßburg in einem berüchtigten Hause gelebt habe.

„Was geht es mich an?" — sagte ich erbittert nochmals zu mir selbst. — „Nein! über mein Vermögen, über mein Herz, über meine Ruhe, kann ich schalten und walten, aber nicht über meine Ehre!" —

So hatte ich denn den Stab über sie und mich gebrochen; doch blieb ich standhaft bey meinem einmal gefaßten Entschlusse. Ich benutzte bey Ulriken eine Reise, die ich schon vorher auf acht Tage beschlossen



hatte, zu dem Vorgeben meiner gänzlichen Abreise. Auch jetzt noch blieb sie sich vollkommen gleich. Sie nahm auf das zärtlichste, doch, dem Anscheine nach, ohne tiefeindringenden Schmerz, von dem geliebten Jugendbekannten Abschied, und dankte mir für die frohen Stunden, die ich ihr geschenkt habe, vielleicht ihre letzten; sonst kam keine Klage, keine Bitte, zu bleiben oder sie nicht ganz zu vergessen, kein Vorwurf, über ihre Lippen.

Hatte ich Hartherziger geglaubt, bey diesem Abschiede müsse sie ihre Absicht, mich mit ihrem Netze zu umspinnen, verrathen; so war ich jetzt rasend genug, sie kalt und gefühllos zu nennen.

Dennoch brannte es während meiner Reise unaufhörlich unter meinen Sohlen, wie in meinem Herzen. So sehr ich mich anstrengte, ihr Andenken zu verbannen: ihr Bild stand unaufhörlich vor mir, und, wie ein Lichtstrahl von oben, fiel endlich der Gedanke in meine Seele, daß es wohl nicht unmöglich sey, die Wahrheit oder Falschheit ihrer Erzählung ans Licht zu ziehen. Vielleicht lebt der Geistliche noch, sagte ich zu mir selbst, mit dem sie bey der Baronin bekannt worden seyn will, und, wäre auch dieser gestorben, so wird sie doch nicht umhin können, einen oder mehrere Andere anzugeben, die von ihrem dortigen Auf-

enthalte wissen. Warum sollten diese sich weigern, auf Ersuchen für oder wider sie zu zeugen?

Dieser Einfall, der so natürlich war, daß ich mich wunderte, nicht längst darauf gekommen zu seyn, ließ mir von nun an keine Ruhe, und — warum soll ichs läugnen? die Hoffnung, Ulriken ganz gerechtfertigt zu sehen, verbreitete wieder einen rosigen Schimmer über mein eignes Leben.

Ich beschleunigte mein Geschäft, und traf schon am Abende des fünften Tages in F******* ein. Da ich abgestiegen war und durch eine lange Linden-Allee nach dem Hause meiner Schwester ging, begegnete mir Ulrike am Arm einer bejahrten Verwandtin, die jetzt bey ihr wohnte.

Was es auch gekostet hätte, ich konnte mich nicht enthalten, sie anzureden. Ich brauchte den Vorwand, daß ein unterwegs erhaltener Brief mich nochmals zurück geführt habe; sie schien es ohne weiteres zu glauben. Wir traten zusammen, und plauderten, wegen Anwesenheit der dritten Person, ziemlich gleichgültig, obwohl die Frage nach dem Namen des Geistlichen immer auf meinen Lippen schwebte; doch faßte ich Ulrikens Hand und drückte sie insgeheim auf das zärtlichste.

Als wir so bey einander standen, gesellte sich, ohne



nur den Hut zu ziehen, ein junger, stammhafter, schwarz gekleideter Mann zu uns, drängte sich ziemlich unhöflich zwischen mich und Ulriken, und nahm sie beym Arm, um sie nach ihrem Garten zu begleiten. Ich maß ihn mit den Augen und war im Begriff, meine Empfindlichkeit zu äußern. — „Mein Bräutigam seit drei Tagen!" sagte Ulrike sehr sanft und warf mir einen Blick zu, in welchem Himmel und Hölle lag.

Jetzt war es, als stürze ein Meer über mich zusammen, in dessen Wogen ich untersinken müsse; jetzt erst hatte das Schicksal entschieden! Ich nahm, voll Erbitterung gegen die ganze Außenwelt, so kurz Abschied, als nur möglich, und eilte zu meiner Schwester.

Doch diese war, in der gewissen Voraussetzung, daß ich erst nach Verfluß einer Woche wieder komme, mit ihrem Manne aufs Land gereist. Eine sonderbare Ahnung überlief mich, als ich mich jetzt im ganzen Hause unbeobachtet, und, weil die Dienerschaft im Vorderhause wohnte, sobald ich wollte, allein wußte. Ich ließ mir, was ich etwa noch brauchen konnte, bringen, und gab vor, mich aus Müdigkeit sehr bald niederlegen zu wollen.

Da der Bediente gegangen war, kam ich fast nicht von den, nach dem Garten gewendeten Fenstern. Es

fing an zu dunkeln; ich sah Ulrikens weißes Kleid unter den Bäumen schimmern. In einem Sprung stand ich an der Gartenwand. Ich pochte, nachdem ich durch das Astloch geguckt hatte, leise mit dem Finger, und rief: „Bist du allein, liebe Ulrike?" — „Ich bins" — antwortete sie ängstlich — „nur meine Muhme ist oben im Hause!" — Das Weingeländer war augenblicklich überstiegen." — Du bist Braut, Ulrike?" — rief ich heftig, und zog sie wie ein Rasender an meine Brust.

„Und warum nicht?" — antwortete sie mit Wehmuth. Sie erzählte mir nun, ihr Bräutigam sey lange Zeit bey ihrem Vater erster Marqueur gewesen, und habe ihr schon früher seine Hand angetragen, jetzt sey sein alter reicher Vetter in B****** verstorben, und habe ihm ein großes Hotel hinterlassen; ihr Vater sey dem Vetter schuldig gewesen; der Neffe habe seine Werbung wiederholt, und zugleich mit Arrest gedroht; sie habe eingewilligt, sich zum Opfer für ihren Vater dahin zu geben, ob ihr Bräutigam gleich mit einer gewissen, im Weltlauf erworbenen Verschmitztheit, das roheste und heimtückischte Herz verbinde.

So lange sie noch sprach, hatte sie sich gezwungen; jetzt war ihre Kraft dahin. Sie brach in zahllose Thrä-



nen aus. Vor mir stand es mit Flammenschrift: „Sie fällt, als ein Opfer für dich; vor fünf Tagen konntest du sie noch retten, aber du warst Unmensch genug, sie mit kaltem Blute von dir zu stoßen!"

Ich muß über das Zunächstfolgende schnell hinweg eilen. Deine Menschenkenntniß, lieber ****, sagt dir vielleicht, daß ein heftig gereiztes, bis zur Verzweiflung gebrachtes Herz jeder Leidenschaft, auch der verbrecherischen, nur um so offener ist. —

Wir gingen, weil der Thau fiel, und es völlig dunkel wurde, auf Ulrikens Zimmer; ihre Tante war schon zu Bette. Wir saßen fest umarmt, und klagten das Schicksal an. Das Licht brannte tief herunter; die Zukunft lag düster vor uns ausgebreitet; der Augenblick war unser! Meine unsinnige Leidenschaft, Ulrikens nur noch leise dagegen kämpfendes besseres Gefühl, die geheimnißvolle Nacht, die Gluth zweyer, einst kindlich vertrauten, jetzt mit jener Zeit sich verrätherisch täuschenden Herzen — ich verließ Ulriken nicht so schuldlos, als ich zu ihr gekommen war!

Gellerts: „Erzittre vor dem ersten Schritte!" fand auch bey uns Bestätigung. Ulrike machte mir keine Vorwürfe, sondern nannte sich allein, und doppelt strafbar. Dennoch riß die erregte Sinnlichkeit, Ulrikens Liebe gegen mich, die Verachtung gegen ihren

Bräutigam, uns noch zu mehrern, nicht minder unerlaubten Zusammenkünften hin. Wir lebten, wie in einer immerwährenden Verblendung, oder das Verhängniß hatte die Schuldigen schon zu fest ergriffen, um seine Opfer wieder entschlüpfen zu lassen. Ich vergaß Alles; ich achtete, da meine Schwester zurück gekehrt war, nicht einmal auf die Foderungen des Anstandes und des Gastrechts. Das Weingeländer, das den Knaben zu unschuldigen Spielen getragen hatte, diente dem Manne als Leiter zu Ausübung eines Raubes.

Doch so listig ich auch zu seyn glaubte, so verborgen vor jedermann ich meine nächtlichen Wanderungen hielt; irgend Jemand mußte mich beym Uebersteigen belauscht haben. Ulrikens Vater befahl ihr, in die Stadt zu ziehen; Emilie ergriff sanft bittend meine Hand, zeigte auf die Gartenwand, und sprach wehmüthig, mit einem warnenden, auf ihren, uns nicht bemerkenden Gatten gerichteten Blick: „Bruder!“

Ich war unverschämt genug, den Unwissenden zu spielen, ohne daß sie weiter in mich drang. Ihr, nicht auf Ueberzeugung deutendes Schweigen reizte mich zu der Vermessung, daß ich in einigen Tagen abreisen und Ulrike nächstens getraut werde.

Mein Herz zitterte, als ich auf mein Zimmer kam. Abreisen wollte ich, und Ulriken ihrem Schicksal



überlassen? abreisen sogar, ohne sie noch einmal zu sehen? Nein, ich mußte sie sehen, mußte ihr Genugthuung anbieten, und hätte ich im folgenden Augenblick sterben sollen!

Es gelang mir nach mancher fehlgeschlagenen List, ihr ein Billet in die Hand zu spielen. Sie versprach mir die letzte Zusammenkunft in einem öffentlichen, einst mit großen Kosten angelegten, jetzt aber verwilderten Lust-Wäldchen.

Als ich sie, mit ganz herabgelassenem Schleier, durch das raschelnde Herbstlaub auf mich zukommen sah, stand mein Entschluß fest, mich nur als ihr Verlobter von ihr zu trennen. Ich hielt auch mich für reich genug, ihren Vater vom Untergange zu retten.

Aber kaum hatte ich ihr mit feuriger Beredsamkeit meine Absicht bekannt gemacht, als sie erschrocken zurück trat. — „Nein, Ferdinand! nimmermehr! Mein guter Ruf war durch den Leichtsinn meiner Jugend unwiederbringlich verwirkt, als ich noch schuldlos war, und ich liebe dich zu uneigennützig, um deine Ehre Preis zu geben, um dich zum Bettler zu machen! Vor deinem Besuch auf dem Zimmer hätte ich vielleicht wanken können; jetzt ist es zu spät! Auch mit dir würde ich unglücklich werden, du mit mir! Das Gerücht würde nicht ruhen; deine Verwandten würden

mich als Verführerin brandmarken; meine Nachgiebigkeit gegen dich würde dich selbst in schwachen Stunden verleiten, an mir zu zweifeln! Nur zum Abschiede bin ich gekommen! Du wirst manchmal an die Gespielin deiner Jugend, du wirst auch an diese Stunde denken — und, was auch mein Loos sey, ich werde zufrieden seyn!"

Bey dieser Weigerung blieb sie auch, ob ich schon flehentlich, selbst auf meinen Knieen, um Abänderung ihres Entschlusses bat; ob ich gleich der Möglichkeit erwähnte, ihre Ehre wenigstens im Kreise ihrer nähern Bekannten von jedem Verdacht zu reinigen. Sie nannte mir gleichgültig den Namen des Geistlichen, zugleich aber erfuhr ich, daß mein Vermögen bey weitem nicht zureiche, die Schulden ihres Vaters zu decken. Der schon halb Verlorne hatte in den letzten Zeiten unsinnig in Lotterieen gewagt, und war jetzt ganz in der Hand seines ehemaligen Untergebenen.

So schieden wir denn von einander mit blutendem Herzen, und ich nicht ohne Vermuthung, daß auf Ulrikens Hartnäckigkeit die Drohung der boshaften Wahrsagerin noch immer einigen Einfluß habe. Mein Schmerz gränzte an Verzweiflung, und doch mußte ich ihn in mich selbst verschließen. Ich eilte aus F******* als verfolgte mich die Hand der Rache, und



hörte nach Vierteljahresfrist, daß Ulrike verheirathet und mit ihrem Manne nach B****** gezogen sey.

Eine Reise, die ich als Leibarzt des Fürsten von S. in die Schweiz und nach Italien machte, und angestrengte Beschäftigung nach der Heimkunft, gaben mir endlich einen Theil meiner Ruhe wieder. Das Leben hörte auf, mir unerträglich zu seyn. Ich richtete mich vollkommen ein, obwohl mit dem festen Vorsatze, mich nie zu verheirathen. Da erhielt ich einst früh Morgens um zwey Uhr durch Staffete eine Zuschrift von unbekannter Hand. Hier ist sie!"

Ferdinand gab mir den Brief aus seiner Brieftasche, und ich las folgendes:

„Ihre Schriften über ****** und **** haben mich schon längst einen Mann in Ihnen kennen und achten gelernt, der, genährt von dem Geiste der Alten und durch vielseitiges Studium gebildet, mit dem brennendsten Eifer für das Wohl seiner Brüder auch eine höhere Ansicht des Lebens verbindet. So wage ich es denn, im Vertrauen auf Ihren Muth und Ihr Herz, Ihnen eine Nachricht mitzutheilen, welche Sie, wie ich vermuthen muß, zwar erschüttern, aber, steht es anders in Ihrer Macht, zuverlässig auch zur Rettung einer Unglücklichen aufrufen wird.

Die Gastwirthin zum goldnen Adler, Ulrike *****

geborne**** aus F******* ist diese Unglückliche. Als hiesiger Gefangenarzt habe ich ihre Zuversicht gewonnen, und sie besitzt nicht nur mein innigstes Mitleid, sondern auch die lebhafteste Bedaurung der ganzen Stadt. Aus einigen flüchtigen Aeußerungen muß ich schließen, daß Sie einst nähern Antheil an ihren Schicksalen nahmen, als die Arme zu entdecken wagt.

Nach einer höchst unzufriedenen Ehe, nach Erduldung unzähliger unwürdigen Begegnungen, hat ein aufwallender, dem Wahnsinne ähnlicher Zorn sie zum Verbrechen geleitet. Sie ist als Mörderin ihres Mannes in Untersuchung gerathen; das Todesurtheil ist über sie ausgesprochen. Nur noch acht Tage wird sie, wenn nicht unerwartet ein rettender Engel erscheint, des Lebens genießen, das für sie keine Reize mehr hat.

Sie wissen nun das Schreckliche, und ich muß Ihnen anheim geben, was Sie thun können und wollen. An mir können Sie auf den thätigsten Beystand rechnen, so weit Menschlichkeit dieß nur gebiete, Ehre und Pflicht dieß nur gestattet. Ich bin u. s. w."

„Entsetzlich!" — rief ich nach Lesung dieses Briefs aus, und ließ, bleich vor Schrecken, das Blatt aus der Hand fallen. Ferdinand, der indessen starr, mit verschränkten Armen vor dem Bilde gestanden hatte, wandte sich mit heftiger Bewegung nach mir um.

„Nicht



„Nicht wahr entsetzlich? — O diese Ulrike, die ich oft als Knabe umarmt, die ich als Mann unsäglich geliebt, deren schuldlosem Wandel der alte, dem Grabe nahe Geistliche auf meine geheime Anfrage das schönste Zeugniß ertheilt hatte — diese Ulrike, deren Verführer nur ich war, in deren Armen mir selbst die Sünde reizend erschien — — nicht wahr du mußt auch um sie weinen?" Er warf sich um meinen Hals, und lang entbehrte kalte Thränen stürzten aus seinen Augen.

Als er sich erholt und wieder einige Fassung erlangt hatte, setzte er, anfänglich in kleinen Abschnitten, seine Erzählung fort:

„Du kannst leicht denken, daß der Brief des Gefangenarztes, so vorsichtig und theilnehmend er abgefaßt war, mich beynahe zu Boden schmetterte. Doch kaum kehrte die Besinnung einigermaßen zurück, als ich, noch ehe es völlig tagte, nach Postpferden schickte, und mich, wie ich ging und stund, in den Wagen warf. Ich schonte weder Bitten, noch Geld, um auf das schleunigste befördert zu werden, und als ich in B****** angelangt war, eilte ich unverzüglich zum Gefangenarzte.

Ich fand einen schon bejahrten, eben so angenehmen, als kenntnißreichen Mann, umringt von seiner

Gattin und einem Kreis blühender Kinder, er schien glücklich, nur die Ausübung seiner Amtspflichten, die ihn täglich in die Hütten der Armuth, in die Hölen des Unglücks, der Verzweiflung und des Wahnsinnes riefen, mochte das Wölkchen melancholischen Trübsinns über seine offene Stirn verbreitet haben.

Er führte mich sogleich auf sein Zimmer, und ich sah ihm nur zu deutlich an, daß er durch meine, obwohl erwartete, Gegenwart nicht wenig betroffen war. Ich bat ihn, mir vor allen Dingen etwas genaueres von den Umständen, unter welchen die That verübt worden sey, mitzutheilen, und er war im Stande, mir hierüber die vollständigste Auskunft zu verschaffen. Freylich schien er, durch Ulrikens kluges, mich schonendes Benehmen irre geführt, davon keine Ahnung zu haben, wie tief manches in meine Seele schnitt! Ich gebe dir nur das Hauptsächlichste.

Ulrikens Mann, ob ihm wohl die üble Nachrede, die sie verfolgte, kein Geheimniß seyn konnte, hatte sich gleich von Anfange her als der eifersüchtigste, aber auch als der herzloseste Tyrann, gegen sie benommen.

Da die Schönheit der jungen Wirthin auch in B****** nicht übersehen wurde; da ihr Verstand und feines Benehmen jedermann für sie einnahm; da übrigens der Ruf, in welchem sie in ihrer Vaterstadt stand, allmählich auch in ihren neuen Aufenthaltsort drang; so war es eben nicht zu verwundern, daß, ungeachtet der Strenge ihrer Sitten, doch jeder der einkehrenden Fremden lieber mit ihr, als mit ihrem unwissenden und ungefälligen Manne verhandeln mochte, ja, daß sich vielleicht Mancher zu gewissen Vertraulichkeiten für berechtigt hielt, wozu ihr jetziges Betragen nicht den mindesten Anlaß gab. Ihr Mann, der jeden ihrer Schritte bewachte, ward hierdurch unglaublich erbittert, und behandelte sie wie die gemeinste Elende. Seine Bosheit, mit einem schmutzigen Geiz verbunden, verdammte sie zu den niedrigsten Arbeiten, und ordnete sie sogar seiner Mutter unter, die in ihrem Charakter alle Abscheulichkeiten eines bösen alten Weibes vereinigte.



So empörend diese Lage für Ulriken seyn mußte, die einst in der Baronin Schlosse ganz andere Tage erlebt hatte, so ergab sie sich doch darein mit fast beyspielloser Geduld; selbst die geringsten Aufwärter und Mägde trugen Mitleid mit ihr, und dienten ihr williger, als der übrigen Herrschaft.

Endlich wurde sie — einen Monat zu früh — entbunden! — „Sieh mich nicht an, Freund“ — unter-

brach sich Ferdinand schaudernd — „meine Schuld hat sie dem Schwerte überliefert!“ — —

„Laß mich einen Schleier über die Qualen werfen, die Ulrike von nun an erdulden mußte. Ihr Mann, der vielleicht jetzt Manches, was ihm zu Ohren gekommen, verglich, der vielleicht sogar den Abend, an dem wir auf einander getroffen waren, in sein Gedächtniß rief, war unmenschlich genug, selbst der unglücklichen Mutter nicht zu schonen; ein heftiger Aerger verursachte den Tod ihres Kindes.

Als Ulrike sich einigermaßen erholt hatte, wies er ihr die Besorgung der Küche zum immerwährenden Geschäft an, und belegte sie bey jeder Zwistigkeit, oft selbst vor den Ohren der Mägde, mit den gemeinsten, pöbelhaftesten Schimpfnamen. Sie erniedrigte sich mehrere Male, ihn auf ihren Knieen um Scheidung zu bitten; aber er antwortete: „Lebte dein Vater noch, meinethalben; aber so will ich für mein vieles Geld wenigstens eine Magd haben, die nicht entlaufen darf!“ Die Schwiegermutter schlug dazu ein teuflisches Gelächter auf. — Alles dies sind Thatsachen, durch glaubwürdige Zeugen vor Gericht eidlich erhärtet!

Einstmals entstand zwischen ihr und der Schwiegermutter beym Anrichten der Speisen eine Mißhel-



ligkeit, und die letztere rufte ihren Sohn zu Hülfe. Dieser herzlose Unmensch, durch einen Zank mit einem Fremden eben heftig gereizt, vergaß sich, ohne auf etwas zu hören, so weit, daß er Ulriken ins Gesicht schlug, was er bis jetzt noch niemals gewagt hatte. Kalt, ohne ein Wort zu sagen, wandte er sich um, und wollte gehen; aber Ulrike kannte sich selbst nicht mehr.

„Verflucht sey dies Leben!“ — rief sie, vor Zorn glühend, und warf ihm das Vorlegemesser nach, das sie zufällig in der Hand hielt. Ein böser Geist lenkte den Wurf; es drang durch den Rücken, und streifte das Herz. Der Mann starb in wenigen Stunden.

Kaum war die That geschehen, als Ulrike, ohne einen Laut von sich zu geben, sich ruhig niedersetzte, und es abwartete, bis die Gerichtspersonen sie abholten. Sie gestand Alles bey der ersten Vernehmung, und führte nichts zu ihrer Entschuldigung an, als daß sie von sich selbst nichts gewußt und nicht anders gekonnt habe.

War durch das Schreckliche dieses Mords gleich anfänglich Jedermann wider sie empört gewesen, so wurden doch, da man die genauern Umstände erfuhr, Aller Herzen durch ihre Jugend, durch ihre Schönheit, durch ihre Sanftmuth, durch die Klugheit und Resig-

nation, womit sie sich benahm, zum innigsten Mitleid gegen sie hingerissen. Von mehrern Seiten suchte man ihr Mittel und Wege zu Linderung ihrer Strafe an die Hand zu geben, wiewohl vergeblich; sie selbst that nie einen Schritt, ihr Leben zu retten.

Das Erkenntniß brachte der Thäterin Hinrichtung mit dem Schwert und Flechtung des Körpers aufs Rad, und der Landesherr unterschrieb ihr Todesurtheil ungeachtet bedeutender Vorsprachen, weil in den letzten Jahren mehrere ähnliche Verbrechen verübt worden waren, die den Arm der strafenden Gerechtigkeit zu schreckenden Beyspielen aufforderten.

Der Todestag wurde angesetzt, und man bestürmte fast das Gefängniß, die schöne Männermörderin noch zu sehen. Sie wußte den sie belästigenden Blicken der Neugier nicht anders zu entgehen, als daß sie ihre, bey diesen Umständen freylich nicht zu verwundernde, Gesundheitsschwäche geltend machte. Dieß brachte sie mit dem Gefangen-Arzte zusammen; Opfer, welche die Gerechtigkeit tödten will, dürfen nicht sterben!

Die menschenfreundliche Behandlung des Arztes, vielleicht auch seine, der meinen ähnliche Beschäfftigung, öffneten gegen diesen ihr, sonst gegen Jedermann, selbst gegen die ihr zugeordneten Geistlichen, verschlossenes Herz. Sie fragte ihn, wie beyläufig, ob



er wohl einen seiner Kollegen Namens ***** kenne, und dann, als er dieß bejahte, ob es wohl möglich sey, daß mir von ihrer Hinrichtung etwas bekannt werden könne?

Dieß hielt der Arzt nicht für unwahrscheinlich, und sie sagte gelassen: „ich wünschte es nicht!“

Als der Arzt, hierdurch aufmerksam gemacht, weiter in sie drang, und die Ursache wissen wollte, antwortete sie nichts weiter, als: „Nein, ich wünschte es nicht — er hat mich in früher Jugend gekannt — jetzt darf er es noch nicht wissen! Aber an ihn schreiben möchte ich wohl — wollten Sie diesen Brief bestellen?“ — Da der Arzt dieß bejahte, schien ihr eine Last vom Herzen zu fallen. — „Ich danke Ihnen“ — sagte sie lächelnd — „nun weiß ich mein Haus bestellt.“

Als der Gefangen-Arzt bis hieher mit seiner Erzählung vorgerückt war, drang ich in ihn, mir den Brief einzuhändigen. Er versicherte aber, ihn noch nicht in Händen zu haben.

Ich beschwor nun meinen neuen Freund — denn seine gefühlvolle Theilnahme an Ulrikens Schicksalen hatte unsere Herzen schon nach Verlauf einer Stunde einander unendlich nahe gebracht, — mir zu rathen, wie ich etwas, wär es auch das Aeußerste, zu ihrer Ret-

tung beytragen könne, oder mir wenigstens zu einer Zusammenkunft mit ihr zu verhelfen. Er versprach das letztere, wenn er vorher Ulriken befragt; wegen des erstern verwies er mich an ihren Vertheidiger, über dessen Geschicklichkeit und Eifer in der ganzen Stadt nur Eine Stimme sey.

Ich verfügte mich augenblicklich zu diesem. Er schien fast noch ein Jüngling, war sehr hager, und fast bis zur Unstätigkeit lebhaft, eine Flamme, die stets aufzulodern drohte; das Genie leuchtete aus seinen tiefliegenden, blitzenden Augen; seine Umgebungen kündigten ihn als einen enthusiastischen Freund auch jener Wissenschaften und Künste an, die das Leben verschönern. Als ich ihn mit meinem Anliegen bekannt machte, starrte er mich an, und erbleichte. Er preßte meine Hand heftig in die seinige, und rief bis ins Innerste erschüttert: „Ich hätte für meine Schwester nicht mehr thun können — ich kannte sie schon, da sie noch für die schönste Frau dieser Stadt galt — ich bin ruhig — seyn Sie es auch — es ist Alles vergebens!“

Ich drang in ihn, noch eine Bittschrift zu fertigen, kurz, wie sie seinem Herzen entströme; ich gestand ihm selbst meine Schuld ein, die sein Scharfblick ohne dieß zu errathen schien; ich rief ihn auf, Ge-



brauch von meinem Geständniß zu machen, wenn dieß etwas fruchten könne; ich erbot mich, die Vorstellung selbst an den König zu überbringen.

„Umsonst, umsonst!“ — rief er aufs neue — „der König kann und wird nicht wollen, und wollte er auch, es ist zu spät! Der König ist vorgestern zur Revüe abgereist; selbst ein Courier könnte in so kurzer Frist nicht hin und zurück.“

Bey diesen Worten war er seiner Thränen nicht mehr Meister; zwey einander Fremde lagen sich, wie weinende Brüder, in den Armen. Irre ich nicht ganz, so nahm er an Ulriken ein fast leidenschaftliches Interesse. —

Soll ich dir nun noch das Weitere erzählen? soll ich dir sagen, wie ich sann, und mich fast übersann, sie durch List aus dem Kerker zu befreyen? wie ich tollkühn einen Versuch machte, die Wächter zu bestechen, der zu nichts führte, und zu nichts führen konnte? wie ich, nur mit vieler Mühe, die Erlaubniß von ihr erhielt, von ihr Abschied zu nehmen, doch auf ihr ausdrückliches, durch nichts abzuänderndes Verlangen, nur in Gegenwart des Arztes? wie sie sanft zärtlich, der Erde schon halb entrückt, mit mir

stets nur, wie mit einem frühen Jugendfreunde, sprach, und jedem drohenden Ausbruch meiner Empfindung mit klarer Besinnung zuvor kam? wie sie mir eine Schleife von ihrem Sterbekleid schenkte? Soll ich dir die fürchterlichen Zurüstungen schildern, die sich noch immer vor meinen Augen bewegen? —

Was ein Mann tragen kann, habe ich getragen! Sie duldete den Tod um meinetwillen; sollte ich ihr, vielleicht mich suchendes Auge mich im Tode vermissen lassen? sollte ich es Andern glauben, ob ihre Marter kurz oder qualvoll gewesen wäre?

Wie ängstlich mich auch der Arzt bat, was er mir auch vorstellte, ich ließ mich nicht davon abhalten; er und ihr Vertheidiger, der mir an Geistesstärke nicht weichen wollte, nahmen mich in ihre Mitte; unter dem erdichteten Vorgeben eines anzustellenden Galvanischen Versuchs, wurde es dem fremden Arzte leicht gestattet, sich dem Schaffot zu nähern.

Ihr langsames Herannahen, die Gelassenheit, mit welcher sie, eben so entfernt von theatralischem Anstand, als von niedriger Zaghaftigkeit, dem Tode entgegen ging, erregte in allen Anwesenden laute Ausbrüche des Bedauerns; wenig Augen blieben trocken.



Als sie das Schaffot betrat, legte sie ihre Hände glatt zusammen, und sah mit unverwandten Augen gen Himmel; das Irdische schien vor ihr verschwunden. Sie befestigte ihr langes blondes Haar, das man auf ihr Bitten verschont hatte, selbst auf dem Scheitel, und faltete dann wieder die Hände, als man ihr die Augen verband. Ein Schwertstreich machte ihrem Leben und Leiden ein Ende.

Schon mit dem Zücken des Richtschwerts nach dem blendenden, sonst so oft mit meinen Küßen bedeckten Nacken, fühlte ich meine erzwungene Standhaftigkeit weichen, und nur bis zum Fallen des Hiebs reichte meine Besinnung. Meine Begleiter haben mich schnell in einem schon bereit gehaltenen Wagen davon gebracht.

Aus leicht zu errathenden Gründen hat man den Körper begraben, und nur das Haupt auf das Rad — ich kann es nicht aussagen! Dort habe ich nie ihn gesehen; aber er ist auch nicht lange Zeit dort geblieben. Die Vermittelung meiner Freunde, und eine Geldsumme, die ich sehr gern verhundertfacht hätte, brachten ihn in meine Hände. Dort liegt er unter dem Todtentuche. Er ist mir das Liebste von Allem, was ich besitze." — —

Da ich Ferdinanden am folgenden Tage wieder besuchen wollte, war er in der Nacht abgereist. Nach Verfluß eines halben Jahres erhielt ich die Nachricht, daß der Tod seinem Gram ein Ende gemacht. Seine und Ulrikens Geschichte, nicht zufrieden, blos zu unterhalten, dürfte dem reiferen Nachdenken manche inhaltschwere Warnung an die Hand bieten.

---

# II.

# Der Einsiedler.

Nach dem Englischen

von

Friedrich von Zipf.

Ein frommer Eremit, von Menschen abgeschieden,
Erwählte sich der Wildniß finstern Wald
Von früher Jugend schon zu seinem Aufenthalt.
Hier lebt' er froh; in heiterm stillen Frieden
Bracht' er die Zeit mit frommer Andacht zu,
Die Jahre flohen ihm in ungestörter Ruh.
Sein Lager Moos, die Höhle seine Zelle,
Zur Nahrung Brombeerfrucht, sein Trunk die klare
Quelle.

Wie glücklich lebte, frey von jeder Qual,
Der fromme Mann in seines Waldes Höhle,
Eh sich in seine sorgenleere Seele
Ein Zweifel gegen Gottes Vorsicht stahl!
Doch nun beginnt auch seine Ruh zu wanken,
Und Hoffnung ihn zu fliehn bey dem Gedanken:
Daß nur dem Bösewicht des Glückes Sonne scheint,
Die Tugend oft hienieden hülflos weint.

Wie wenn, vom Abendroth der Sonne angestrahlet,
In spiegelhellem See sich rings die Landschaft malet,

Kein Lüftchen durch der Bäume Blätter bebt;
Doch dieses Bild entflieht, wenn sich ein Sturm erhebt,
Und Ufer, Landschaft, Bäume, Abendhimmel
Verschwinden schnell; des Seees trübe Fluth
Gepeitscht von des Orkanes Wuth,
Verdrängt die Bilder schnell im wildesten Getümmel.

So wechselten mit Heiterkeit und Lust
Besorgniß, Zweifel, in des Alten Brust.
Sich diese endlich aufzuhellen,
Beschließt er eine Reise anzustellen.
Kaum grüßt der Morgenstrahl des Siedlers stille Zelle,
So greift er rasch nach seinem Pilgerstab
Schöpft einen Reisetrunk sich aus der nahen Quelle,
Und wandert dann ins öde Thal hinab.

Nun schreitet er auf unbesuchten Wegen
Durch Wälder hin, wo Einsamkeit nur thront,
Kein Wandrer ihn begrüßt, kein lebend Wesen wohnt;
Da kommt ein Jüngling plötzlich ihm entgegen,
Schön von Gestalt, so freundlich, sanft und mild,
In seinen Mienen ganz der reinen Güte Bild,
Der freundlich unsern Eremiten grüßet,
Durch Frag' und Antwort ihm den Weg versüßet.

So

So floh den beiden Reisenden die Zeit.
Der Eremit und sein Begleiter,
Vertieft in das Gespräch, das sie erfreut,
Verfolgten ihre Reise weiter,
Und kamen, da indeß die Sonne sinkt,
In's Thal, wo ein Palast den Müden winkt.
Auf Gaben konnte hier der Arme hoffen,
Dem Wandrer stand die Thüre gastfrey offen.

Der Hausherr nimmt die Fremden liebreich auf,
Nur Herzensgüte strahlt aus seinen Mienen;
Der Diener Schaar eilt mit geschäft'gem Lauf,
Die angekommnen Gäste zu bedienen.
Die Tafel bot im höchsten Ueberfluß
Von Speis' und Trank den reichlichsten Genuß.
Auf seidnem Lager ruhn der Wandrer müde Glieder,
Und süßer Schlummer sank auf ihre Augenlieder.

Früh, als des jungen Tages goldnes Licht
Vom unbewölkten blauen Himmel
Durch die Gardinen unsrer Schläfer bricht,
Herrscht schon im Haus ein eifriges Getümmel.
Die Fremden stehen auf, man führt sie in den Saal,
Hier wartet aufgetischt ein köstlich Mahl;

Der gute Wirth, ein froher deutscher Zecher,
Trinkt oft den Gästen zu aus einem goldnen Becher.

Die Pilger greifen nun nach ihrem Wanderstab
Und statten warmen Dank dem Hausherrn ab,
Vertraulich drückt er noch den Scheidenden die Hände.
Doch seine Güte wird am Ende
Der gute Wirth mit Schaden wohl bereun;
Den goldnen Becher steckt der Jüngling ein.
Kann so viel Tücke wohl in einem Herzen wohnen,
Mit schwarzem Undank Güte so zu lohnen?

So denkt bey sich der fromme Eremit.
Ein Zittern überfällt den biedern Alten,
Er folgt dem Jüngling nach mit zweifelhaftem Schritt,
Und würde gern von ihm entfernt sich halten.
Dem Wandrer gleich, wann, in dem Wald versteckt,
Ein Tieger plötzlich sich aus dem Gebüsch erhebet,
Der Zähne Doppelreih'n ihm wild entgegen bleckt;
Bleich schwankt der Wandrer fort, blickt um sich,
und erbebet.

Indeß verfinstert sich die heitre Luft,
Der Donner murmelt dumpf, von Wolken schwarz
umhangen



Ist rings der Horizont, mit Bangen
Entfliehn die Thiere zu des Waldes Felsenkluft.
Auch unsre Waller suchen sich zu schirmen;
Von jenem Berge blickt ein Schloß mit Thürmen,
Von außen rauh und wild, gleich dem, der es be-
wohnt,
In dessen Seele Geiz und Härte thront.

Jetzt kracht und rollt es in den dunkeln Hallen
Des Himmels fürchterlich, und es erhebt
Sich wüthend ein Orkan, daß Erd' und Himmel bebt,
Der Regen rauscht herab, und Blitz auf Blitze fallen.
Die Wandrer nahn und klopfen an das Thor
Des Schlosses, naß und halberstarret.
Lang harren sie, kein Gitter rollt empor,
Bis nun zuletzt die Eisenpforte knarret.

Ein mürr'scher Mann läßt sie voll Unmuth ein,
Begrüßt sie kaum, und schiebt die schweren Riegel
Mit Schelten vor die Thoresflügel.
Nur schimmlicht Brot und sauern Wein
Erlaubet ihm sein Geiz den Reisenden zu reichen.
Es gibt, wie sie betroffen sehn,
Des Wirthes Mien' und Blick den Gästen zu verstehn,
Sie könnten bald von dannen weichen.

Indem der Eremit im Stillen überdenkt,
Wie ungleich in der Welt der Reichthum ausgetheilet,
Daß bey der Tugend Armuth oft verweilet,
Und launig das Geschick die Erdenloose lenkt;
Soll sein Erstaunen nur noch höher steigen.
Denn sein Begleiter, der bey'm Scheiden jenem reichen
Gastfreyen Wirth den goldnen Becher stahl,
Lohnt nun damit das karge Mahl.

Doch jetzt beginnt die Wuth des Wetters sich zu stillen,
Und Segen labet die erquickte Flur,
Es theilen sich die dunklen Wolkenhüllen,
Und neues Leben athmet die Natur.
Der beiden Pilger Reise geht nun weiter,
Doch ist der Eremit nicht mehr so heiter;
Denn Zweifel quält den guten Biedermann,
Der des Gefährten That sich nicht enträthseln kann.

Schon naht die Nacht, ihr brauner Schleier
Hüllt die Natur gemach in stille Feier.
Die müden Wandrer sehnen sich nach Ruh,
Nach Obdach spähen sie mit ems'gen Blicken.
Da zeigt ein freundlich Haus sich hinterm Rücken
Des Hügels; diesem eilen sie nun zu.



Geräumig war dieß Haus, zwar keinem Schlosse gleich;
Doch sein Besitzer war an frommer Tugend reich.

Die Wandrer nähern sich, und tragen ihre Bitte,
Die Nacht hier auszuruhn, bescheiden vor.
Stracks öffnet sich des Hofes Thor,
Der Herr vom Hause führt sie in der Seinen Mitte.
„Nehmt, 'spricht er, Theil an dem, was Gott bescheert,
Der Gutes thut und Gutes thun uns lehrt,
Eßt mit von meinem Brot, und trinkt von meinen Reben,
Denn gerne geb' ich euch, was ich vermag zu geben."

Sieh, es erscheint ein einfach ländlich Mahl,
Nicht Weine seltner Art, nicht Schüsseln sonder Zahl.
Des Wirthes heitrer Sinn verscheucht die Langeweile,
Und unbemerkt entflieht mit Flügeleile
Der Abend, bis der Glocke Ruf ertönt,
Wo sich der Gäste Paar nach Ruhe sehnt.
Es herrschet Still' im Haus, in der Natur,
Und freundlich blickt der Mond vom heiteren Azur.

Früh, als der Morgenröthe goldne Strahlen
Mit Purpur rings der Berge Gipfel malen,

Erheben unsre Pilger sich zur Reise.
Doch schändlich! Schrecklichen Verrath
Verübt der Jüngling noch, eh' sie von dannen scheiden,
Zur Wiege schleicht er unbemerkt und leise,
Und würgt, o grauenvolle That!
Des Hausherrn einzig Kind, und mit ihm seine
Freuden.

Der Eremit erstarrt, ihn faßt der Hölle Graun,
Ihm däucht, es schlügen Feuerflammen
Hoch über seinem Haupt zusammen;
Kaum wagt er zitternd aufzuschaun,
Dann eilt er fort und wankt und bebt.
„O! seufzt er, wenn ein Gott im Himmel lebt,
Warum entsendet er nicht schwarzen Wettern
Den Blitzstrahl, um den Frevler zu zerschmettern?"

Bald holt der Jüngling unsern Alten ein,
Ihm folgt des Wirthes Diener, der die Wege
Den Fremden zeigen soll; sie gehn durch einen Hain,
Wo unter einem schmalen Brückenstege
Ein wilder Strom durch Felsentrümmer braust,
Dem Wandrer vor des Abgrunds Tiefe graust.
Der Diener geht voran, und zeigt die sichern Stellen,
Da stürzet rücklings ihn der Jüngling in die Wellen.



Doch jetzt erglüht vom Zorn des alten Angesicht.
Fleuch, ruft er aus, verruchter Bösewicht.
Kaum spricht er dieß, sieh! plötzlich stehet
Der Jüngling da in Seraphim-Gestalt,
Das Haupt von goldnem Schein umwallt,
Indeß ein süßer Duft den Himmlischen umwehet,
Den Leib von blendendem Gewand umflossen,
Von dem sich Purpurstrahlen rings ergossen.

Und aus des Alten Brust weicht nun des Zornes
Wuth:
So ebnet sich, nach Sturm, des Meeres blaue Fluth.
Ein heil'ger Schauer dringt durch seine Glieder,
Anbetend sinkt er auf die Kniee nieder,
Bis daß der Seraph so das Schweigen bricht:
„Um deiner Seele Zweifel dir zu lösen,
„Ward zum Begleiter ich von Gott erlesen.
„Erhebe dich, und knie vor dem Erschaffnen nicht!

„Die Gottheit kennt dein tugendhaftes Leben,
„Das frey von Lastern ist und frey von Schuld,
„Und läßt durch mich voll milder Huld
„Dir über deine Zweifel Aufschluß geben.
„Drum wisse: Gott regiert von Ewigkeit,
„Mit Weisheit lenket er des Staubes Loose;

„Erhaben über Erdenraum und Zeit
„Lies't er allwissend in der Zukunft Schoose.

„Von Urbeginn schon war vor seinem Throne Licht;
„Was Nacht und Dunkelheit dem Erdgebornen scheinet,
„Was räthselhaft sich in der Welt verflicht,
„Hat seine Hand von Ewigkeit vereinet.
„Mit Weisheit lenkt er seinen Schluß;
„Der schwache Sohn des Staubes muß
„Der hohen Allmacht heil'gen Willen
„Anbetend demuthsvoll erfüllen.

„Vernimm nun, fährt er fort, von mir
„Den Aufschluß dessen, was so unbegreiflich dir
„Geschienen; lerne mit Vertrauen
„Auf Gottes weisen Rathschluß bauen.
„Dem Reichen, dessen Haus dem Wandrer offen stand,
„Dem ich den goldenen Pokal entwandt,
„Entflohn im Rausch des Weins die schönen Lebensstunden;
„Doch mit dem Becher war des Lasters Reiz verschwunden.

„Dem Geizhals, der sein Thor dem Pilger stets verschloß,
„Gab ich den Becher hin, und weckte sanfte Triebe



„Zugleich in ihm; in seine Seele goß
„Ich milderes Gefühl und holde Menschenliebe.
„Nun fühlet er beschämt des Wohlthuns schönen Werth,
„Die Wonne, die vorher sein Herz entbehrt;
„Und willig reichet er dem Armen eine Spende:
„Drum kam der Becher auch mit Recht in seine Hände.

„Der Mann, der gütig uns in seinem Haus empfing,
„Dem ich sein Kind durch schnellen Tod entrissen,
„War fromm; doch voraus sah des Ewigen Allwissen,
„Wie viel an dieses Knaben Leben hing.
„In ihm wär' ein Tyrann, ein Nero, ein Tiber
„Erwachsen. Daß im Schoos der Wiege er
„Sein Leben ende, fügte Gottes Willen,
„Und ich ward ausersehn ihn zu erfüllen.

„Der Diener, der uns durch den Wald geleitet,
„Hatt' Untergang dem Biedermann bereitet,
„Mit Räubern hatte er den Anschlag ausgedacht,
„Zu morden seinen Herrn in nächster Nacht.
„Doch fand, wie Gottes Weisheit es gebot,
„Er in des Stromes Wellen seinen Tod.
„Drum, Erdensohn, was unvereinbar scheinet,
„Hat Gott von Ewigkeit vereinet.

„Bet' ihn in Demuth an, der dich durch's Dunkel führt,
„Und wenn dein Glaube auch den letzten Stab verliert,
„Verzage nicht! Was Dunkel hier auf Erden
„Dir scheint, wird Licht und Klarheit werden."
So spricht mit Harfenton der Seraph, hebt
Zum Himmel sich und schwebt
Empor zu Gott mit glänzendem Gefieder,
Und sinkt am Thron der Allmacht nieder.

Der Eremit fällt auf sein Angesicht,
Indem sein Mund die frommen Worte spricht:
„Allmächtiger! In jenen lichten Höhen,
„Wie hier auf Erden, soll dein Wille stets geschehen."
Dann eilt er fort nach seiner stillen Zelle,
Und heitrer schöpft er sich den Trunk aus klarer Quelle.
In Frieden floß nunmehr sein Leben hin,
Wie klare Bäche sanft durch Blumen-Auen fliehn.

---

# III.

# Der Bade-Aufenthalt

von

Caroline Pichler geb. von Greiner.

## Sophie von Alwin an Marie Ottens.

Wittenbach im März 17 — —

Hier bin ich, meine Liebe! an dem Orte meiner Bestimmung. Als ich von weitem die Zinnen des alterthümlichen Schlosses sah, die dunkle Tannen-Allee, die dahin führt, das Ernste, Feyerliche des Anblicks, da wurde mir seltsam zu Muthe. Ach, ich hatte mir Alles so ganz anders vorgestellt da vor einem Monat die Oberamtmännin mir den Vorschlag that, als Gouvernante bey der Gräfin von Wehlau einzutreten. Ich war einer Versorgung so sehr benöthiget — die wenige Baarschaft, die ich noch besaß, war nicht mein Eigenthum — und wenn auch das kleine Gütchen, das einzige Erbtheil meines Vaters, verkauft wurde, was konnte ich mir für eine Summe versprechen? Und mußte ich nicht darauf denken, das Geld wieder zu erstatten, das ich von meinem unbekannten Wohlthäter erhalten hatte? O ich war in einer sehr drängenden Lage! — Der Mangel fing an, sich mir in seiner ganzen Bitterkeit zu nahen, und so ergriff

ich die erste Aussicht, die sich mir zeigte, mit hastiger Freude und innigem Dank gegen Gott, der sich einer verlassenen Waise erbarmte, gerade in dem Augenblick, wo Hülfe so nöthig war. Uebrigens waren auch die Bedingungen, die Versprechungen für die Zukunft ganz anständig, und ich fühlte mich um so glücklicher, da meine Lage mich bald gezwungen haben würde, viel ungünstigere anzunehmen. Die wenige Zeit, die mir übrig blieb, (weil man sehr auf meine schnelle Abreise drang) verging in den Zubereitungen für meinen neuen Stand, und nahm nebst den nöthigen Abschiedsbesuchen, meinen Kopf so sehr ein, daß ich erst, als ich einsam, das Ziel meiner Reise und mein künftiges Schicksal ganz nahe vor Augen, im Wagen saß, ernstlich darüber nachzusinnen begann, und so fuhr ich voll trüber Gedanken und mit beklemmtem Herzen auf den Schloßhof.

Die Gräfin empfing mich mit freundlicher Artigkeit, stellte mir ihre Kinder vor, und empfahl sie meiner Sorgfalt, indem sie mir zugleich mit anständigen Worten zu verstehen gab, was sie von mir erwarte. Es sind ein Paar allerliebste Mädchen von vier und sechs Jahren, und mir war auf den ersten Augenblick, als hätte ich die Aeltere schon sonst wo gesehen. Doch das ist wohl Täuschung gewesen. Die



Kleinen kamen mir mit herzlicher Güte entgegen, ich umarmte sie, ich fühlte mich bewegt, und leistete der Mutter nicht ohne merkliche Rührung die Versicherung, daß ich Alles anwenden würde, um ihr Vertrauen nicht zu täuschen.

Die Gräfin erwiederte das sehr artig, und die Kleinen zogen mich fort auf ihre Zimmer, die künftig auch die meinen seyn sollen. Sie liegen im obern Geschosse. Es sind zwey freundliche helle Gemächer, mit der Aussicht über die Gärten hin — ein kleines Cabinetchen schließt sich hinten daran, gerade groß genug, um einen Tisch, ein Sopha, und ein Quer-Fortepiano zu fassen. Dieß Cabinet geht gegen die Berge und den nahen Wald in eine wildschöne einsame Gegend. O wie glücklich machte mich diese Entdeckung! Hier werde ich mich einrichten, und die Zeit, die mir von meinen Zöglingen übrig bleibt, ganz mir selbst leben. Wir haben auch ein eigenes Mädchen zur Bedienung, das im vordersten Zimmer schläft, und daß wir von den übrigen, ziemlich lauten, menschenvollen Hause abgesondert sind, ist mir sehr lieb, theils um meinetheils um der Kinder willen.

Die Gräfin ist eine schöne Frau vom feinsten Anstand und Weltton. Sie lebt aber auch ganz so, wie man in der großen Welt lebt, und hat, wie du zu

sagen pflegst, die Stadt mit aufs Land genommen. Vor zehn bis eilf Uhr wird es nicht Tag bey ihr, sie geht um vier Uhr zu Tische, fährt gegen Abend spazieren, oder zu Besuch in die Nachbarschaft; soupirt um eilf Uhr, spielt bis tief in die Nacht, und schläft bis tief in den Tag. Du begreifst, daß die Kinder an einer solchen Lebensart nicht Theil nehmen können. Wir haben also unsere Tagesordnung für uns, und mir ist das gar nicht zuwider; denn es macht mich unabhängiger, und gibt auch die Eindrücke, welche meine Kleinen empfangen sollen, mehr in meine Gewalt. Wir führen ein eingezogenes Leben, stehen früh auf, genießen so viel möglich die freye Luft, und um zehn Uhr schläft Alles in meiner kleinen Republik, während es unten im Schlosse noch oft von Besuchen lärmt.

Mich fährt die Gräfinn fort, sehr zuvorkommend zu behandeln. Daß ich keine Bürgerliche bin, scheint ihr mehr Achtung einzuflößen, als das, was ich ihren Kindern leiste. Das ist schwach, wenn du willst. Immerhin, wenn sie nur dieß Betragen beybehält! Es erleichtert mir meine Verhältnisse zu ihr, zu den Kleinen und den Hausleuten, und bis jetzt, ich bin ungefähr vier Wochen im Hause, hat sich noch nichts ereignet, was mich meinen Entschluß hätte bereuen machen können. Doch die Dornen werden nicht ausbleiben, sie fehlen in keiner menschlichen Lage, und ich bin darauf gefaßt.

Im April.

Meine Lage ist noch immer dieselbe, ich bin sehr zufrieden, und will mich glücklich preisen, wenn sie, den Hauptsachen nach, sich so erhält. Meine Zöglinge fangen an, sich sehr an mich zu gewöhnen, sie lieben mich, sie sind gutmüthig, folgsam, und mein Geschäft geht leicht von Statten. Auch habe ich eine angenehme Gesellschaft hier gefunden, den Verwalter Mühlberg mit seiner Frau, ein Paar junge, artige, und wirklich sehr gebildete Menschen. Ich bringe alle Stunden, die ich von meinem Geschäft erübrigen kann, bey ihnen zu, und fühle mich da ganz zu Hause. Das, scheint mir, ist das wahre Gefühl, das man bey Freunden haben muß, und der Prüfstein innerer Harmonie der Denk- und Lebensweise. Ich sehe auch wohl ein, daß mir diese Freundschaft von großem Nutzen für mein Verhalten gegen die Personen des Hauses seyn wird. Sie kennen alle genau und nach ihren innersten Beziehungen. Von ihrem Herrn, dem Grafen, sprechen sie mit einer Art von Enthusiasmus; es soll

ein vortrefflicher Mann seyn. Von der Gräfin scheinen sie keine so gute Meinung zu hegen, und ich glaube bemerkt zu haben, daß sie sich nicht ganz gern, und also auch nicht ganz offen über sie äußerten. Mich dünkt die Ursache dieser Abneigung in der wirklich verkehrten Lebensart der Gräfin zu liegen; die auch, wie ich höre, gar nicht nach des Grafen Sinne seyn soll. Er liebt ein stilles häusliches Leben, er wäre am liebsten zu Hause unter seinen Kindern, und wenigen auserwählten Freunden. Seine längeren Abwesenheiten, zu welchen ihn seine Dienstverhältnisse zwingen (er ist Militär und bekleidet einen sehr hohen Posten) mögen wohl bey seiner Frau zuerst Langeweile, und dann durch das Bedürfniß, sich zu zerstreuen, endlich die Gewohnheit eines so geräuschvollen widernatürlichen Lebens erzeugt haben. Wenn dem also ist, dann kann ich die Gräfin wohl entschuldigen, und sogar bedauern. Es muß sehr traurig seyn, von einem geliebten theuren Gegenstande, mit dem wir so glücklich leben könnten, getrennt zu seyn, und noch dazu in beständiger Angst um sein Leben zu schweben. Ich zwar, wenn ich mich in diesem Falle befände, würde in der großen Welt weder Freude noch Ersatz finden. Aber nicht alle Menschen denken und fühlen gleich, und es wäre sehr ungerecht, über eines Andern Empfindungsweise abzusprechen, weil sie mit unserer nicht zusammen stimmt.



Ich bin neugierig, den Grafen persönlich kennen zu lernen. Es ist wirklich anziehend, die Art zu hören, mit welcher seine Kinder, die Hausgenossen, die Beamten, die Unterthanen, kurz die ganze Gegend von ihm spricht.

Ich habe, seit mich das Schicksal nach meines Vaters Tode in die Welt hinaus gestoßen hat, manche widrige, viele unbedeutende Menschen kennen gelernt. Wie wohl wird es mir thun, einen so trefflichen, allgemein geschätzten Mann näher beobachten zu können, und dadurch ein kleines Vorurtheil zerstört zu sehen, das ich gegen ihn habe! Ich habe zufällig sein Portrait gesehen. Die Gräfin trägt es am Halse, und neulich lag es, als ich durch das Frauenzimmer ging, auf dem Tische der Kammerfrau, weil die Venetianer Kette, an der es hängt, gesprungen war. Es war Niemand im Zimmer, ich erblickte das Medaillon, und konnte meine Neugier nicht bezwingen, auch die Züge eines Mannes zu sehen, von dessen Charakter ein so großes schönes Bild vor mir steht. Aber ich fand meine Erwartung sehr getäuscht. Das Gesicht des Officiers auf diesem Medaillon ist schön, allein nichts weniger als edel oder bedeutend, und ich be-

greife nicht, wie eine solche Seele durch solche Züge sprechen kann. Doch liegt die Schuld wohl auch am Mahler. Man erwartet den Grafen in vierzehn Tagen ungefähr, da wird es sich zeigen, wer Recht hat.

Im May.

Die Stelle in meinem ersten Brief aus Wiltenbach „daß das Geld, welches ich besaß, nicht mein Eigenthum war, und ich darauf denken müßte, es zurück zu geben" ist Dir aufgefallen? Ich sehe wohl ein, daß ich entweder dieses Umstandes nicht erwähnen, oder mich bereiten mußte, Deiner theilnehmenden Liebe Rechenschaft über den Zusammenhang zu geben. Höre also, liebe Marie, eine Begebenheit, oder vielmehr eine Kette kleiner Begebenheiten, die freylich von gar keinem Einfluß auf mein Schicksal waren, aber nichts destoweniger einen tiefen Eindruck auf mein Herz machten. Längst schon hätte ich sie Dir mitgetheilt, wenn nicht ihre innere Unwichtigkeit für jeden Andern als mich selbst, und die Furcht, deßwegen belächelt zu werden, mich abgehalten hätte.

Du erinnerst Dich des Sommers vor zwey Jahren noch, als meine Tante mich auf ein Paar Wochen von meinem Vater ausbat, um sie ins Bad zu begleiten. Sie und Cousine Nettchen waren kränklich, und bedurften einer Person, theils um ihnen Gesellschaft zu leisten, theils um die kleinen Geschäfte zu besorgen, von deren Verrichtung ihre Kränklichkeit sie abhielt. Zugleich wollte mir die Tante die Freude machen, einmal die Welt zu sehen. Ich war nie aus unserm Dörfchen gekommen, mein Vater willigte ungern ein, endlich ließ er es doch geschehen, und ich fuhr mit der Tante ab. Wie mich das Bad, die Gegend, die Menschen überrascht, angezogen, und wieder abgestoßen hatten, habe ich Dir damals geschrieben. Eine Bekanntschaft verschwieg ich Dir. Doch konnte ich auch das Bekanntschaft nennen, eine Person zweymal gesehen, einige Worte mit ihr gewechselt, und nicht einmal ihren Namen erfahren zu haben? Der Badeaufenthalt war zu Ende, ohne daß das Geringste vorgefallen wäre, was mein Herz auch nur leise angesprochen hätte. Am letzten Tage — es war ein wunderschöner Sommermorgen nach einer Gewitternacht, die alles erquickt und neu belebt hatte — gingen wir ziemlich zeitig auf die Promenade, ehe sich noch die schöne Welt versammelt hatte. Einige Bekannte gesellten sich zu uns, wir schlenderten die Alleen auf und ab, die Mädchen bemerkten und bespöttelten Alles, was sie sahen. Mir war der Ton von jeher unangenehm, und so nahm ich wenig Theil am Gespräch. Auf einer Bank

in einem einsamern Theile der Allee saß ein Mann im einfachen Ueberrock. Der runde Hut, den er tief in die Augen gedrückt hatte, hinderte uns sein Gesicht zu sehen; aber daß er den rechten Arm in der Schlinge trug, ließ uns vermuthen, es sey ein verwundeter Officier, deren hier während dem Laufe des Krieges täglich Mehrere ankommen, um die Heilkräfte des Wassers zu versuchen. Wir hätten ihn sicher gar nicht bemerkt, wenn nicht ein allerliebstes Mädchen von drey bis vier Jahren, das auf dem nahen Rasenplatze Blumen pflückte, und geschäftig hin und wiederlief, um sie dem Manne zu bringen, unsere Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt hätte. Meine Gefährtinnen fanden auch hier Stoff zu spöttelnden Witzeleyen. Mir kam es ganz anders vor; es schien mir etwas Rührendes in dem Verhältniß eines tapfern, verwundeten Kriegers zu diesem schönen unschuldigen Kinde zu liegen. Mich zog die Geduld an, mit der er sich den Spielen der Kleinen hingab, ihre Blumen annahm, nicht ohne Unbequemlichkeit wegen seines verwundeten Arms sie auf dem Schooß hielt, und so ganz Vater zu seyn schien. Wir waren schon ziemlich weit entfernt, als ich mit Schrecken gewahr ward, daß ich meine goldene Halstuchnadel, dieß theuere Andenken meiner Mutter, verloren hatte. Die Andern hatten sich niedergesetzt, ich bat sie meiner zu warten, und eilte zurück, meine Nadel zu suchen, voll Furcht sie nimmer zu finden. Ich war schon weit gegangen, immer die Augen auf den Boden geheftet, und ganz trostlos über meinen Verlust, als eine schöne männliche Stimme mich in zierlichem Französisch fragte, ob ich etwas verloren hätte? Ich blickte auf, es war der Officier. Nicht ohne Verlegenheit sagte ich ihm, was mir geschehen war; er stand sogleich, aber etwas langsam auf, um mir suchen zu helfen. Meine Verlegenheit wuchs noch mehr. Ich bat den Fremden, sich nicht zu bemühen; er ließ sich aber nicht abhalten, und wir suchten einige Augenblicke, als er plötzlich — da ist sie! — ausrief, und mir die Nadel mit einer sehr anständigen Verbeugung überreichte. Jetzt erst sah ich ihn recht an. Es war ein Mann von etwa dreyßig Jahren, groß, sehr gut gewachsen, und mit einer sprechenden edlen Physiognomie, in deren Zügen ich einen geheimen Kummer zu finden glaubte. Daß er blaß und kränklich aussah, mochte wohl von seiner Blessur herrühren. Ich war unaussprechlich verlegen, und um meine Angst über den Verlust der Nadel in seinen Augen zu rechtfertigen, erzählte ich ihm, warum sie mir so theuer war, daß meine selige Mutter sie beständig getragen, und daß ich sie seit ihrem Tode

nie abgelegt hätte. Er hörte mir mit einem freundlichen Lächeln zu — und als ich schwieg, sagte er mir etwas — nicht Verbindliches — nicht Artiges, aber etwas so herzlich theilnehmendes, daß ich bis unter die Locken erröthete, und nicht wußte, was ich antworten sollte. Zum Glück kam in diesem Augenblick die Kleine daher gesprungen. Ist das ihre Tochter? fragte ich. Er bejahte es. Ich bückte mich zu dem Kinde — es war ein gar liebliches Mädchen. Mein Strauß von Rosen und Nelken gefiel ihr. Wie froh war ich, ihn ihr schenken, und so meinen innigen Dank gegen ihren Vater, durch eine Freude, die ich seinem Kinde machte, bezeugen zu können! Die Kleine sprang frohlockend fort, der Officier dankte mir äußerst verbindlich, ich verneigte mich, und kehrte zu meiner Gesellschaft zurück. Sie hatten den Vorfall von Weitem mit angesehen, und neckten mich mit dem Ritter von der traurigen Gestalt, der sich meiner angenommen hatte. Mich beleidigte ihr Spott. Ich wagte es nicht, dieß zu zeigen, aber ich antwortete wenig, und so ließen sie mich endlich in Ruhe. Ich sah mich noch oft nach dem Fremden um, er hatte seinen vorigen Platz wieder eingenommen, das Kind stand vor ihm und hielt meinen Strauß in der Hand, und ich sah, daß es ihn kindlich gutherzig mit dem Vater theilte.



Ach, dachte ich, wer weiß, wer der Mann ist! Er scheint unglücklich, er ist vielleicht Wittwer, hat eine geliebte Gattin verloren, und hängt nun mit doppelter Zärtlichkeit an seiner Tochter, die ihm das Bild der Verlornen zurück ruft. Warum wäre er sonst allein hier mit einem so kleinen Kinde, das ihm als Mann und Officier mehr Last als Freude machen muß? Wie schmerzlich muß ihm in diesem Zeitpunkt sein Verlust seyn? Wie muß jeder Blick auf das Kind, jede Gelegenheit, wo er sich allein unter den Händen seiner Leute findet, ihn bitter an sein Unglück erinnern! So verlor ich mich in Gedanken über das Schicksal des Fremden, und merkte es nicht, daß sich bereits der ganze Garten mit geputzten Leuten gefüllt hatte, bis ich mich von allen Seiten begrüßt und angeredet, und auf eine unangenehme Weise aus meiner Träumerey geweckt fand.

Der Tag verging, wie die Uebrigen, in wechselnden geräuschvollen Zerstreuungen, die mir heute noch weniger als sonst angenehm waren. Abends war Ball im Redoutensaale — der erste während unsers hiesigen Aufenthalts, und noch mehr, der erste, den ich in meinem Leben gesehen hatte. Obwohl wir morgen mit dem Frühesten aufbrechen sollten, konnte dieß Vergnügen doch nicht entbehrt werden, und so zogen wir

uns an, und fuhren hin. Ich war niemals bey solch einem Feste gewesen. Alles war mir neu, Alles überraschte, betäubte mich. Es kamen mehrere junge Leute um uns herum, Bekannte der Frauenzimmer, mit denen wir gingen. Ich kannte Keinen, es schienen lauter Civilisten, aber ihr Betragen mißfiel mir; es war eben so wenig Feinheit als Bildung darin. Einer kam mir vor Allen widerlich vor durch seine Zudringlichkeit und seine geschmacklosen Scherze, und gerade dieser forderte mich zum Walzen auf. Ich mochte nicht mit ihm tanzen, und schlug es ab. Er ging, und suchte sich eine andere Tänzerin. Man fing an sich zu stellen, die Musik begann, die Paare löseten sich von der Reihe ab, und drehten sich in wirbelnden Kreisen dahin. Mir zuckte das Verlangen durch alle Adern. Jetzt war es mir doch leid, daß ich den Tänzer fortgeschickt hatte, aber indem ich noch so dachte, trat ein recht feiner junger Mann hervor und bat mich. Ich folgte ihm sogleich, und tanzte mit innigem Vergnügen, als auf einmal jener fatale Mensch auf mich zukam, und mit erhitztem Gesicht und höhnischer Art mich darüber zur Rede stellte, daß ich ihm den Tanz abgeschlagen hätte, und jetzt doch mit einem andern walzte. Ich war erschrocken, und wußte nicht was ich sagen sollte, mein Tänzer wollte mich vertheidigen, der fatale Mensch wurde immer unartiger, er drang auf eine Erklärung. Die übrigen Paare standen still, um zu sehen, was vorging, eine Menge Leute schauten auf mich, ich hätte vor Scham in die Erde sinken mögen. In dem Augenblick sagte eine bekannte Stimme: Was gibts hier für Streit? Ich sah mich um, der Fremde von heute morgen, aber in völliger Uniform eines Stabsofficiers, einen Stern an der Brust, stand hinter mir. Mein Peiniger fuhr zusammen, das flößte mir Trost ein. Mein Tänzer unterrichtete den Fremden von dem Vorfalle. Das Fräulein kennt vermuthlich die Ballregeln nicht, sagte dieser, und hat also unwissend gefehlt — und gesetzt auch, sie hätte sie beleidigt, Herr Lieutenant, so ist das die Art nicht, wie man ein Frauenzimmer von Stand behandelt. Mein General! fing dieser stotternd an — Keine Entschuldigung! fiel ihm der Fremde ein, hier ist nicht der Ort zu Erörterungen. „Darf ich ihnen meinen linken Arm bieten, mein Fräulein? Ich werde die Ehre haben, sie zu ihrer Gesellschaft zu führen.“ Verlegen, erfreut, beschämt sah ich ihn an, seine Freundlichkeit machte mir Muth, ich legte meinen Arm in den seinigen, wir gingen durch die Reihen der Tänzer, die uns ehrerbietig auswichen. Ich konnte wohl sehen, daß mein Beschützer ein Mann

von Bedeutung war. Mit vieler Schonung unterrichtete er mich nun von dem Fehler, den ich begangen hatte, und rieth mir, diesen Abend nicht mehr zu tanzen, und mich überhaupt den Blicken der Menge, die ich auf eine unangenehme Art auf mich gezogen hatte, nicht viel auszusetzen. Ich sah die Richtigkeit dieses Rathes wohl ein, ich dankte ihm, und versprach ihm unbedingt zu folgen. Er wandte nun das Gespräch auf andere Gegenstände, als wollte er mich zerstreuen. Ich war ihm auch dafür verbunden. Er ging sehr langsam — die Tante saß in dem entferntesten Nebenzimmer, mir war bange, daß ihm der weite Gang beschwerlich fallen würde. Ich hätte es ihm gern gesagt, aber ich wagte es nicht. Ueberhaupt war mir sonderbar zu Muth, vorzüglich wenn ich ihn ansehen mußte, wenn sein dunkles düstres Auge so freundlich auf mir ruhte, und der kummervolle Zug um seinen Mund sich in ein wohlwollendes Lächeln verlor. Meine Hand, die auf der seinen lag, zitterte. Er mochte glauben, es sey Wirkung des Schreckens, und sagte liebreich: Fürchten sie nichts mein Fräulein! Sie sind ganz sicher vor den Unarten dieses Menschen. O ich fürchte mich nicht! antwortete ich, indem ich ihm zutrauensvoll ins Gesicht sah. Ich weiß wohl, daß ich unter ihrem Schutze sicher bin, mir ist nur so sonder-



bar zu Muthe. Ich fühlte, daß mir in diesem Augenblicke die Augen voll Wasser standen. Warum? das weiß Gott! denn ich war ja vergnügt und froh. Er sah mich an, und drückte meinen Arm fest an sich, indem er sagte: Gutes liebenswürdiges Kind! Jetzt wurde mir noch ängstlicher — ich mußte mich wegwenden, und zwey Thränen, die ich nicht mehr zurückhalten konnte, stürzten über meine Wangen. Er sah mich befremdet an, aber er schwieg, und so schwieg ich auch; doch mein Zittern währte fort, da er mich fast immer ansah, und meinen Arm an seine Brust gedrückt hielt.

Wir kamen in das Zimmer, wo die Tante saß. Er übergab mich ihr, und erzählte den Vorfall auf eine so schonende Art, daß ich keinen Vorwurf von ihr bekam. Er setzte sich bey uns nieder, und erkundigte sich nun um meinen Namen, um meines Vaters Verhältnisse, unsern Wohnort u. s. w. In dem Augenblicke kam ein Officier, redete ihn, Ew. Excellenz! an, und sagte ihm etwas ins Ohr. Mein Beschützer stand auf, entschuldigte sich, bedauerte, daß er uns verlassen müsse, und ging am Arme des Officiers fort. Die Tante ergoß sich in Lobeserhebungen, sie fragte mehrere Personen um den Namen des Generals. Man wußte ihn nicht; er war gestern Abends mit einem

Adjutanten, einigen Bedienten, dem Kinde und seiner Wärterin angekommen, und im ersten Gasthofe des Ortes abgestiegen.

Am andern Morgen fuhren wir zeitlich ab. Die Trennung von **Bad kostete uns viele Thränen. Die Cousine hatte sich wohl unterhalten, sie liebte die Welt, die Zerstreuungen. Mich hatte das Alles gleichgültig gelassen, ja vielmehr es war mir lästig gewesen; aber mir schwebte ein Bild hell vor der Seele, es war mir, wie ein Wesen höherer Art, hülfreich und schützend erschienen, um schnell und ohne Spur zu verschwinden. Auf meinem stillen Dorf, und in den einfachen Verhältnissen des väterlichen Hauses fühlte ich mich wie verwandelt, wie umgewendet. Ich ging träumend herum. Alles kam mir anders vor, ich war zerstreut, vergessen, nur mit einem Gedanken beschäftigt. Bald indessen wich dieses träumerische Daseyn einer nur allzutraurigen Wirklichkeit. Der Krieg näherte sich unserer Gegend. Die Herrschaft war abwesend, unser Haus nächst dem Schloß das vorzüglichste, und mein Vater, der angesehenste Mann im Dorfe. Die meisten Geschäfte, Leistungen u. s. w. fielen auf ihn; Truppenmärsche, Einquartierungen, Lieferungen, nahmen unsre Zeit, unsre Thätigkeit, unser Vermögen in Anspruch. Die Ruhe floh aus



unserm stillen Aufenthalt; bald sollten auch Zufriedenheit und Wohlstand entfliehen. Nach der unglücklichen Schlacht bey ** drangen die Feinde in unsere Thäler. Sie überschwemmten die Gegend, mein Vater wollte mich zu meiner Tante in die Residenz schicken, aber ich konnte mich nicht entschließen, ihn in dieser Lage zu verlassen. Als ehemaliger Officier, der hier ein Freygütchen besaß, und als der einzige, der im Stande war, Rath und Hülfe zu schaffen, wurde er bald von Feinden und Freunden so mit Geschäften überladen, daß ich voll Angst die Wirkung voraus sah, die das auf seine geschwächte Gesundheit haben mußte. Die Feinde behandelten uns zwar nicht als Barbaren, aber sie wußten uns um desto sinnreicher zu quälen. Mein Vater wurde ein Opfer ihrer Peinigungen; bald mit Gewalt, bald durch Erpressungen seiner Habe beraubt, bald als Geißel von einem Orte zum Andern geschleppt, bald unter Androhung des Todes zu Leistungen aufgefordert, die wider seine Pflicht waren, starb er endlich während ihres Aufenthaltes — und ließ mich als hülflose Waise zurück. Unser Gütchen war ruinirt. Ich wagte es nicht in dem verlassenen Hause zu bleiben, und nahm mit Freuden das Anerbieten der Verwalterin an, zu ihr ins Schloß zu ziehen. Das war eine Zeit, Marie!

O diese wenigen Monate haben mich um soviel Jahre älter gemacht! Doch diese Zeiten, ihre Drangsale, und mein Verlust sind Dir bekannt, und ich gehe darüber hin, um zu den Begebenheiten zu kommen, die Du eigentlich zu wissen verlangst.

Endlich schien sich uns die Hülfe zu nähern, und obwohl uns unsere Peiniger absichtlich in Ungewißheit hielten, konnten wir doch aus ihrem Betragen erkennen, daß es nicht gut um sie stünde, und unsere Leute nicht weit entfernt wären. Eines Morgens hörten wir ganz in der Nähe kanoniren, und da der Schall immer stärker wurde, schlossen wir, daß unsere Erretter vordringen müßten. Schon schlugen unsere Herzen voll freudiger Hoffnung — als — das Aergste geschah, was uns widerfahren konnte. Die Feinde wollten sich nämlich in dem sehr fest gebauten Schlosse noch eine Weile halten, um Zeit zu gewinnen. Die Thore wurden verrammelt, alles in Vertheidigungsstand gesetzt, und uns die Erdgeschosse, die starke Gewölbe hatten, zum Aufenthalt angewiesen. Mit welchen Empfindungen sahen wir gegen Abend von weitem **liche Fahnen wehen, und unsere Leute anrücken! Wir sollten gegen sie von dem Feind vertheidiget werden! Bald begann der Kampf, das Schloß wurde beschossen, die Besatzung vertheidigte sich hartnäckig.

Stumm



Stumm — angstvoll saßen wir beysammen, die Verwalterin, ihre Tochter und ich, und hatten nicht den Muth uns zu erkundigen, was über unsern Häuptern vorging. Auf einmal entstand ein schreckliches Geschrey — eine Brandkugel hatte gezündet, das Dach gegen uns über schlug in Flammen empor, wir schrien vor Entsetzen. Da flog von einem gewaltigen Stoße unsere gesperrte Thüre auf, und zwey feindliche Soldaten stürzten herein — zuckten die Bajonete, und drohten uns auf der Stelle zu ermorden, wenn wir ihnen nicht alles Geld gäben, das wir hätten. Wir waren so erschrocken, daß wir uns kaum besinnen konnten. Der eine Soldat riß mich zu sich, setzte mir das Bajonet auf die Brust, ich schrie um Hülfe. — Stelle Dir unser Entzücken vor — da drangen **liche Soldaten ein, ihnen folgte ein Officier mit bloßem Degen. Wo ist sie? rief eine theure Stimme. Es war der General — er eilte auf mich zu, haute nach dem Soldaten, der mich hielt, und faßte mich in den andern Arm; aber mir vergingen die Sinne, und ich sank bewußtlos nieder.

Als ich mich erholte, fand ich mich in einem fremden Zimmer, ein Paar Personen um mich beschäftigt, und gegenüber durchs Fenster schlugen die Flammen des brennenden Schlosses von weitem durch Nacht und

Sturm zum Himmel empor. Ich hörte, daß die Unsrigen einen vollständigen Sieg erhalten, und die Feinde vertrieben hatten, daß aber auch das Schloß ganz verbrannt, und nichts als die Menschen daraus gerettet worden seyen — der General hatte mich aus dem brennenden Schlosse nicht ohne eigene Gefahr getragen, und nur an einem sichern Ort der Sorge Anderer übergeben, weil seine Gegenwart bey der Truppe nothwendig war. Mit welchen streitenden Empfindungen mich dieß erfüllte, kannst du leicht denken. Ich war in einer Art von Betäubung, ich wußte nicht, was ich zuerst denken oder überlegen sollte. Da ging die Thüre auf, und er trat ein. Ich sprang auf, um ihm zu danken, aber ich war nicht vermögend zu sprechen. Er winkte, und man verließ uns. Fassen sie sich, meine theure Sophie! sagte er, die Gefahr ist vorüber — Sie sind in Sicherheit. Ihnen danke ich es, mein Retter, mein Schutzengel! rief ich, und meine Thränen brachen hervor. Ich ergriff seine Hand, und wollte sie an meine Lippen ziehen. Was machen sie Fräulein? rief er, schlang den Arm um mich, und drückte einen Kuß auf meine Stirn. Jetzt war es um meine Besinnung geschehen, ich zitterte, daß ich mich an seinem Arme halten mußte. Sophie! meine theure Sophie! rief er: O warum können diese



Augenblicke nicht ewig währen! Ich muß fort. Fort! rief ich, und fühlte daß ich erblaßte: O mein Gott! Was wird aus mir werden, wenn sie mich verlassen? Sophie! antwortete er: Ich werde sie nie — nie vergessen. Denken sie meiner eben so, wenden sie sich in jeder Lage ihres Lebens an mich, sie werden den treuesten Freund an mir finden! Er drückte mich an seine Brust — ich weinte immer heftiger. Leben sie wohl! sagte er mit unterdrückter Stimme. Ich blickte auf, ich sah Thränen in seinen Augen; er beugte sich zu mir herab — unsere Lippen berührten sich — ich weiß nicht wie — mir verging Himmel und Erde. Da riß er sich schnell los, rief: Lebe wohl! drückte mir die Hand, und war verschwunden.

Lange, lange stand ich betäubt da, ohne zu begreifen was geschehen war. Endlich faßte ich mich, ich war allein, und in meiner Hand lag ein seidener Beutel. Ich erschrack, ich öffnete ihn, und fand ihn voll Gold. Es war von ihm. Er hatte meine hülflose Lage erfahren, und wollte mich nicht ohne Unterstützung lassen. Ich mußte ihm dafür danken; dennoch war Etwas in dieser Handlung, das mich drückte. Ich fühlte meine Unterordnung sehr schwer. Indessen behielt ich keine Zeit, mich meinem Nachdenken und Gefühlen zu überlassen. Die Bekannten, die Nach-

barn sammelten sich — Jedes hatte zu erzählen, Jedes irgend einen Verlust zu beklagen, und Alle genug zu jammern. Nachdem wir unser Elend gegen einander gehalten und Alles wohl überlegt hatten, fand es sich, daß, hier in dem halb zerstörten Orte zu bleiben, keine Möglichkeit sey, und Jedes sich einen Zufluchtsort wählen müsse. Auch ich mußte darauf denken, und mir fiel sogleich die gute Madame Müller ein, die einst bey meiner Mutter als Kammermädchen gedient hatte, und nun in der nächsten Kreisstadt verheirathet war. Ich schrieb ihr, sie nahm mich gern auf, und ich schickte mich an, mit schwerem Herzen den Ort meiner Geburt, die Grabstätte meiner Aeltern zu verlassen, und einem unbekannten Schicksal entgegen zu gehen.

Noch ehe ich das Dorf verließ, kannst Du Dir denken, daß es eines meiner angelegensten Geschäfte war, mich nach dem Namen meines Schutzengels zu erkundigen. Aber leider hatte die Truppe, welche das Schloß erstürmte, schon am folgenden Morgen Ordre bekommen, weiter zu marschiren, und die jetzt kamen, die Gegend zu besetzen, wußten nichts von dem General. — Vielmehr versicherten mich alle, daß nur ein Oberster diese Affaire commandirt habe, der sich *** nannte, das Regiment aber hieß ** So war



denn auch dieß Mal meine Hoffnung vereitelt, und mir blieb nur die Wahrscheinlichkeit, daß entweder die erste Nachricht auf dem Balle falsch gewesen, und mein Retter kein General, sondern Oberster sey, oder daß vielleicht das Regiment seinen Namen führe.

Mir that das sehr leid, denn mir war abermals jede Aussicht abgeschnitten, in irgend einer Verbindung mit ihm zu bleiben; ja selbst die Möglichkeit, mich nach ihm zu erkundigen, war mir benommen. In der unruhigen Lage, in welcher ich mich damals befand, überlegte ich das nicht so genau. Jedes trachtete fortzukommen, sobald Pferde zu haben, und die Wege frey waren. Mir glückte es schon am dritten Tage. Am Abend desselben betrat ich meinen neuen Zufluchtsort, das Haus der guten Müller, und richtete mich ein, hier von meiner Hände Arbeit und dem wenigen Gelde zu leben, was ich aus dem Verkauf meines kleinen Gütchens lösen würde.

Meine Zeit verfloß still und einförmig. Ein theures Andenken verschönerte meine Einsamkeit. Ich sah die Thorheit meiner Neigung wohl ein — ich sagte mir tausendmal vor, es sey sträflich, eine Leidenschaft für einen Fremden, dessen Namen ich nicht einmal gewiß wußte, der Vater, vielleicht auch Gatte war, den ich in meinem Leben wahrscheinlicher Weise

nie wieder sehen würde, mit den besten Kräften meines Wesens zu nähren. Das sagte ich mir Alles, und doch blieb Alles genau wie vorher. Ach wenn ich den Tag über mich recht müde gearbeitet hatte, um meinen Lebensunterhalt zu gewinnen, dann setzte ich mich hin, und nahm das einzige Andenken, das mir von seiner Erscheinung geblieben war, den seidenen Beutel, in die Hand, und überließ mich grillenhaften Träumen! Der Beutel war von Seide und Silber, sehr artig gestrickt, und eine ausdrucksvolle Devise bezeichnete ihn als ein Geschenk von lieber Hand. Vielleicht von seiner Frau! dachte ich dann, und es fiel mir Centner schwer aufs Herz. — Aber nein! dann hätte er ihn nicht weg gegeben, auch nicht wenn er Wittwer wäre, wie ich mir das erste Mal dachte, als ich ihn sah! So irrte mein Geist von einer Vorstellung zur andern, und fand ein schmerzlich süßes Vergnügen im Entwerfen von allerley romantischen anziehenden Scenen zwischen ihm, der Verfertigerin des Beutels und mir selbst.

Noch waren die Goldstücke unberührt. Ich war sehr arm, aber ich hätte lieber gedarbt, als sie angegriffen. Allein nun wurde ich krank, die eiserne Noth drang mich — wenn ich nicht zu Grunde gehen wollte, mußte ich sie gebrauchen. Ich that es mit dem größten Widerstreben; denn mir lag sehr wenig an der Erhaltung meines Lebens. Wie gern wäre ich damals gestorben! Wie gern auch jetzt! Was ists denn, das mich hier halten kann?



Ich genas langsam. Während meiner Krankheit hatte ich an der Frau des Oberamtmanns eine Wohlthäterin, einen guten Engel, gefunden; sie verließ mich auch nicht, als ich gesund worden war, und nur ihrer rastlosen Verwendung, ihren freundlichen Empfehlungen verdanke ich meine jetzige Stelle. Indessen wurde mein Gütchen verkauft. Der Ertrag war viel kleiner, als ich mir geschmeichelt hatte; dennoch setzte er mich in den Stand, die Summe, die mir so großmüthig gegeben worden war, wieder vollständig zu machen, und mir blieb noch ein ziemlicher Betrag, den ich durch Wirthschaft und Sparsamkeit zu einem Nothpfennig für alte oder kranke Tage zu vergrößern denke.

Sieh, meine liebe Marie! das ist die Geschichte dieses Geldes, und zugleich die meines Herzens, seit den letzten zwey Jahren. Ihn habe ich nie wieder gesehen, werde es auch vielleicht in meinem Leben nicht; aber sein Andenken wird nie aus meiner Brust weichen, und er war auch ganz allein Ursache, daß ich jenen Heirathsantrag ausschlug, von welchem Dir die

gute Müller schrieb, und sich bitter über mich beklagte. Mir schien es Gewissenssache, einem Manne am Altar Treue zu schwören, während das Herz mit dem Bild eines Andern erfüllt ist, und wenn ich auch eine gute Versorgung darüber verscherzen, und gezwungen seyn sollte, mein Brot mit Handarbeit zu verdienen.

Den 2. Junius.

Ich habe schon einige Tage vorbey gehen lassen müssen, ohne Dir schreiben zu können; aber bey uns herrscht jetzt viele Unruhe und Geschäftigkeit. Wir erwarten den Grafen, und da er, theils durch die Feldzüge, theils durch seine Verhältnisse am Hofe abgehalten, seine Güter seit mehr als drey Jahren nicht gesehen hat, so ist diese Ankunft ein Freudenfest für die Gegend, das sie in eine Art von schwärmerischem Entzücken und Trunkenheit versetzt. Der Graf ist sehr beliebt auf seinen Herrschaften, er ist ein thätiger Landwirth, und ein wahrer Vater seiner Unterthanen. Hierzu kommt noch der Ruhm, den er sich im Kriege erwarb, und eine geheime Rücksicht, die freylich nicht bey Allen — denn es kennen sie nur wenige — aber bey diesen Wenigen noch mehr Interesse für ihn erwecket. Er ist nicht glücklich in seinem Hause. Wer



das nun weiß, der sucht durch verdoppelte Aufmerksamkeit dem verehrten und bedauerten Gebieter diese dunkle Seite seines Schicksals zu vergüten. — Es werden schon alle Anstalten zu seinem Empfange gemacht. Die Beamten dieser, und seiner übrigen nahen Herrschaften haben sich uniformirt und beritten gemacht, sie werden den Grafen eine Stunde weit von hier, an seinen Gränzmarken empfangen, und zu Pferde hierher begleiten. Am Eingang des Dorfes erwartet ihn der Pfarrer, der Schulze, und die Aeltesten der Dörfer. Im Orte werden Gras und Blumen gestreut, die Häuser mit Zweigen verziert, alle Glokken geläutet, Pöller gelöset, kurz alles so feyerlich eingerichtet werden, als es auf dem Lande möglich ist. Ich freue mich recht herzlich auf diesen Tag, und habe den Kindern, theils um ihre Freude zu vergrößern, theils um ihrem allgemein verehrten Vater meine Achtung zu beweisen, heimlich eine Art von Phantasiekleidern mit Blumenguirlanden gemacht, in denen die zwey schönen Mädchen wie Liebesgötter aussehen werden. Dann habe ich sie einige Verse gelehrt, die ich, so gut es gehen wollte, zu dieser Gelegenheit verfaßte. Diese sollen sie dem Vater declamiren, und ihm als Proben ihres Fleißes einige Arbeiten überreichen. Die guten Mühlbergschen, in deren Um-

gang ich unsern Gebieter kennen und schätzen lernte, haben mich mit Lobsprüchen weit über mein Verdienst für diese Kleinigkeit überhäuft. Doch meine Liebe! es wird spät, morgen ist der erwartete Tag, und ich habe noch viel zu thun. Lebe wohl!

Den 3. Abends.

Gerechter Gott! In welchem Hause bin ich! Graf Wehlau ist der General, er ist der Unbekannte, dem ich mein Leben danke! O! was wird, was muß er von mir denken, mich hier zu finden, als Hausgenossin, als Erzieherin seiner Kinder! Höre die Geschichte dieses Tages, den ich in meinem Leben nicht vergessen werde, und urtheile von meiner Lage. Der schönste Sommermorgen schien die Absichten eines frohen dankbaren Volkes begünstigen zu wollen, das seinem geliebten Herrn entgegen sah. Unsere Cavalleristen zogen in schönster Ordnung um acht Uhr im Schloßhofe auf, Mühlberg, der recht gut aussah, an ihrer Spitze; sie salutirten die Gräfin, die Kinder, und sprengten durch den Thorweg und über die donnernde Brücke hinaus. Nach und nach kamen die Pfarrer, die Aeltesten der Gemeinden, eine Menge Volkes aus den benachbarten Dörfern. Alles im Schlosse war lebendig; die Gräfin warf sich in ihren größten Staat,



sie bedeckte sich mit allen ihren Diamanten, und sah wirklich schön, und sehr prächtig aus. Ich zog meine Kinder an. Die Gräfin war ganz entzückt über ihr Aussehen, so entzückt, daß es mir leid that; denn sie hörte nicht auf, den Kindern zu wiederhohlen, wie schön sie wären. Um zehn Uhr verkündigte der Schall der Glocken, daß der Graf sich nähere. Alle Herzen fingen an zu schlagen, das meinige auch. Ich ahndete nicht, warum es so bang schlug! Jetzt knallten die Pöller auf, ein lautes Vivat-Rufen, das sich immer näher wälzte und immer stärker ward, sagte uns, daß er bald hier seyn würde. Ich erwartete den Wagen zu hören, aber er war vor dem Dorfe ausgestiegen, und kam nun umringt von seinen getreuen geliebten Unterthanen zu Fuße mitten unter ihnen ins Schloß. In der Gräfin Gesicht zeigte ein Zug, der mir äußerst mißfiel, ihre Mißbilligung dieser Herablassung; doch faßte sie sich, und ging ihm über die Treppe entgegen. Ich folgte mit meinen Kindern. Er stand im Schloßhof abgewendet von uns, unter seinen Leuten, die seine Hände, den Saum seines Kleides, seinen Säbel, kurz, was sie erhaschen konnten, küßten. Jetzt wandte er sich um, seine Gemahlin zu umarmen, ich erkannte ihn — mir ward schwarz vor den Augen — ich mußte mich an der Mühlberg

halten, die neben mir stand. Was ist ihnen? sagte sie. Mir wird übel, erwiderte ich: Ich muß auf mein Zimmer. Sie wollte mich begleiten, ich nahm es durchaus nicht an. Wie hätte ich in meiner Verfassung die Gegenwart eines Zeugen ertragen wollen? Es wird mir besser werden, wenn ich aus dem Gedränge komme, sagte ich, und eilte, so schnell ichs vermochte, die Treppe hinan, um nur seinen Blicken nicht zu begegnen. Aber am ersten Treppenfenster konnte ich nicht weiter. Der Ton seiner Stimme fesselte mich, ich blickte herab, er umarmte seine Kinder, die kleinen Engel hingen an seinem Halse, er hielt ihre Geschenke in seiner Hand, und Thränen glänzten in seinen Augen. Jetzt stellte er die Kinder nieder, sie sagten ihre Verse her, ich sah die reinste menschliche Freude aus seinen edlen Zügen leuchten, und ich war so glücklich gewesen, sie zu vermehren! Trunken von Seligkeit, und in diesem Augenblicke alles Uebrige vergessend, weidete ich mich an dem schönen Anblick; aber ich mußte eilen mich zu entfernen, denn ich sah ihn mit den Kindern auf die Treppe zu gehen.

Als ich auf meinem Zimmer, und der erste Sturm der Freude und Bestürzung vorüber war, sah ich erst das Mißliche meiner Lage ein, und schauderte vor dem Gedanken, daß Wehlau glauben könnte, ich



hätte gewußt, in wessen Haus ich kommen sollte, und mich so ohne sein Wissen, vielleicht gegen seinen Willen, zu ihm gedrängt. Diese Furcht wurde mit jedem Augenblick peinlicher, und so setzte ich mich schnell hin, und schrieb ihm ungefähr folgendes Billet:

„Eine sonderbare Verkettung von Umständen verbarg mir bis jetzt den Namen meines Retters und Wohlthäters, und in dieser Unwissenheit nahm ich meine gegenwärtige Stelle an. So kam ich in ihr Haus, zu ihren Kindern, ohne zu ahnden, daß der Graf von Wehlau, den Alles verehrt, was ihn kennt, und mein unbekannter Schutzengel Eine und dieselbe Person seyen. Zufällige Ereignisse dienten seitdem dazu, mich in diesem Irrthum zu bestärken, und erst der heutige Morgen hat das Räthsel gelöset. Ich habe es vermieden, Ihnen zu begegnen, um nicht vor Ihren Augen erröthen zu müssen, ehe ich durch eine eben so aufrichtige als nöthige Erklärung jedes Mißverständniß zu entfernen im Stande war. Die Art wie sie mich einst behandelten, läßt mich hoffen, daß Sie keinen Zweifel in mein Geständniß setzen, und mich so beurtheilen werden, wie ich es zu verdienen glaube. Auch Ihr edelmüthiges Geschenk ist noch in meiner Hand. Es hat mich zur Zeit der höchsten Noth wohlthätig gerettet, wie Sie selbst thaten, wie es mit

dieser Gabe Ihre Absicht war. Jene Zeit ist nun vorüber, und ich bin im Stande diese Summe in Ihre Hände zurück zu legen, die gewiß künftig einen eben so edlen als schönen Gebrauch davon machen werden."

Sophie von Alwin.

Ich hatte das Billet kaum geendet, als meine beyden Liebesgötterchen gesprungen kamen, mir die Geschenke zu weisen, die sie von ihrem Vater erhielten und die eben so von seiner liebevollen Sorge als von seinem Geschmacke zeugten. Zugleich brachten sie mir Botschaft mit, ihr Vater wünschte sehr der liebenswürdigen Dichterin seinen Dank persönlich bringen zu können, er bedaure, daß meine Unpäßlichkeit ihn jetzt daran hindere, er hoffe aber, sie würde bald vorüber gehen, und er mich bey Tische sehen. Ich faßte mich, und sagte nach einer Weile: Mir ist nicht ganz wohl, liebes Malchen, (so heißt die Aelteste) ich weiß nicht, ob ich bey Tische erscheinen kann. Wo ist der Papa? „In seinem Kabinet. Mühlberg ist bey ihm, sie lesen in Schriften." Seyn sie so gütig, ihm dieß Billet zu bringen, es enthält meine Entschuldigung. Die Kleine hüpfte mit ihrer Schwester fort. Ich stand auf, und ging im Zimmer herum, um mich zu fassen, als die Kinder wieder kamen, und mir erzählten, ihr Vater habe das Billet gelesen, und lange Zeit darauf nichts gesprochen; dann sey er heftig im Zimmer herum gegangen, und habe sie endlich mit der Antwort fortgeschickt, er werde, wenn es mir nicht zuwider wäre, selbst auf mein Zimmer kommen.



So stehen nun die Sachen, und ich erwarte mit Angst und Entzücken den Augenblick des Wiedersehens. Ich zittere vor seinem Anblick, und zähle die Secunden bis zu seiner Ankunft. O welche Widersprüche enthält das menschliche Herz!

Abends.

Ich habe ihn gesprochen. O Marie! Was ist das für ein Mann! Ich soll hier bleiben, seine Kinder nicht verlassen, er will sie nur in meinen Händen wissen; ich kann ihm seine Ruhe, das einzige Glück, was ihm noch übrigt, dadurch erhalten. Kann ich nun wohl fort? Darf ich seine Erwartungen täuschen? Und wenn ich bleiben, und um ihn leben soll, was wird aus mir werden?

Alles, Alles, was er thut, ist edel; so war es auch sein Betragen beym Wiedersehen. Wie ein vieljähriger Bekannter, wie ein älterer Freund oder Verwandter nahte er sich mir. Keine Anspielung auf frühere Begebenheiten, keine Erinnerung an die letzten Au-

genblicke unsers Zusammenseyns entfloh ihm. Er dankte mir mit Wärme für die Freude, die ich ihm heut bereitet hatte, er empfahl mir mit väterlicher Zärtlichkeit seine Kinder, er sagte, daß der Gedanke, sie in meinen Händen zu wissen, eine schwere Sorge von seinem Herzen genommen habe, daß er den Zufall segne, der mich in sein Haus geführt, und daß er mich beschwöre, es nie — nie wieder zu verlassen. Er hatte bey diesen Worten meine Hände gefaßt — er sprach mit einer Heftigkeit, mit einem Ausdruck in seinem Blicke. — — Ach es war doch nur Vatersorge, obwohl mein thörigtes Herz auf einen Augenblick etwas Anderes in seinen Augen zu lesen glaubte! — — Nein, der Gedanke ist eben so ungegründet, als er eitel und gewissenlos ist! Nein, nein Wehlau! du sollst nichts von den Qualen einer hoffnungslosen Leidenschaft fühlen! Gott erhalte dir den Frieden deines edlen Herzens, Gott schütze dich vor den Martern, den Gegenstand einer unglücklichen tugendhaften Liebe stets vor Augen zu haben, und zu wissen, daß er für uns auf ewig verloren ist!

Am andern Morgen.

Ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen, tausend verschiedene Empfindungen, und eben so viele Plane durch-



durchkreuzten sich in meinem Gemüthe, am Morgen kam ich endlich zu einem Entschlusse. Ich bleibe hier, denn ich halte es für Pflicht. Ich bin ihm das Leben schuldig, er hat es mit Gefahr des Seinigen erhalten, als er mich ohnmächtig aus dem brennenden Schlosse trug. Kann ich weniger für ihn thun als das, was ihm das Theuerste auf Erden ist, seine Kinder besorgen? Kann ich ihm sein Opfer schöner vergelten, als wenn ich das Leben, das er erhielt, für ihn verwende? Ja es ist ihm, seinem Glücke geweiht, und ich werde das meinige in der süßen Beschäftigung mit seinen Kindern finden. Ich werde alle meine Kräfte anstrengen, um sie zu guten edlen Menschen, um sie ihres vortrefflichen Vaters würdig zu erziehen. Sie sollen immer in mir eine zweyte Mutter finden. Ach dieser Name ist so theuer!

Im Julius.

Mein Leben geht einförmig, aber voll innern Gehaltes dahin. Ich bin sehr glücklich, Marie, und doch auch sehr unglücklich! Ich lebe um ihn, ich bin täglich Zeuge seines thätigen gemeinnützigen Lebens, der Kraft und Besonnenheit, mit der er alles betreibt und beseelt, noch mehr aber des frommen reinen Willens, mit dem er für das wahre Wohl, das dauer-

hafte Glück seiner Untergebenen sorgt. Seit er hier ist, ist auch unsere Tagesordnung verändert. Die Gräfin hat sich nach seiner Weise bequemt, oder bequemen müssen — und wir essen nun Alle über Einem Tisch, zu den gewöhnlichen Eßstunden Mittags und Abends. Er hat viel Sinn für ein hausväterliches Leben, seine Anordnungen, sein Betragen gegen seine Leute, Alles verbreitet einen Geist stiller ruhiger Ordnung, und traulichen Beysammenseyns, man fühlt sich behaglich in dem fest bestimmten Wirkungskreise, und die Stunden der Vereinigung sind wahre Stunden der Erholung. Wir haben nicht Eine überflüssige Person im Hause, den Hofstaat der Gräfin ausgenommen, in den er sich nicht einmischt. Diejenigen, welche er aufnimmt, besoldet und regiert, müssen thätig und willig seyn. Hieraus entsteht ein so leiser unwandelbarer Gang des Hauswesens, und eine solche Heiterkeit und Ruhe der Gemüther, daß wir uns Alle wohl dabey befinden, und den Fremden, der unser Haus betritt, der Geist der Heimlichkeit und des Zutrauens freundlich umfängt. Gegen mich beobachtet er die größte Achtung und zarteste Schonung, er sieht mich nie allein, nicht einmal in Gegenwart der Kinder. Aber wenn er den ganzen Tag entweder mit Schreiben in seinem Cabinet, oder im Feld und



Wald mit seinen Arbeitern zugebracht hat, kömmt er zuweilen Abends in Mühlbergs Gärtchen hinüber, mit dem ihn seit seiner Jugend eine innige Freundschaft verbindet, und der mehr sein Vertrauter als sein Beamter ist. Auch ich bin meistens mit den Kindern dort, und seine Unterhaltung ist dann eben so ungezwungen und herzlich, als sie anziehend und unterrichtend ist. O wie Manches habe ich schon von ihm und Mühlberg gelernt! Aber wie viel bleibt mir noch übrig, um auch nur von fern dem schönen Vorbild dieser zwey vortrefflichen Männer zu gleichen?

Im Julius.

Ich habe mir endlich gestern ein Herz genommen, und bey Mühlberg mit dem Grafen wegen des Geldes gesprochen. Es hatte mich lange gedrückt, denn es sollte nichts zwischen uns seyn, was mich beschämen könnte. Er sah ernst, und beynahe gekränkt aus, als ich es ihm in die Hand legte. „Wenn sie sich dadurch gedrückt fühlen, mein Fräulein, dann ist es meine Pflicht, das Geld zurück zu nehmen.“ Nicht also, Herr Graf! fiel ich ein, aber ich bedarf durch ihre Güte dieser Summe jetzt nicht mehr. Meine Lage in ihrem Hause ist so sorgenfrey, daß ich es für unrecht hielte, dieses Geld Dürftigern zu entziehen.

und so lege ich es in ihre segensreiche Hand, die es gewiß wieder zu edlen Zwecken verwenden wird. Er sah mich an, dann auf den Beutel. — Es war ein anderer von einfacher grüner Seide. Ach, den seinigen hatte ich nicht die Kraft zurück zu geben! — Schilt meine Schwachheit wenn Du willst; aber es war das einzige Andenken jener unvergeßlichen Stunde! Ich glaubte eine flüchtige Röthe über sein Gesicht gleiten zu sehen. Nach einigem Bedenken sagte er endlich: Gut denn, mein Fräulein! Ich will es behalten, aber erlauben sie dem alten Freund noch ferner für sie zu sorgen; betrachten sie mich als den Verwalter ihres Vermögens, und wenn sie dessen einst bedürfen — vielleicht zu ihrer Ausstattung — er hielt inne, und sah mich mit einem sonderbaren Blicke an, daß ich die Augen voll Wasser niederschlagen mußte — dann nehmen sie es aus meiner Hand wieder an. Er drückte die meine flüchtig und verließ das Zimmer.

Im August.

Ich weiß nun auch etwas Näheres von seinen häuslichen Verhältnissen. Ach er ist nicht glücklich! Er lernte, als er noch sehr jung war, seine Frau kennen, die außerordentlich schön, von guter Familie, aber ganz arm war, und im Hause harter Verwand-



ten als eine Art Gesellschafts-Fräulein sehr gedrückt lebte. Ihre Reize, ihr stilles Leiden entzündete eine heftige Leidenschaft in seiner Brust, er wollte sie aus dieser Lage reißen, ihr Glück schaffen, und das seinige in ihr finden. Seine Familie war dagegen, man suchte ihn durch Ueberredung und Zwang von dieser Verbindung abzubringen. Diese Hindernisse entflammten seine Liebe nur noch mehr, und seine Geliebte war schön, klug und fein genug, um den Vortheil einer solchen Heirath einzusehn, und alle, selbst die ungünstigsten Umstände, für sich zu benützen. So kam es endlich dahin, daß er sie entführte, und die Liebe seiner Verwandten und selbst einen Theil seines Vermögens um ihretwillen von sich stieß. Er heirathete sie. Die ersten Monate vergingen im Entzücken beglückter Liebe. Nach einiger Zeit gelang es ihm, die Verzeihung seiner Verwandten zu erhalten, er führte seine schöne Gemahlin in die Residenz, an den Hof. Das war es, was sie gewollt hatte. Hier trat ihr Charakter in sein volles Licht, und Wehlau's Glück ging zu Grunde. Schmeicheley, Glanz und Zerstreuung galt ihr mehr, als die Liebe und der Wunsch eines Gemahls, der sie anbetete. Sie stürzte sich in den Strudel der Welt, keine Bitten, keine Vorstellungen konnten sie zurück führen, und um sie zu zwin-

gen, liebte Wehlau sie noch zu sehr. Indessen rief ihn der Krieg von ihrer Seite. Nun war sie auch des letzten lästigen Bandes los, und ihre Lebensweise wurde bald die Fabel des Hofes und der Stadt. Unmöglich konnte dieß dem beleidigten Gatten verborgen bleiben. Er erfuhr sein Unglück, und sein Entschluß war gefaßt. Seine Hoffnungen auf häusliches Glück hatte er längst aufgegeben. An Scheidung zu denken, verbot ihm die Liebe zu seinen Kindern; denn die Gräfin, so eine schlechte Gattin sie ist, ist keine ganz üble Mutter. Jetzt trachtete er nur, seine Ehre zu sichern. Er kam schnell nach dem Feldzug zurück, stand unerwartet und plötzlich vor seiner erschrockenen Frau, und kündigte ihr an, daß sie die Stadt verlassen, und künftig auf seinen Gütern leben müsse. Sie faßte eine Zeitlang die Möglichkeit eines solchen Befehls nicht, sie versuchte alle Waffen, die ihr einst zu Gebote gestanden hatten, ihres Gemahls Herz zu rühren, sie glitten aber alle an dem Schilde der beleidigten Ehre ab. Es wurde eingepackt, Wehlau ließ ihr die Wahl ihres Aufenthalts, sie fiel auf Wiltenbach, die schönste und beträchtlichste seiner Herrschaften. Der Graf war es zufrieden, und so lebt sie nun hier in einer Art von leidlicher Gefangenschaft, deren Härte sie, wenn ihr Gemahl abwesend ist, sich auf allerley Wegen zu



versüßen weiß. Wenn er gegenwärtig ist, hält Furcht vor ihm sie von jedem falschen Schritte ab, die Sache geht leidlich fort, der Anstand wird beobachtet, und die Kinder und Nachbarn sehen kein auffallend böses Beyspiel.

Das ist die Geschichte von Wehlau's unglücklicher Ehe. Urtheile, Marie, ob diese Erzählung im Stande war, mein Herz zu beruhigen. Ach ich sehe das seine an seinen heiligsten edelsten Freuden darben! Ich glaube manchmal zu fühlen, daß ich ihm etwas mehr bin, als bloß Erzieherin seiner Kinder — und ich muß Alles das niederkämpfen, bezwingen und still und heiter scheinen!

Im August.

Der Graf ist für einige Wochen auf seine übrigen Güter gereiset. Marie! Wenn ich vor kurzer Zeit nicht glaubte, den immerwährenden Kampf aushalten zu können, dann bat ich den Himmel sich meiner zu erbarmen, und durch eine Trennung den Knoten zu zerschneiden, den zu lösen meine Pflicht nun nicht erlaubte. Er hat mich erhört — und jetzt — jetzt möchte ich verzweifeln, daß er es hat! Das Schloß ist öde, die Gegend eine Wildniß geworden. Weißt Du wohl, wie Wieland im Oberon die schnelle Verwandlung

jenes Felsenthales beschreibt, das erst so schön und lachend war, und sich, nach des frommen Alphons Tode, schnell in eine grausende Wüste verkehrte? So scheint es mir jetzt in Wiltenbach, seit Er fort ist. Wie kann ich leben in einer Luft, in der sein Athem nicht mehr weht, in der der Ton seiner Stimme nicht mehr klingt, wo mir nirgends mehr die geliebte Gestalt begegnet, wo ihr festes Wirken, alle die tausend Züge eines weichen und doch so starken Herzens verschwunden sind? Unsere Lebensart ist auch verändert. Ich esse wieder mit den Kindern auf meinem Zimmer. Nicht mehr ruft der Klang der Tischglocke mich zu einer schönen Stunde voll Genuß, nicht mehr habe ich auf den Hall seines festen Schrittes zu lauschen, wenn er die Gallerie herauf kam, — die Flügelthüren aufflogen, und der Gebieter, umringt von seinen Untergebenen, unter denen ihn seine Gestalt, sein Blick, trotz der freundlichen Herablassung als den Herrn bezeichnete, in den Saal trat. Nicht mehr erscheint er in den stillen Abendstunden bey Mühlberg, so ganz nur als Freund, als Mensch, als Vater, oder begleitet unsere Wagen auf Spazierfahrten, wie ehemals zu Pferde. Ach das sind die tausend und tausend Reize des Zusammenlebens, das ist der geheime Zauber, der eine wohlgestimmte Ehe zum glücklichsten Loose der Erde macht! Die Zurückkunft des Gemahls und Vaters, das Wiedersehn bey Tische am Abend sind eben so viel lichte Punkte in dem gewöhnlichen Laufe eines Tages, die Würze, die festlichen Augenblicke, die einen schönen Wechsel ins einförmige Leben bringen, und es mit heitern Farben ausschmücken.



Im September.

Zu welchen Auftritten bin ich in dies Haus gekommen! Was ist das für ein Leben unter diesen Großen! Und warum muß eben das einzige edle Herz unter ihnen leiden? Höre die Erzählung dieser letzten Tage, und theile meinen Schmerz mit mir.

Graf Wehlau war bereits vier Wochen abwesend, die Gräfin hatte ihre vorige Lebensweise wieder angefangen — ich lebte still mit meinen Kindern im Andenken einer schönen Vergangenheit, als ein Cavalier in der Nachbarschaft, Graf Rottenau, seine Tochter mit dem Sohne des Ministers vermählte, und die Hochzeitfeyerlichkeiten das Gespräch und die Hoffnung der ganzen Gegend wurden. Auch unsere Gräfin ward gebeten, und nahm die Einladung an. Am Tage vor dem Anfang der Festlichkeiten ließ sie mich rufen, und ersuchte mich auf eine so verbindliche und dabey

so bestimmte Art, sie zu begleiten, daß ich vergebens meine Pflicht, die Kinder nicht allein zu lassen, vorschützte. Sie beruhigte mich mit der Vorstellung, daß wir erst gegen Abend fortfahren, und nach Mitternacht wieder hier seyn würden; denn Rottenau ist nur anderthalb Stunden von hier gelegen, und die Kammerfrau sollte statt meiner bey den Kindern bleiben. Es war meine Gebieterin — was konnte ich antworten? Sie sandte mir, um auch die letzten Entschuldigungen zu entkräften, ihre Jungfer, und allerley schönes Goldgeschmeide und Putzsachen, um mich dem Orte gemäß, wo ich erscheinen sollte, zu kleiden. Gegen Abend fuhren wir ab. Es war der Tag vor der Vermählung. Heute sollte Concert und Souper, morgen bey der Feyerlichkeit selbst Diner und ein prächtiger Ball, übermorgen eine kleine Komödie, und nach dem Theater eine komische Maskerade seyn, worauf ein Feuerwerk das Ende aller Feyerlichkeiten machen würde. Mir schwindelte, wenn ich an drey Tage in solchem Geräusch verlebt dachte, und ich war fest entschlossen, nicht allemal zu gehen. Indessen reute mich der erste Versuch nicht. Ich fand eine zahlreiche Gesellschaft, und wurde mit vieler Artigkeit nicht als eine Untergebene der Gräfin, sondern als ihre Begleiterin behandelt, das Concert war schön,



Du weißt wie sehr ich die Musik liebe, und ich kam ziemlich vergnügt nach Hause.

Beym Aussteigen kündigte mir die Gräfin an, daß ich sie den nächsten Tag wieder begleiten müsse.— Es war mir höchst unangenehm, ich sagte es gerade zu; aber die Gräfin bestand darauf, und Alles, was ich erhielt, war, daß ich nicht zum Diner hinüber fahren, sondern erst gegen neun Uhr Abends nachkommen durfte. Das geschah auch also, und was ich vorher gesehen hatte, traf auch ein. So gut ich mich im Concert unterhalten hatte, so verstimmt, so einsam fühlte ich mich auf dem Ball, und tausend Erinnerungen wachten schmerzlich in meiner Seele auf. Ein Umstand trug noch dazu bey. Derselbe fatale Officier, der Lieutenant Holte, der mich vor drey Jahren im Bade zu ** so gepeiniget hatte, war zugegen; er lag mit seinem Regiment in dem nächsten Städtchen, und war mit vielen seiner Kammeraden zu dem heutigen Balle gebeten. Ich mußte mit ihm tanzen, und er erlaubte sich einige sehr beleidigende Scherze über meinen Ritter, wie er den Grafen nannte, und mein jetziges Verhältniß in seinem Hause. Ich war gereizt, empört kann ich sagen, und segnete den Augenblick, wo mich die Gräfin rufen ließ, um fortzufahren. Ich bat sie auf der Stelle, mich von

der Begleitung am nächsten Tage zu dispensiren; sie that es nach einiger Weigerung, und ich war froh, am andern Morgen, als ich erwachte, denken zu können, daß ich heut wieder in meiner gewohnten Stille leben würde. Die Gräfin zog sich nach Tische an. Es kam mir sonderbar vor, daß sie es wagte, drey Tage nach einander bey diesen Feyerlichkeiten zu erscheinen, weil mir des Grafen Gesinnungen in dieser Rücksicht bekannt waren. Am Abend ließ sie mich rufen. Als ich in ihr Zimmer trat, stand sie und noch ein Frauenzimmer in einem phantastischen aber schönen Masken-Anzug da. Jede hatte die Larve in der Hand. Seyn sie so gütig, liebe Sophie! rief sie mir entgegen, dieser Dame ihren Ueberrock und ihren Shawl zu leihen, den sie gestern trugen; sie war so unglücklich den ihrigen beym Aussteigen zu zerreißen. Ich willigte gern ein, eilte auf mein Zimmer, und kam bald mit den verlangten Kleidungsstücken zurück. Ohne etwas zu ahnden, trat ich zu der Fremden und wollte ihr helfen, den Ueberrock anziehen; denn der Wagen war schon angespannt. Jetzt erst sah ich ihr ins Gesicht. Allmächtiger Gott! Stelle Dir mein Entsetzen vor — es war der Officier, dessen Bild ich einst für des Grafen Portrait gehalten hatte! Mir fiel das Kleid vor Schrecken aus der Hand. Was



machen sie? rief die Gräfin. Ich faßte mich, so gut ich konnte, der Officier kam nur mit Mühe in den Ueberrock, er war ihm überall zu enge. Die Gräfin half lachend, mir schauderte in einem fort, ich warf ihm den Shawl über, und eilte voll Abscheu und Verachtung aus dem Zimmer.

Es dauerte lange Zeit, ehe ich mein Gemüth beruhigen und einige Fassung gewinnen konnte. Wehlau's Bild trat vor mich, ich brach in Thränen über sein Schicksal aus, und erst in diesen Thränen fand ich einige Ruhe wieder. Die Kinder kamen zu mir, ich zog sie an meine Brust und weinte über sie; sie begriffen meine heftige Rührung nicht, und suchten mich zu trösten. Ich ließ sie bald zu Bette gehen, und als ich mich allein fand, rief ich wieder alle Bilder und Erinnerungen des heutigen Tages und der Vergangenheit zurück. Schlafen konnte ich nicht, denn meine Empfindungen waren zu sehr aufgeregt. So trat ich an den Schrank, der meine wenigen Kostbarkeiten verwahrt, nahm den Beutel heraus, den ich als ein Heiligthum verwahrte, und hing meinen trüben Gedanken nach. Plötzlich entstand Lärm im Hause, ich eilte ans Fenster, der Schloßhof füllte sich mit Leuten, einige hatten Fackeln. Endlich fuhr ein Wagen ins Thor; ich hörte den Kutschenschlag öffnen,

und wunderte mich, daß die Gräfin schon zurück seyn sollte; denn es war kaum Mitternacht. Es dauerte sehr lange, bis man ausgestiegen war. Ich konnte nicht sehen, wer kam, aber mich befiel eine sonderbare Angst, mir schien der ganze Auftritt seltsam, unheimlich. Auf einmal hörte ich mit schnellen Schritten über den Vorsaal gehen, meine Thüre wurde aufgerissen, die Kammerfrau stürzte bleich herein: Um Gotteswillen! Kommen sie herab, Fräulein! Der Graf ist angekommen — er ist verwundet! — Ich erstarrte, ich wußte nicht, wie mir geschah, die Kammerfrau ergriff mich bey der Hand, und zog mich mit sich fort. Ich flog die Treppe hinab, durch den Saal, durch die Zimmer. Endlich kamen wir in des Grafen Cabinet. Er lag auf dem Kanapee halb entkleidet, aber völlig bey sich, sein Kammerdiener und ein Wundarzt waren um ihn beschäftigt. Als er mich sah, streckte er mir die Hand entgegen und bat mich um Verzeihung, wenn man mir Schrecken gemacht habe. Ich war unfähig zu antworten, meine Hand zitterte heftig in der seinen, er drückte sie mir, und sah mich lange und bedeutend an. Dann befahl er, mir die Schlüssel zu geben, damit ich Alles besorgen könne, was sein Zustand erfordere. Ich ging hinaus, Anstalten zu machen, und hier hörte ich, daß der Graf in Rotenau gewesen, und von da hierher gebracht worden sey. Ich fragte nach der Gräfin — sie war dort geblieben. Mir graute, ein fürchterlicher Zusammenhang fing an, sich vor meiner Seele zu offenbaren. Halbbewußtlos kehrte ich ins Cabinet zurück, und machte in meiner Angst eine Menge Confusionen. Wehlau ertrug sie mit unbeschreiblicher Geduld. Nun hatte der Wundarzt den Verband geendet. Ich näherte mich ihm, und fragte mit zitternder Stimme, ob die Wunde bedenklich sey? Wehlau heftete sein Auge auf mich, er sah mein Zittern, meine Todtenblässe, und antwortete schneller als der Arzt, daß seine Verletzung ganz unbedeutend sey, und er in wenigen Tagen wieder aufzustehen hoffe. Ich sah ihn und den Wundarzt ängstlich, ungläubig an; aber auch dieser bestätigte Wehlau's Versicherung, und empfahl nun Ruhe und Entfernung alles Geräusches, aller Gemüthserschütterung. Bey diesen Worten sah ich eine heftige Bewegung in Wehlau's Augen; und ein Blick, den er auf die Kammerfrau warf, schien mir das ganze Geheimniß zu enthüllen. Jetzt stürzte Mühlberg verstört und blaß ins Zimmer. Auch zu ihm war die Schreckenspost noch vergrößert gekommen, und Wehlau beruhigte auch ihn mit herzlicher Freundlichkeit. Nun faßte ich Muth, wandte mich

zum Wundarzt, und sagte ihm, ich würde alle Sorge tragen, daß seine Vorschriften pünktlich befolgt werden sollten, aber um sicher zu seyn, daß nichts versäumt werde, würde ich mit Herrn Mühlberg diese Nacht hier wachen, wenn es der Graf erlaube. Wehlau fuhr empor — Purpurroth überdeckte sein Gesicht. Durchaus nicht — durchaus nicht! rief er: sie sind von dem Schrecken zu sehr angegriffen, ihre Gesundheit würde leiden. Der Wundarzt trat mir bey, er winkte mir, nicht nachzugeben, es schien ihm selbst daran zu liegen, besonders da er nicht hier bleiben und erst morgen Abends wieder kommen konnte; und da auch Mühlberg seine Bitte mit der meinigen vereinigte, gab Wehlau endlich nach, indem er unsere beyden Hände faßte, und herzlich an seine Brust drückte, indeß eine Thräne sein Auge schwellte. Nicht so — nicht so, Herr Graf! rief Mühlberg: sie sollen sich vor jeder Gemüthsbewegung hüthen. O schonen sie eine Gesundheit, die uns Allen so unendlich theuer ist! Seyn sie ruhig. — Ruhig? rief Wehlau mit einer Heftigkeit, vor der ich erschrack: Ruhig? sagst du, Ferdinand, nach dem, was vorgefallen ist? Ich kann nicht ruhig seyn, ich wäre nichtswürdig wenn ich es könnte. Wir drangen bittend in ihn, da befahl er den Uebrigen hinaus zu gehen, und sagte: Nein!



Nein! ich kann den Sturm nicht niederkämpfen, und so ist es mir leichter, wenn ich spreche; Ihr seyd meine Freunde, in eure treuen Seelen kann ich mein Herz ausgießen. Nun begann er seine Erzählung. Die Gräfin war gegen den Befehl ihres Gemahls zu Rottenau gewesen. Er erfuhr es, und eilte sogleich zurück, um sie zur Rede zu stellen. Der Weg nach Wiltenbach führt über Rottenau. Er sieht das Schloß beleuchtet, und hört daß seine Frau mit Fräulein von Alwin da sey. Ein unglücklicher Einfall treibt ihn, auf der Maskerade zu erscheinen, und seine Frau zu beobachten. Sein Kammerdiener weiß sich im Schlosse einen Venetianer Mantel und eine Maske zu verschaffen; Wehlau kleidet sich beym Pfarrer an, und tritt unbemerkt in den Saal. Er sieht seine Frau mit einem Frauenzimmer, das er durch meinen Shawl irre geführt, für mich hält, aber er überzeugt sich in kurzem, daß die Fremde nicht die Erzieherin seiner Kinder ist. Ihr Gang, ihre Haltung erregt einen kränkenden Verdacht in ihm, ein Gespräch zweyer Masken hinter ihm macht seine Vermuthung zur Gewißheit. Nicht Er allein hält die Begleiterin seiner Frau für einen verkleideten Mann. Sein Zorn wacht auf, und er bezwingt ihn nur so lange, bis er Gewißheit haben wird. Indessen geht er den beyden Masken im-

mer nach, und sie verlassen den Saal, um sich in einem Zimmer abzukühlen. Wehlau folgt ihnen, die Fremde nimmt die Larve ab, wie sie sich unbemerkt glaubt, und Wehlau erkennt den Officier, den er schon längst als den Feind seiner Ehre haßt. Nun verläßt ihn alle Besonnenheit, er reißt die Maske ab, tritt schnell vor die Schuldigen hin, und sagt dem Officier, er solle sich umkleiden, und ihm in das Wäldchen hinter dem Garten folgen. Erblaßt, zitternd, aber entschlossen folgt ihm dieser auf dem Fuß, sucht seine Leute auf, wirft die Weiberkleider ab, und eilt in das Wäldchen, um dem beleidigten Gatten Genugthuung zu geben. So schnell und geheim dieß Alles verhandelt wurde, verbreitete doch die Angst der Gräfin, und die Muthmaßungen der Leute ein dumpfes Gerücht. Alles wird beunruhigt, man eilt den Kämpfenden nach, aber es ist zu spät. Der Officier hat bereits einen Hieb über das Gesicht bekommen, der ihn lebenslänglich an diese Nacht erinnern wird, und Wehlau ist in der Seite verwundet. Man springt den Verwundeten bey, der Officier wird ohnmächtig ins Schloß gebracht; Wehlau besteht trotz alles freundschaftlichen Dringens der Rottenauschen darauf, noch diese Nacht nach Wiltenbach zurück zu kehren; seine Frau bleibt in Rottenau.



Das war die Geschichte, die uns Wehlau in der heftigsten Gemüthsbewegung, oft unterbrochen, und nur langsam mitzutheilen im Stande war. Vergebens suchten wir ihn zu besänftigen; seine beleidigte Ehre, der Gedanke, daß die Geschichte dieser Nacht zur Fabel der Welt werden würde, Zorn und Verachtung gegen die, die seinen Namen und ihr Verhältniß so wenig schonte, Alles das regte sein Gemüth in wildem Sturme auf, und zog ihm, mit dem Schmerz der Wunde vereint, gegen den Morgen ein so heftiges Fieber zu, daß ich Mühlberg ersuchte, nach des Grafen gewöhnlichem Arzt in die Residenz zu schicken. Er wollte das durchaus nicht, wir baten aber beyde so dringend, daß er uns endlich nachgab, aber mit der Bedingung, daß wir nun, da es Tag geworden, und seine Leute alle um ihn her wach waren, zu Bette gehen und ruhen sollten.

Am andern Tage.

Ich ging gestern Mittag zu Wehlau hinab, und fand ihn merklich übler. Das Fieber nimmt zu, er hat Augenblicke, worin er seiner Besinnung nicht ganz mächtig ist. Seine Frau, der Zweykampf, Rache und gekränkter Stolz, sind die herrschenden Vorstellungen seiner Seele, und manchmal entschlüpfen ihm Worte,

die mich noch weit tiefer erschüttern, indem sie mich mit schauderndem Entzücken füllen. Ich sehe Gefühle beantwortet, die ich mir selbst zu gestehen nicht wagte, und diese Beobachtungen erfüllen mich mit Freude und Schmerz. Ich sehe ihn leiden, und muß denken, daß jene Empfindungen seinen Zustand verschlimmern, und er leidet mit so vieler Fassung, mit so viel Stärke und mit solcher Sanftmuth! Wie dankbar er jede Bemühung der Freundschaft aufnimmt, jeden noch so kleinen Dienst erkennt! O, meine Marie! Es liegt eine schmerzliche Seligkeit in dem Bewußtseyn, ihm so viel seyn zu können! Ich möchte ihn ewig so pflegen, wenn er nicht dabey leiden müßte!

September.

Es sind fünf Tage, seit Wehlau krank ist, und die Gräfin ist noch nicht zu Hause. Sein Zustand verschlimmert sich zusehends, die neue Wunde ist unbedeutend, aber die alten, an denen er vor zwey Jahren im Bade litt, drohen wieder aufzubrechen. Der Arzt macht bedenkliche Mienen. Mühlberg und ich fassen uns mit Mühe; Er allein ist ruhig, wenn er bey sich ist, er sieht seinen gegenwärtigen Zustand mit Gleichgültigkeit und einem entscheidenden Augenblick,



an den wir nicht denken können, mit der Heiterkeit eines Christen entgegen.

## Therese Müller an Marie Oltens.

**stadt, den 18. Septbr.

Ich habe den Auftrag von Fräulein Alwin, Ihnen, meine verehrteste Mademoiselle! zu melden, daß das Fräulein nicht mehr in Wiltenbach bey der Gräfin von Wehlau, sondern seit acht Tagen in meinem Hause ist. Sie würde selbst geschrieben haben, aber sie ist sehr krank, so, daß wir mit Grund befürchten, nicht sowohl, daß sie an diesem Uebel jetzt sterben, als daß es vielmehr ihre Gesundheit ganz untergraben, und in ein schleichendes Fieber ausarten werde. Sie läßt Sie bitten, Ihre Briefe hierher zu adressiren. Die Ursachen dieser plötzlichen Veränderungen ihres Schicksals behält sie sich vor, mit der Zeit selbst zu schreiben. Was ich zu Ihrer Beruhigung sagen kann, ist, daß sich das Fräulein in guten Händen befindet, indem ich und meine Kinder gewiß es an keiner Sorgfalt fehlen lassen, und noch überdies die gnädige Frau Oberamtmännin selbst sie jeden Tag besucht, und sie wie ihr eigenes Kind zu halten befohlen hat.

## Sophie von Alwin an Marie Oltens.

Im November.

Zwey Monate sind wie ein dumpfer schwerer Traum vorüber. Ich bin erwacht. Zu welchem Leben! — Die gute Müller, in deren Hause ich vegetire, hat Dir meinen Aufenthalt geschrieben, und Dir zuweilen Nachricht über mein Befinden gegeben. Ich brauche Dir also nichts vom Gange meiner Krankheit zu schreiben, und ich bin sehr froh darüber; denn noch kann ich nicht ohne große Anstrengung meine Gedanken sammeln, und, was ich denke, zu Papier bringen. Verzeihe daher, liebste Marie! wenn dieser Brief noch manche Spuren von Geistesschwäche tragen, und in vielen Absätzen geschrieben seyn wird. Ich kann nicht lange bey einer Beschäftigung aushalten; aber ich fühle mich verpflichtet Dir mitzutheilen, was mit mir vorgegangen ist.

Mein letzter Brief war, wenn ich nicht irre, vor zwey oder dritthalb Monaten aus Wiltenbach. Ich meldete Dir damals die Krankheit des Grafen — und meine Stimmung. Noch an demselben Tage kam sie zurück — sie, die ich nicht nennen kann, ohne daß sich mein Innerstes empört. Sie betrat sein Zimmer nicht, sie ließ mich nicht rufen, sie sah kaum ihre



Kinder. Wir verbargen ihm ihre Anwesenheit, und es gelang uns, ihn diesen und den folgenden Tag in dieser wohlthätigen Unwissenheit zu erhalten. Nachmittag saßen die Mühlberg und ich in seinem Zimmer. Er lag ruhig, und schien ein wenig zu schlummern; da trat die Kammerfrau ein, die seit der ersten Nacht sich nie wieder in seinem Zimmer hatte zeigen dürfen, und winkte mir ihr zu folgen. Es lag so etwas schadenfrohes in den Zügen dieses Weibes, das ich nie hatte leiden mögen, weil ich sie für das folgsame Werkzeug, wo nicht für die Verführerin ihrer Frau hielt. Was wollen sie von mir? sagte ich, als wir im Saale waren. Sie sollen zur Gräfin kommen, antwortete sie, und ging mit trotziger Unart vor mir voraus bis in der Gräfin Zimmer. Mich ärgerte diese Unverschämtheit, und ich war entschlossen mich bey der Gräfin darüber zu beschweren. Wie ich eintrat, saß diese auf dem Sopha, und — der Beutel, den ich von Wehlau erhalten hatte, lag vor ihr auf dem Tische. Ich erschrack, und fühlte, daß der Schrecken sich in meinen Zügen mahlte. Ihr Erblassen, Mademoiselle! (sie hatte mich sonst immer Fräulein genannt) überhebt mich vieler Mühe, rief sie mit bitterm Hohne: Sie sind schuldig wie ich es dachte. —

Schuldig? antwortete ich: Was nennen sie so,

gnädige Frau? Was ich so nenne? schrie sie mit ausbrechender Wuth, indem sie mir den Beutel vor die Füße warf: Buhlerische, freche Creatur! und du hast noch den Muth mich zu fragen? Ich erschrack noch mehr, ich wollte antworten, aber ich hatte kaum ein Wort gesprochen, als sie mit einem Strom von Bitterkeiten und Schmähungen, den sie über mich ausschüttete, mir alle Möglichkeit der Vertheidigung benahm. Ich hätte ihren Gemahl längst gekannt, und eine sträfliche Verbindung mit ihm unterhalten, er habe sein Geld an mich verschwendet; meine Aufnahme in sein Haus sey eine listig veranstaltete Komödie, und Alles nur darauf angelegt gewesen, mich in seine Nähe zu bringen, um unser schändliches Verhältniß ungestört fortsetzen zu können. Sie wußte Alles. Mein erstes Zusammentreffen mit ihrem Manne im ** Bad, meine Rettung durch ihn, mein Brief, den ich am Tage seiner Ankunft an ihn schrieb, mein ganzes folgendes Betragen, meine jetzige Sorge für ihn, Alles, Alles wurde mir, zu einem gehässigen schändlichen Ganzen geordnet, vorgehalten, daß ich über die fürchterliche Wahrscheinlichkeit erschrack, mit der man abgerissene Anekdoten und zufällige Umstände zum Verderben eines Unglücklichen zusammen stellen konnte.



Ich war vernichtet, ich vermochte nichts zu antworten, der Schein war wider mich, und kein Zeuge für die Wahrheit meiner Behauptung als Gott und mein Gewissen. Als sie aufgehört, oder vielmehr sich müde geschmäht hatte, kündigte sie mir in den härtesten Ausdrücken an, daß ich binnen vier und zwanzig Stunden ihr Haus verlassen müsse, weil es das Wohl ihrer Kinder und ihrer Ehre nicht erlaube, die anerkannte Buhlerin ihres Mannes im Hause zu behalten. Ihre Ehre! O bey diesen Worten wendete sich mein Herz im Busen um, eine sehr bittere Antwort trat auf meine Lippen, aber ich schwieg und verließ sie.

---

Ich hatte gestern geschrieben, so lange es meine Kräfte zuließen. Ach es ist ein sehr anstrengendes Geschäft, die Geschichte seiner Leiden zu erzählen; und dennoch finde ich eine Art von Trost darin.

Wie ich in mein Zimmer kam, weiß ich nicht. Es war gegen Abend, und völlig dunkel, als ich aus meiner Betäubung geweckt wurde. Die Kammerfrau trat ein, und forderte mir die Kinder ab. Ihre Betten, ihr Nachtzeug, Alles mußte noch diesen Abend zur Gräfin hinab gebracht werden. Das war ein entsetzlicher Augenblick! Die armen Kinder begriffen nicht,

warum — sie hingen mit so herzlicher Liebe an mir — ich ließ alles geschehen. Ohne ein Wort zu sagen, ohne Thränen, ohne Klage entließ ich die Kleinen. Die Brust war mir zusammen geschnürt, ich hatte kaum Athem genug. Als sie fort waren, versank ich aufs Neue in halbe Bewußtlosigkeit. Spät kam Mühlberg, er wußte Alles, die Theilnahme des treuen Freundes berührte mein Herz wohlthätig; aber was ich zu hören hatte, linderte meinen Zustand nicht. Wehlau hatte mein Wegbleiben bemerkt, und öfters nach mir gefragt; endlich, weil ihm Niemand zu sagen wußte, wo ich geblieben war, befahl er mich zu rufen. Da entschlüpfte dem Kammerdiener ein unbedachtes Wort, er hatte Alles von der Kammerfrau erfahren. Wehlau faßte es schnell auf, er drang darauf mehr zu wissen, der Mensch war zu einfältig, um seine Unbesonnenheit wieder gut zu machen, und so hörte Wehlau den ganzen Vorgang, den Er unter allen im Schlosse zuletzt, oder gar nicht hätte erfahren sollen. Die heftige Erschütterung des Gemüthes beraubte ihn des Bewußtseyns, er verfiel in Phantasien, und endlich in eine Art von Raserey, die für sein Leben zittern machte. So war er noch, als Mühlberg ihn verlassen hatte, um mich zu sehen. Er fürchtete das Aergste, und ich konnte wohl aus seinen Reden schließen, daß er alle Hoffnung aufgegeben hatte. Ich war außer mir, mein Herz ergoß sich in Bitterkeit gegen die Urheberin all dieses Unglücks.



Ich begreife ihren Schmerz, liebe Freundin! sagte Mühlberg, aber lassen sie uns gerecht seyn. Hören sie mich an. Die Gräfin ist ein sehr gewöhnliches Weib, ja sie ist vielleicht noch unter dieser Stufe. Setzen sie sich in ihre Lage, mit diesem Gemüthe, das nichts Edles und Großes zu fassen vermag, weil die Fähigkeit dazu nicht in ihm liegt; denken sie, daß sie schon längst der Untreue überführt, von einem beleidigten Gemahl in einer Art von Verbannung gehalten, und von Allem getrennt wird, was sie Glück und Vergnügen nennt, daß sie erst vor wenigen Tagen durch eben diesen Gemahl auf schlechten Wegen ertappt, öffentlich beschämt, und zur Fabel der Welt geworden ist. Und nun erfährt diese Frau, daß der Gemahl, der sie so streng richtet, der eine, wie sie glaubt, schimärische Tugend von ihr fordert, selbst nicht schuldlos ist, daß er längst eine Andere liebt, daß diese Andere sich in ihrem Hause, an der Seite ihres Gemahls befindet, daß seine Liebe gegen sie fortwährt, daß sie es ist, die ihn in seiner Krankheit pflegt! Denken sie sich das unparteyisch, und urtheilen

sie, ob eine Person, wie die Gräfin, anders handeln konnte?

Ich verstummte. Ach er hatte nur zu Recht!

„Noch ist nicht alle Hoffnung verloren, meine Freundin! Wehlau lebt noch, er ist jung, kräftig, Gott kann ihn erhalten — und ist er nur wieder gesund, so wird auch Alles sich wieder finden, und gut gehen. Stirbt er — so habe ich auf jeden Fall sein Testament in Händen, das ihr und seiner Kinder Schicksal bestimmt." — — Und wohin soll ich mich wenden? sagte ich nach einer langen Pause. Ich habe Niemand auf der Welt. „Gehen sie indessen nach **stadt zu der guten Müller. Sie wird sie mit Freuden aufnehmen. Ich werde ihnen morgen Pferde besorgen, mein Schreiber soll sie begleiten. Gehen sie in Gottes Namen, wir sehen uns wieder — entweder froher — oder doch gefaßter als jetzt." Er drückte meine Hand und eilte fort. Ich wollte meine verworrenen Gedanken sammeln, es gelang nicht. Ich warf mich aufs Bette — meine Angst, mein Schmerz verscheuchte den Schlaf; ich stand am Morgen eben so wach, und viel erschöpfter wieder auf, als ich mich niedergelegt hatte. Das allein hatte mir die Stille der Nacht gewährt, daß ich nachdenken, und die zerstreuten Bruchstücke meines Unglücks in ein Ganzes ordnen konnte.



Ich erinnerte mich nun, daß ich den Lieutenant Holte auf dem Ball zu Rottenau gesehen hatte, daß er unter demselben Regiment diente, welches zur Erstürmung des Schlosses ** beordert worden, und daß er vielleicht selbst bey der Affaire war. Er konnte Alles wissen, die Gräfin Alles von ihm erfahren haben. Den Beutel hatte ich in jener Schreckensnacht, als die Kammerfrau ins Zimmer stürzte, in Händen gehabt, und in der Bestürzung liegen gelassen. Es war eine Arbeit der Gräfin. Jene hatte ihn erkannt, und vermuthlich, indessen ich unten war, weggenommen. So hing Alles zusammen, und ließ sich leicht erklären — ach nur zu leicht und natürlich!

Am Morgen ging ich zu Mühlberg hinüber, um mir Nachricht von Wehlau zu verschaffen. In sein Zimmer durfte ich nicht mehr. Es war strenges Verbot der Gräfin, und wie hätte ich mich nach einer so entehrenden Behandlung einer Abweisung aussetzen können! Die Nachrichten waren äußerst niederschlagend. Die Heftigkeit der Phantasien hatte gegen Morgen einer völligen Entkräftung Platz gemacht, er war zu sich gekommen, und hatte zu beichten verlangt. Man fürchtete, er werde den Abend nicht mehr erleben. Ich wußte nicht, was ich that oder sagte. Die Mühlberg sah meinen Zustand. Ich sollte einpacken, mich

zur Abreise anschicken, und ich konnte mich kaum aufrecht erhalten, vielweniger zusammenhängend denken. Sie nahm mir die Schlüssel ab, und ging statt meiner Alles zu besorgen. Auch die Kinder durfte ich nicht mehr sehen, die Gräfin ließ sie keinen Augenblick von sich. Nach einer Stunde kam die Mühlberg sehr verstört wieder. Ich heftete einen angstvollen Blick auf sie, aussprechen konnte ich nicht, was ich empfand. „Es ist angespannt, meine Theure! Ihre Sachen sind in Ordnung. Wollen sie nicht lieber gleich gehen?" Ich zitterte — und sah sie stumm an. „Es steht Ihnen ein sehr erschütternder Auftritt bevor, wenn sie länger bleiben. Man wird kommen, dem Grafen das letzte Abendmahl zu reichen." O lassen sie mich bleiben, rief ich, ich wünsche dabey zu seyn, ich kann ja nicht mehr leiden, als jetzt, das wird man mir doch erlauben. Sie setzte sich weinend neben mir nieder — ach ich hatte keine Thränen! Auf einmal sprang sie auf. Sie kommen! rief sie. Ich stand auf und wollte ihr folgen — aber meine Knie wankten, die Mühlberg mußte mich führen. Wir gingen die Treppe hinab. Wie wir in die Gallerie traten, die zur Haupttreppe, und von dort in den Saal führt, schallte uns das laute Beten, und das Klingeln der Glocken entgegen. Ich fing an zu



zittern — der Zug kam die Treppe herauf, vor uns vorüber; alle Beamte, alle Hausofficiere und Bedienten des Grafen, mit Wachslichtern in den Händen, die Meisten bleich, verstört, viele in Thränen! Wir schlossen uns an sie, und kamen in den Saal, die Mühlberg zeigte mir durchs Fenster auf den Schloßhof. Er war voll Leute, von mehrern Dörfern, die in dem Grafen einen Vater liebten, und vor seinem nahen Verlust zitterten. Alle standen in dumpfer Stille, nur einzelne Laute des Weinens drangen herauf. Die Begleitung blieb im Saale, der Geistliche, Mühlberg, die Chorknaben gingen ins Krankenzimmer — kein Laut, keine Bewegung in der ganzen Versammlung! Auf einmal tönte das Klingeln der Glocke aus Wehlau's Cabinett. Jetzt stürzte Alles auf die Kniee, alle Hände falteten sich in stummer Angst und in heißem Gebete. Mir vergingen die Sinne — ich lag auf dem Gesichte, und wurde nicht gewahr, daß bereits Alles aufgestanden war. Die Mühlberg richtete mich auf, aber ich konnte nicht stehen. Da näherten sich einige der Bessern im Hause, die mir immer gewogen gewesen waren, und die der Bannfluch der Gräfin nicht von mir gescheucht hatte; sie kamen um mich herum, sie beurlaubten sich herzlich von mir, und trugen mich hülfreich in den Wagen.

Der Schreiber und mein Dienstmädchen setzten sich zu mir, die gute Mühlberg hatte ihnen stärkende Essenzen und Arzneyen für mich mitgegeben. Ich bedurfte ihrer wohl; auf dem nicht sehr langen Wege war ich über zehnmal ohnmächtig geworden. Ich kam todtkrank hier an. Sechs Wochen vergingen, ohne daß ich meiner Besinnung vollkommen mächtig geworden war. Seit vierzehn Tagen ungefähr stehe ich auf, und schleiche umher. Die gute Müller sagte mir, daß einigmal ein Mann hergekommen sey, der sich nach mir erkundigt, ihr Geld und Stärkungen für mich gebracht habe, sie habe ihm das erste immer wieder zurück gegeben, weil ich noch versehen war. Jetzt war er schon längere Zeit ausgeblieben. Ach das ist von den guten Mühlbergschen! — Denn Er lebt nicht mehr; ich habe es während meiner Krankheit gehört. Das war zu erwarten, ich hatte ihn aufgegeben, als ich das Haus verließ.

*stadt, am Ende November.

Marie! Was habe ich Dir zu erzählen? Wozu hat die Vorsehung mich noch aufbewahrt! Ach wann wird endlich der freundliche Augenblick kommen, der mit meinem Leben diese Kette von Leiden endet!

Ich fing an, mich nach und nach wieder ans Leben zu



zu gewöhnen, das heißt, ich stand auf, kleidete mich an, verrichtete unbedeutende Geschäffte, ging wieder schlafen, und erwachte wieder, ohne Zweck, ohne Lust, ohne Aussicht. Da meldete man mir einen Fremden, der mich sprechen wollte. Mühlberg trat ein. Sein Anblick weckte plötzlich die ganze Vergangenheit in mir auf. Er sah mich befremdet an — ich merkte wohl, daß er mich im ersten Augenblick nicht erkannte, und ich freute mich dieses Beweises für meine zerstörte Gesundheit. Wir sehen uns wieder, hub ich endlich an, und reichte ihm die Hand: Sie haben mich nicht gleich gekannt, nicht wahr? Sie haben viel gelitten, mein Fräulein! erwiederte er, und ich komme nicht, um ihnen Trost, oder gute Botschaft zu bringen. Werden sie mir mein trauriges Amt verzeihen? Mich faßte ein stiller Schauer, aber was konnte ich erfahren, das trauriger gewesen wäre, als was ich schon wußte! Haben sie das Testament? antwortete ich. „Welches Testament? ich habe nichts als einen Brief von dem Grafen." — „Einen Brief! o geben sie — geben sie schnell! Er hat mir geschrieben? Aber wie war das möglich, er war ja den letzten Tag viel zu schwach?" — „Ich weiß nicht mein Fräulein, welch ein Irrthum hier herrscht. Wehlau ist ziemlich hergestellt — und sendet mich" — Er lebt? Er lebt?

rief ich, und sank ohnmächtig in Mühlbergs Arme, der erschrocken nach Hülfe rief. Man brachte mich zu mir selbst — es brauchte eine Weile, bis ich sprechen und fassen konnte, was mir Mühlberg zu sagen hatte. Langsam und vorsichtig fing er seinen Bericht an.

Den Tag, an dem ich Wiltenbach verließ, sahen Alle mit Schmerz dem Tode des Grafen entgegen; aber sey es, daß die heftige Gemüthsbewegung seine gesunkene Kraft aufregte, oder seine Jugend das Uebel überwand, er sank gegen Abend in einen wohlthätigen Schlaf, den er seit seiner Krankheit nicht genossen hatte, und erwachte heiter und merklich gestärkt. Von diesem Tage an ging seine Besserung, obwol mit langsamen Schritten, vorwärts. Die sinkende Jahreszeit, die innere Unzufriedenheit, die Mißverhältnisse in dem zwistigen Haushalte verzögerten seine Herstellung. Es kam zu Erklärungen, zu Auftritten, die seine Gesundheit aufs Neue zu zerstören drohten; endlich ward beschlossen, daß sie sich völlig trennen, die Gräfin zu ihrem Oheim zurück kehren, Wehlau aber seine Schwester, die seit einem Jahre Wittwe ist, zu sich nehmen würde, die das Hauswesen führen und die Kinder erziehen sollte. Wehlau setzte seiner



Frau einen sehr reichlichen Unterhalt aus, sah sie noch einmal, und schied in großer Bewegung von ihr.

Ich hatte mit wechselseitigen Empfindungen dieser Erzählung zugehört. Das Ende ergriff mich seltsam, und erfüllte mich mit einer Art von Bangigkeit. Ich bat Mühlberg fortzufahren. Er that es — ich sah, daß er verlegen — ängstlich war, und mir fing an zu grauen.

Ich komme nun zu dem, was sie betrift, mein Fräulein! fing er an, und hoffe sie nicht weniger billig und gefaßt zu finden.

Indem der Graf sich von der Schuldigen trennte, und so vor den Augen der Welt die ganze Last des Tadels auf sie wälzte, mußte er darauf bedacht seyn, selbst nicht die geringste Blöße zu geben; er mußte bereit seyn, jedes Opfer zu bringen, das sein zerstörtes häusliches Verhältniß, und die Meinung der Welt, die Niemand ungestraft beleidigt, ihm zur Pflicht machte — — er mußte nun entsagen — wo bereits die Stimme der Nachrede sich zu erheben, und die Augen der müßigen Neugierde — —

Enden sie nicht — fiel ich ein: Ich verstehe sie. Ich soll — ich darf ihn nicht wieder sehen. — Wir sind auf immer getrennt. Das ist der Sinn ihrer

Rede. Ich stand auf: Sagen sie dem Grafen, er wird nie von mir hören. Ich ging ans Fenster.

Liebes Fräulein! sagte Mühlberg, indem er mir nachkam, mißdeuten sie Wehlau's edelmüthigen Entschluß nicht. Glauben sie nicht, daß er ihn wenig gekostet — aber er ist es seinen Kindern, seiner Ehre, der ihrigen schuldig. Unmöglich könnte er mit ihnen in einem Hause leben, und seine Leidenschaft beherrschen; unmöglich kann er dieser Leidenschaft nachgeben, und dann die Strenge rechtfertigen, mit der er seine schuldige Frau gerichtet hat.

„Es ist genug. Bemühen sie sich nicht, mir zu erklären, was ich allzuwohl begreife. Ich kenne nun meine Pflicht. Leben sie wohl, Mühlberg! Wir sehen uns nie wieder. Ich kann für Niemand aus diesem Hause mehr auf der Welt seyn.“ Er wollte noch reden — im Gefühl meines Unglücks, meiner Bitterkeit wandte ich mich von ihm — Er ging. Ich warf mich aufs Sopha — ich konnte nicht weinen, meine Brust war krampfhaft zusammen gezogen. O der Wechsel von der höchsten Freude zum empfindlichsten Schmerz kam zu schnell! Verstoßen! Das war das einzige Wort, das unaufhörlich in meinem Innern tönte, der einzige Begriff, den ich zu fassen im Stande war. Jetzt wünschte ich mir meine Trauer



um seinen Tod zurück. Wie viel lieber hätte ich ihn todt beweint, als mich so kalt von dem Lebenden geschieden! Ich saß in diesen Gedanken verloren lange wie träumend da — endlich fühlte ich, daß ich den Brief noch unerbrochen in der Hand hatte. Ich sah ihn an — mir graute ihn zu öffnen — ich zitterte vor der Kälte, der strengen Gleichgültigkeit, die darin herrschen würde! O Marie was war das für ein Brief!

Die glühendste Leidenschaft, und zugleich die reinste Tugend sprach daraus. Er gestand mir seine Liebe unverhohlen, er sagte mir, daß mein erster Anblick sein damals so tief zerrissenes Herz wohlthätig berührt habe, daß er sich auf dem Balle des Eindrucks bald bewußt worden, den seine Erscheinung auf mich gemacht, und daß diese Beobachtung ihn noch inniger an mich gezogen habe. Ihm waren die Thränen nicht entgangen, die aus meinen Augen stürzten, meine Bewegung, mein Antheil an ihm. Aber die Stimme der Pflicht und Vernunft gebot ihm, diese werdende Neigung zu unterdrücken. So blieb es dann, bis die Gefahr, in der ich schwebte, seine Aufmerksamkeit auf mich, und seine Liebe wieder aufrief. Ein Zufall brachte ihn bey der Erstürmung des Schlosses ** wieder in meine Nähe, der Oberste, der die Affaire

commandirte, war gefallen, Wehlau übernahm den Befehl, er hörte von meiner Anwesenheit, von meiner Gefahr, und seine Liebe erwachte aufs Neue. Auf seinen Armen trug er mich aus dem brennenden Schloß, und nur die gebietende Nothwendigkeit riß ihn so schnell von meiner Seite. Diese Zusammenkunft hatte ihm gezeigt, wie theuer ich seinem Herzen war — er beschloß mit doppelter Kraft dagegen zu kämpfen, und fand mich zuletzt in seinem Hause. Nun fuhr er fort, mir die Geschichte seiner Empfindungen während unsers Zusammenlebens zu beschreiben. O welche Schilderungen! Ich las sie mit tief erregter Seele, eine süße Trunkenheit bemächtigte sich meiner — sie wich bald dem ernsten Gefühle der Pflicht. Er kündigte mir seinen Entschluß an, — er sagte nichts von dem, was er ihn kostete, aber er bat mich ihn zu vergessen — und so glücklich zu werden als ich es könnte.

Mühlberg sollte ihm Nachricht von mir geben, wenn es mir nicht gut ginge; dann sollte ich mich an ihn wenden, vor dem Rufe der Freundschaft müßte jede Rücksicht verstummen — aber wenn ich glücklich oder nur zufrieden wäre, möchte ich seiner nicht gedenken.



Eine tiefe, dunkle Schmermuth herrschte in diesen letzten Zeilen. Mein Herz war gebrochen, aller gekränkte Stolz vergessen; denn er war unglücklich und liebte mich noch. Jetzt bereuete ich es bitter, Mühlberg so hastig fortgetrieben zu haben — ich nahm meinen Muth zusammen, und schrieb an ihn. Der treue Freund verstand die Sprache meines Herzens. Er kam in den nächsten Tagen. Er erzählte mir von Wehlau — er war sein Jugendfreund, sein Vertrauter von jeher gewesen. O welche schmerzlich süße Stunden genoß ich in diesen Unterhaltungen! Ich war geliebt — ich war es wie wenige Weiber — und ich sollte entsagen! Aber er hatte mir das Beyspiel gegeben. Glänzend schritt er vor mir her auf dem Pfade der Tugend. Konnte ich weniger thun, als ihm nachfolgen? Und war nicht seine Ruhe der Preis meines Opfers? Ja ich entsagte — aber nicht mehr bitter und kalt; mit feyerlicher Rührung, mit Thränen legte ich den Eid in Mühlberg's Hände ab, und bat — für alle diese Opfer nur um den einzigen Trost — sein Bild. Es hängt sehr wohlgetroffen in dem Vorzimmer seines Schreibcabinets. Mühlberg hat mir versprochen es für mich copiren zu lassen. So erwarte ich nun wieder in dumpfer Ergebung, was das Schicksal weiter über mich beschließen wird.

**stadt, im December.

Es eröffnet sich eine Aussicht, die alle Forderungen zu erfüllen scheint, welche ich jetzt noch an das Glück zu machen habe — Versorgung und ewige Entfernung aus meinem Vaterlande: Die Oberamtmännin ist aus Hamburg gebürtig. Ein weitläuftiger Verwandter von ihr, ein Oheim ihrer Mutter, der Geschäffte an unserm Hofe hatte, ist mit seiner Frau, einer alten würdigen Matrone, gekommen, sie zu besuchen. Sie lernten mich kennen, gewannen mich lieb, und erfuhren von ihrer Nichte einen Theil meiner Geschichte. Die beyden Alten sind reich, kinderlos, kränklich; sie haben mir das Erbieten thun lassen, wenn ich mich entschließen könnte, meinem Vaterlande zu entsagen, so wollten sie mich an Kindes Statt annehmen. Was kann ich anders thun, als diesem sichtbaren Wink der Vorsehung folgen? Ich werde die gütigen Gesinnungen der edlen Littens benützen, und mit ihnen gehn. In vierzehn Tagen ist ihre Abreise festgesetzt. Unser Weg führt über **g. Dort werde ich noch einmal, zum letzten Mal auf dieser Welt, in Deine Arme sinken, und dann auf ewig mich von Allem losreißen, was mir theuer ist. Sein Portrait habe ich erhalten; es gleicht so sehr, daß ich erschrocken zurück fuhr vor dem düstern und doch so milden Ausdruck dieser Augen. Einige Worte am Rande von seiner Hand geschrieben, weihen mir das letzte — einzige Andenken eines treuen Freundes. Das ist Alles, was ich besitze auf dieser Welt!

Hamburg, im May 18 — —

Nach einer Abwesenheit von mehr als drey Jahren, die, wie ich dachte, ewig währen sollte, führt mein Schicksal mich dennoch wieder zurück. Ich soll mein Vaterland, ich soll Dich wieder sehen, ich soll die Luft wieder athmen, in der der Hauch Desjenigen schwebet, den ich nicht nennen darf, und nicht vergessen kann. Ach trotz Allem, was die Vernunft dagegen sagt, schlägt dieß Herz dennoch vor freudiger Erwartung. Und weißt Du, wohin wir reisen? Meine Briefe haben Dich längst mit der immerwährenden Kränklichkeit meiner Pflegemutter bekannt gemacht — mit Allem, was hier gerathen, versucht, und als unzulänglich verworfen worden ist. Nun sind die Aerzte auf eine Badekur mit Luftveränderung verbunden, verfallen. — In ihrer Jugend hat Madame Littens nach einer langen Krankheit das ** Bad mit Erfolg gebraucht. Wir sollen also wieder dahin — dahin, wo alle Erinnerungen meines Lebens in einem Punkte zusammenlaufen, wo mein Glück und Unglück begann!

Wie wird mir seyn, wenn ich diese Gegenden wieder sehe?

Vorher werde ich Dich noch umarmen, unser Weg geht wie damals über **g. Ich freue und fürchte mich auf diese Reise!

**bad im Juny 18 — —

Da bin ich denn wieder! Nach beynahe sechs Jahren führt mich das Geschick auf denselben Punkt zurück. Wie verändert, wie so ganz anders! Als ein junges unerfahrnes Mädchen von sechszehn Jahren mit offenen Sinnen, mit vollem fröhlichen Herzen kam ich zuerst hierher, und empfing hier in die noch neue Seele den Eindruck, der mein Loos für immer entschieden hat. Reif, mit mir und den Menschen nur zu bekannt, älter durch bittere Erfahrungen als durch die Jahre, den nie verheilenden Dorn im Herzen, sehe ich **bad wieder! Es ist auch hier Vieles anders geworden. Häuser sind entstanden, wo vorher freye Felder lagen, das stille Waldthal, das ich einst so gern besuchte, ist zur glänzenden Promenade umgeschaffen, wo die schöne Welt sich sammelt, und Frieden und stillen Genuß verscheucht. Die Natur, das Schöne ist zurück gedrängt, die Formen der Convenienz, die Spuren der steigenden Industrie, der Luxus erscheinen überall.



Doch muß ich die Nymphe der Quelle segnen; denn meine gute Madame Littens befindet sich merklich besser, und überhaupt gefällt es ihr und ihrem würdigen Gemahl so gut hier, daß ich glaube, es würde nicht viel Ueberredung bedürfen, um sie dahin zu bewegen, den Rest ihrer Tage in meinem Vaterlande zuzubringen. Das thut meiner Vaterlandsliebe wohl, obgleich ich nie Gebrauch von dieser Stimmung machen, und sie vermögen möchte, hier zu bleiben. Für mich ist es je ferner je besser!

Ich wallfahrte täglich zur bewußten Stelle im Park. Dort setze ich mich auf die Bank, wo ich vor sechs Jahren zum ersten Mal eine nie vergessene Gestalt sah. Alles wird mir wieder so lebendig, so neu! Dann geht die ganze Folge der Begebenheiten wieder an mir vorüber, und nicht selten fließen meine Thränen bey diesen Erinnerungen.

Warum mußte ich ihn kennen lernen? Warum mußte diese Erscheinung mir begegnen, wenn ich schon, ehe ich sie erblickte, auf ewig von ihr geschieden war?

Wie lange unser Aufenthalt dauern wird, kann ich Dir nicht bestimmt sagen. Die Besserung der guten Littens wird darüber entscheiden; doch glaube ich

daß vor mehreren Wochen oder Monaten nicht an die Rückreise zu denken seyn wird. Mir ist das alles gleichgültig; wenn wir nur auf dem Heimwege wieder **g berühren.

Du hast diese Gleichgültigkeit, diese Apathie, wie Du sie nanntest, an mir getadelt. Vielleicht hast Du recht; der Mensch, so lange er in der Welt unter Menschen lebt, sollte sich stets als einen Mitbürger derselben, als ein wirkendes Glied der Kette fühlen. Kann ich dafür, daß außer den kleinen Diensten, die ich meinen verehrten Pflegeältern erweisen kann, und außer der Hoffnung, Dich wieder zu sehen, nichts einen Werth für mich hat? Kann ich es ändern?

**bad im Julius.

Meine Marie! Treue Freundin und Theilnehmerin meines langen Unglücks! Was habe ich Dir zu erzählen? Und wo werde ich Ruhe und Fassung hernehmen, um Dir in gehöriger Ordnung die Begebenheiten der vorigen Tage zu berichten!

Vorgestern Nachmittag ging ich meinen gewöhnlichen Weg in den Park. Es war still und einsam im Garten, wie immer zu der Stunde, die ich mir zu meinem Spaziergange gewählt habe. Die Vergangenheit stand heut lebhafter vor meiner Seele als sonst:



es war gerade ein Tag, der mich bestimmter zurück führte, der Geburtstag meiner lieben kleinen Amalie, der einst in Wiltenbach durch ein stilles Fest häuslichen, älterlichen Glücks gefeyert wurde. Alle die kleinen Anstalten, alle Ereignisse dieses Tages erneuerten sich vor meinem Geist. So ging ich in Gedanken vertieft auf die Bank zu, die immer das Ziel meiner Spaziergänge ist, als ich auf einmal einen Fremden dort erblickte. Eine ferne Aehnlichkeit machte mich im Innersten beben. Ich näherte mich — die Aehnlichkeit wuchs immer mehr, endlich war ich ganz nahe — und stelle Dir meine Freude, meinen Schrekken vor — es war Wehlau! Großer Gott! rief ich, ohne zu bedenken, daß er mich hören mußte, und wandte mich, um zu entfliehen. Er hatte meinen Schrey gehört, er drehte sich nach mir, stand auf, rief: Sophie! und blieb wie eingewurzelt stehen. Auch ich war nicht vermögend, einen Schritt zu machen. Endlich näherte er sich mir. Er faßte meine Hand, eine heftige Bewegung hinderte ihn sogleich zu sprechen. Endlich sagte er „sie fliehen vor mir, mein Fräulein!“ „O nein! weiß Gott! nein! aber ich fürchtete“ — — Wir haben uns lange nicht gesehen. Wie ist es ihnen in den drey Jahren gegangen?

„Ziemlich gut, Herr Graf! Ich bin versorgt.“

Vermählt? rief er schnell — und ich glaubte ihn erblassen zu sehen. Nein, nein! antwortete ich hastig; Ich bin bey sehr guten Menschen — und nun beschrieb ich ihm meine ganze Lage bey Littens, die Ursache unserer Reise u. s. w. Er hörte mit lebhafter Theilnahme zu, und erkundigte sich um jede kleine Veränderung oder Eigenheit meines Schicksals.

Er hatte mich indessen wieder zu der Bank zurück geführt, wir saßen neben einander, meine Hand lag in der seinigen, aber seinen Blicken zu begegnen, wagte ich nicht.

Er sprach herzlich und wie ein alter Freund mit mir — eines andern Verhältnisses wurde nicht erwähnt. Auf einmal erblickte ich einen Flor auf seinem Hute.

„Sie trauern, Graf Wehlau?"

Ich bin Wittwer, sagte er ernst und langsam.

Ich kann Dir nicht beschreiben, wie dies Wort mich ergriff — ich konnte nicht sogleich antworten. Nur nach einer langen Pause löste mein überströmendes Gefühl sich in eine wehmüthige Betrachtung.

„Die Gräfin ist todt, in dieser Blüthe der Schönheit und Jugend!"

Er erzählte mir mit zarter Schonung den ganzen Hergang. Ihr früher Tod war die Folge ihres unre-



gelmäßigen Lebens gewesen. Ein Sturz mit dem Pferde, sie war eine wilde Reiterin, hatte ihr eine Brustkrankheit zugezogen; aber sie wäre sicher noch zu retten gewesen, wenn sie sich, nach den Vorschriften der Aerzte, zu einer stillen ordentlichen Lebensweise hätte entschließen können. Sie that es nicht, ihr Zustand verschlimmerte sich, sie litt sehr heftige Schmerzen, und eine immerwährende Kränklichkeit. Man gab die Hoffnung für ihre Erhaltung auf.

Es war mir nicht möglich, fuhr Wehlau fort, als ich die nähern Umstände wußte, sie in dieser Lage in den Händen kalter, gleichgültiger Verwandten zu lassen. Ich reiste zu ihr, und beredete sie mit mir nach Wiltenbach zu gehen. Hier lebte sie noch drey Monate — ruhiger, und deswegen zufriedener als während ihres übrigen Lebens, und starb endlich mit ihrer Familie und Gott versöhnt, in meinen und meiner Schwester Armen.

O welch ein Herz, Marie! Welches Betragen gegen eine solche Frau! Ich war tief bewegt, und meine Thränen drangen hervor. Er verstand sie nicht. Ja, sagte er, schenken sie ihrem Andenken Thränen! Sie verdient ihr Mitleid, und dann — indem er meine Hand nahm, und gegen den Himmel blickte. Es ist ein wahrer Spruch: der Tod hat eine reinigende Kraft!

Ich fragte ihn hierauf nach seinen Kindern, nach Mühlberg. Sie waren alle wohl, sie hatten meiner oft gedacht. Nur Er, der das Glück von so Vielen machte, Er war selbst nicht glücklich gewesen. Seine Gesundheit hatte sehr gelitten, besonders durch die Erschütterungen bey dem Tode seiner Frau, die alten Uebel hatten sich wieder eingestellt, seine Wunden schmerzten ihn heftig, und er war hierher gekommen, um hier noch einmal wie vor sechs Jahren Heilung zu finden.

Unter diesen Gesprächen war mehr als eine Stunde verflossen, ohne daß ich es bemerkt hatte. Endlich schlug die nahe Thurmuhr sechs. Das war die Zeit, wo meine Pflegeältern ihren Thee zu nehmen pflegten, den ich ihnen immer bereitete. Ich sprang auf, und sagte ihm, daß ich ihn verlassen müßte. Er bot mir seinen Arm, wir gingen. Am Eingang der Allee kam uns Madame Littens mit zwey Fremden, die unser Haus öfters besuchen, entgegen; sie hatte mich vermißt, und im Park abholen wollen. Ich stellte ihr den Grafen vor. Einer der Fremden fing scherzend an — Madame Littens habe gleich vermuthet, als ich nicht nach Hause gekommen, daß ich wieder auf meiner Wallfahrt wäre.

Wall-

Wallfahrt? fragte Wehlau?

Ich erröthete — und schwieg. Er sollte am letzten hören, was mich täglich in den Park zog. Aber der Fremde ließ sich nicht irre machen, er erzählte mit scherzhafter Geschäftigkeit, daß ich alle Tage regelmäßig in einer einsamen Stunde hierher käme, mich auf eine Bank am Ende der Allee setzte — und immer auf dieselbe da links unten, setzte er hinzu: und schon zweymal, mein Fräulein! sah ich Spuren von Thränen in ihren Augen, wenn sie zurück gingen.

Meine Verlegenheit war außerordentlich. Meine gute Pflegmutter, die meine Geschichte zum Theil kennt, suchte das Gespräch zu wenden — aber Wehlau hatte nur zu wohl verstanden. Sein dunkelglühender Blick traf mich von der Seite. Er drückte meine Hand fest an seine Brust — ich zitterte, und fühlte, daß mein Gesicht mit Purpur überzogen war.

Madame Littens lud den Grafen ein, sie nach Hause zu begleiten. Wir setzten unsern Weg fort; aber ich bemerkte, daß Wehlau zurück zu bleiben suchte. Keines von uns sprach — und als Jene weit genug voraus waren, um uns nicht mehr hören zu können, blieb er plötzlich stehn, wandte sich zu mir, und sagte mit innigem Tone: „Sophie! So haben

sie die alten Zeiten nicht ganz vergessen? Ich zitterte — meine Thränen brachen hervor.

„Warum haben sie mich in drey langen Jahren ohne alle Nachricht gelassen?"

Ich ehrte ihren Befehl, Herr Graf! — ich sollte todt für sie seyn.

„Und meine Angst, meine Trauer um sie haben sie nicht bedacht? Sie haben ihr Wort strenge gehalten."

Ich war versorgt. Warum sollte ich ihre Ruhe stören, die mir theurer ist, als mein Leben?

„O Sophie! rief er: du liebst mich noch?"

Konnten sie daran zweifeln? Er schlang seinen Arm um mich, ich sank verstummend an seine Brust.

„Sophie! Du kannst jetzt mein werden; willst du es auch?"

Ich will Alles, was sie glücklich machen kann!

„Mein Weib! Mutter meiner Kinder! —

Dein! auf ewig dein! rief ich. Wir hielten uns schweigend umfaßt. Es waren heilige Augenblicke, in denen alle Leiden der Vergangenheit versanken!



Wehlau erinnerte sich zuerst, daß wir nicht allein waren. Er bot mir den Arm, wir folgten den Uebrigen, die wir am Eingange des Gartens auf uns wartend fanden. Wehlau's Zustand, der ihm nicht erlaubte, schnell zu gehen, mußte unser Zurückbleiben entschuldigen. Es war auch mitunter so; aber Madame Littens sah mich forschend an, und meine Bewegung konnte ihr nicht entgehen.

Wir kamen nach Hause. Herr Littens zeigte große Freude, den Grafen kennen zu lernen, überhaupt behandelten ihn diese würdigen Menschen mit einer so freundschaftlichen Achtung, und zugleich mit so viel Herzlichkeit, daß ich wohl merken konnte, sie wußten zum Theil, was zwischen uns vorgegangen war. O welch ein schöner Abend war das, nach drey so schmerzlichen Jahren!

Gestern Morgens kam Wehlau wieder — er entdeckte meinen Pflegältern seine Gesinnungen, seine Wünsche. Ich sah wohl, daß der Gedanke, mich zu verlieren, ihnen bitter war — aber die Rücksicht auf mein Glück überwog jedes selbstische Gefühl. Knieend, wie vor eigenen geliebten Aeltern, empfing der edle Wehlau meine Hand aus den ihrigen; sie segneten uns — wir waren ihre Kinder. Nun wird

Wehlau in sie dringen, daß sie ihren halb entworfenen Plan ausführen, und sich in unserm Vaterlande ankaufen. Ich werde meine holden kleinen Engel wieder sehen, sie werden mein seyn, mein durch den heiligsten Namen, der mir das Recht gibt, mein Leben und alle meine Kräfte für ihr und ihres Vaters Glück zu opfern. Alle Leiden, alle Opfer sind vergessen — und eine himmlisch schöne Zukunft lacht mir entgegen!

---

# IV.

# Das Geheimniß

von

A. F. E. Langbein.

## 1.

„Ich möchte nur wissen," — sagte der Koch, als er eines Abends am Bediententische, wie gewöhnlich, das große Wort hatte — „ich möchte nur in aller Welt wissen, was drüben im andern Flügel des Schlosses vorgeht, und was für Leute dort wohnen."

„Ratzen und Mäuse!" fiel der alte Kammerdiener ein. „Diese haben seit dem Tode des vorigen Herrn — und das sind nun zwanzig Jahre her — jene Zimmer allein in Besitz."

„Jetzt nicht mehr!" versetzte der Koch. „Es leben und weben seit acht Tagen andere Wesen dort."

„Ach, Himmel! wohl gar Gespenster?" kreischte der Zieraffe, die Kammerjungfer.

„Nein, Menschen, natürliche Menschen! Sie essen und trinken, wie wir; das weiß ich am besten. Man hat mir zwar verboten, davon zu sprechen; aber ich hoffe, ihr werdet mich nicht verrathen, und so will ich denn sagen, was mir von der Sache bekannt ist. — Es war gerade heute vor acht Tagen, als mir das

Fräulein befahl: ich solle, außer dem gewöhnlichen Bedürfniß an Speisen, noch für sechs Personen zurichten, und täglich so fortfahren; aber das dürfe Niemand wissen, sogar der Herr nicht. — Nun, ich that, was meines Amtes war, und schwieg. Das geheime Essen war fertig; das Fräulein hieß mir, alles in einen Korb zusammen zu packen, und mich nicht weiter darum zu bekümmern. Bald darauf setzten wir uns, wie wir hier versammelt sind, zu Tische, und als ich in die Küche zurück kam, waren die Speisen verschwunden. — Des folgenden Tages paßte ich auf. Seht, da kam unser Fräulein, und lief mit dem Korbe davon, als hätte sie ihn, mit Ehren zu melden, gestohlen. Sie trippelte durch den langen dunkeln Gang in jenen Flügel hinüber. Das war mir ein Räthsel. Ich ging ein Paar Stunden nachher auf Kundschaft aus. Da fand ich zwar die Thür am Ende des Ganges verschlossen, als ich aber das Ohr anlegte, hörte ich Leben und Bewegung in den öden Gemächern; es sprachen männliche und weibliche Stimmen; doch so leise, so leise, daß ich kein Wort verstand."

„Das sind Hirngespinste!" rief der ehrwürdige Nestor, der Kammerdiener, der dem Koch, während der Erzählung, mit merklichem Unwillen den Rücken zugekehrt hatte. „Aber das ist wahr," — fuhr er



fort, und schlug mit der Hand auf den Tisch — „das bleibt ewig wahr: daß Horchen und Klatschen ein Paar häßliche Untugenden sind, die besonders einen Mann sehr übel kleiden." —

Hiermit stand er auf, und ging mit hastigen Schritten fort.

„Hätt' ich doch geschwiegen!" sagte der Koch etwas kleinlaut. „Der Alte ist, wie es scheint, von dem Geheimniß unterrichtet, und wird nicht ermangeln, hohen Orts anzuzeigen, daß ich geplaudert habe."

„Das glaub' ich nicht!" tröstete die Kammerjungfer. „So wär' er ja selbst ein Klatschmaul, und ihn träfe sein eigener Tadel. Ueberhaupt kommt das Geheimniß wohl bald ans Licht. Der morgende Geburtstag des gnädigen Herrn wird es ohne Zweifel enthüllen." —

## 2.

Fräulein Claudine hatte den Wecker in der Uhr auf die vierte Stunde gestellt, und von ihm ermuntert zog sie die Klingel. Aber die Zofe nahm sich Zeit, ehe sie finster und gähnend erschien. „Reibe dir nicht so grämlich den Schlaf aus den Augen, Lisette!" sagte das Fräulein. „Heute haben wir einen frohen Tag! Heute vor fünf und funfzig Jahren

ward mein Bruder geboren. Wahrlich, es trat da ein trefflicher Mann in die Welt! Ein braver, hochherziger Mann von altdeutschem Schrot und Korn! Die Geburtstage solcher Männer muß man mit dem heitersten Gesichte feyern: denn dieser edle Schlag von Menschen wird immer seltner auf Erden." —

So fuhr sie während des Ankleidens fort, das Lob ihres Bruders, des Herrn von Tannhof, zu preisen, und betrieb dann mit freudiger Thätigkeit die Anstalten des bisher vor ihm geheim gehaltenen Festes. Sie durcheilte das Haus, ließ fegen und räuchern, die Staatslivree anziehn, und sogar den Hunden die sammtenen, mit dem Geschlechtswappen verzierten Halsbänder anlegen. Um sechs Uhr, da Herr von Tannhof gewöhnlich aufstand, lauschte sie an der Thür seines Schlafzimmers, und er regte sich kaum, so begrüßten ihn, auf ein von ihr gegebenes Zeichen, im Schloßhofe zwey Böller, die wirklich nur bellten, nicht donnerten, als sie der Verwalter, ein vormaliger Artillerist, abbrannte. Zugleich ward ein Kirchenlied vom nahen Thurme geblasen, und das Fräulein erschien mit Glückwunsch und Angebinde. Herr von Tannhof dankte ihr mit einer herzlichen Umarmung. Indessen dauerte das Gebell im Hofe noch fort. Lachend entschuldigte Claudine die schwache Stimme



der von einem benachbarten Edelhofe entliehenen Kanönchen. „Laß das gut seyn!" sagte der Bruder. „Wollte Gott, es gäbe keine stärkern Geschütze, oder wir hätten wenigstens in unserm Vaterlande ihren Donner nie gehört!" —

Er sprach dann mit Rührung von vergangenen Zeiten, gedachte seiner verstorbenen Gattin, und seines in auswärtigen Kriegsdiensten stehenden Sohnes, den er seit zehn Jahren nicht gesehen hatte, weil sein Bruder, der bey derselben Armee General war, seinen Neffen, als einen funfzehnjährigen Knaben, zur Fahne seines Monarchen warb, und seitdem eine Kette von Kriegen den jungen Tannhof keine Muße ließ, das Vaterhaus zu besuchen.

Claudine eröffnete ihrem Bruder, daß sie zur Feyer seines Festes eine kleine Gesellschaft eingeladen habe. „Nun, wir wollen vergnügt seyn!" sprach er. „Laß aber auch unser Dorf eines frohen Tages genießen! Sorge dafür, daß die Leutchen, alt und jung, auf den Abend bewirthet werden." Claudine, die zu allen wohlthätigen Handlungen immer bereitwillig war, verließ ihn vergnügt, um die nöthigen Vorkehrungen zu treffen.

Bald darauf machte der Gerichtshalter seine Aufwartung. Er hatte sich deshalb einige Meilen weit

herbegeben, und hielt eine hochtrabende Rede, die eben so breit und so steif war als sein Bräutigamskleid, das er seit dreißig Jahren bey solchen Feyerlichkeiten anlegte. Herr von Tannhof dankte ihm für seine stattlichen Wünsche, und empfahl ihm bey dieser Gelegenheit Milde und Gelindigkeit gegen die Unterthanen: denn der Gratulant war ein eiserner Rechtsgelehrter, und mit der leidigen Sportelsucht ein wenig behaftet. Er stutzte über den Denkzettel, den er bekam, und versicherte hoch und theuer, daß er immer nur dem Rechte seinen stracken Lauf lasse. „Das kann seyn;" erwiederte sein Principal: „Aber das größte Recht ist oft das größte Unrecht, und ich will durchaus nicht, daß die heilige Justitia meine Unterthanen zu Bettlern mache."

„Gott segne und erhalte Sie für diese Gesinnung!" sagte der eintretende Pfarrer, der ebenfalls kam, um die gewöhnliche Steuer eines Glückwunsches zu entrichten, und es mit kurzen, herzlichen Worten that.

Der Gerichtshalter hätte noch gern für seine strenge Göttin eine ritterliche Lanze gebrochen; er unterließ es aber, weil er zwey Laien gegen sich hatte, und er sich das festliche Mahl, wozu er geladen war, durch Aufwallung des Blutes nicht verbittern wollte. So



trat er denn mit heuchlerischer Ergebung ab, verfügte sich in die Gerichtsstube, begegnete den vorgeladenen Parteyen mit gewöhnlicher Katzenfreundlichkeit, damit Fräulein Claudine, die sich um die Rechtspflege des Dorfs fleißig bekümmerte, solches erfahre, und dafür seinen Reisewagen, wie sie bisweilen that, mit Gastgeschenken belade.

## 3.

Gegen Mittag fand sich der Adel aus der Nachbarschaft ein, und man ging zur Tafel, wo trefflich gegessen und getrunken, aber wenig Erhebliches gesprochen ward.

Ein alter, seit zwanzig Jahren auf dem Lande vegetirender Kammerherr, dem aber noch der geringste Vorgang in seinem ehemaligen Geschäftskreise höchst wichtig war, unterhielt die Gesellschaft mit den neuesten Hofbegebenheiten. Sie betrafen zwar nur Jagden, Assembleen und so weiter; doch sie waren echt, indem er darüber mit einem Hof-Fourier in posttäglichem Briefwechsel stand, und dafür seinem Annalisten einen ansehnlichen Jahrgehalt gab.

Ein anderer, von seiner väterlichen Hufe nie weggekommener Landjunker sprach von den Ereignissen des

letztern Viehmarkts, und von den guten und bösen Launen seines Reitkleppers.

Ein Oberforstmeister — der in seinem Aeußern der Farbe des Waldes so treu war, daß sogar die zahlreichen Ringe an seinen Fingern durchaus nur aus grünen Edelsteinen bestanden — klagte über die augenscheinliche Abnahme der hohen Jagd, und bemerkte dabey mißfällig, daß die unruhigen Köpfe, die Bauern, dessen ungeachtet nicht aufhörten, ihre alten, grundlosen Beschwerden über Wildschaden zu führen.

Etwas unterhaltender, als die Gespräche dieser Herren, waren die lustigen Schnurren, die ein Oberstwachtmeister erzählte. Er war, ohne selbst zu wissen warum, den Geistlichen nicht gewogen, und gedachte daher ihrer oft, und nicht auf die löblichste Weise, in seinen Geschichten. Die Gegenwart des Pfarrers, eines ehrwürdigen Greises, hätte ihn billig bewegen sollen, sich dieser Unart wenigstens jetzt zu enthalten; doch er that sich keinen Zwang an. „Herr Pastor," sprach er unter andern, „Sie haben meinen verstorbenen Seelenhirten, den Magister Gabel, gekannt; wissen Sie aber auch die Anekdote von der besondern Höflichkeit, die er einsmals dem nun auch heimgegangenen Superintendenten, dem Doctor Siegmar, erzeigte?"

Der Pfarrer verneinte die Frage, und erinnerte sanft an den Spruch: Lasset die Todten ruhn!

„Allen Respekt!" versetzte der Major. „Doch der unschuldige Schwank, den ich jetzt erzählen will, wird ihre Ruhe nicht stören. Magister Gabel bewirthete vor ungefähr zehn Jahren, bey Gelegenheit der Kirchen- und Schulvisitation, den Superintendenten und mich. Nun weiß ich nicht, welcher Spaßvogel dem guten Magister gesagt hatte, daß der Doctor für sein Leben gern Lichter putze. Kurz, er pflanzte vor seinem Herrn Ephorus ein halbes Dutzend Kerzen auf, damit er das Vergnügen habe, sie zu schnäutzen. Das that der Doctor denn auch, und mußte es wohl thun, weil ihm, auf heimliche Veranstaltung des Pfarrers, bey diesem Geschäfte Niemand zu Hülfe kam. Nach der Abendmahlzeit ging ich mit dem Doctor, der bey mir übernachtete, die Treppe hinab. Magister Gabel stieg vor uns her: in der linken Hand zwey Lichter, und in der rechten einen porzellanenen Teller, auf welchem eine blanke Lichtputze lag. Als wir nun an der Hausthüre von ihm Abschied genommen, und er sich mit vielen Kratzfüßen zu hohem Wohlwollen empfohlen hatte, präsentirte er dem Superintendenten

die Lichtputze, und sagte mit unbeschreiblicher Freundlichkeit: „Ist's Ihro Hochwürden noch einmal gefällig?“ —

„O heilige Einfalt!“ rief der Oberforstmeister ins allgemeine Gelächter, von welchem sich selbst der greise Pfarrer nicht ausschloß.

Einige fragten, was der Superintendent ergegnet habe.

„Er sah den Magister starr an,“ — antwortete der Major — „er bat um Erklärung des seltsamen Anerbietens; und als er nun erfuhr, daß er im Ruf eines leidenschaftlichen Lichtputzers stehe, sagte er sanft: Das hat ihnen ein Schalk weis gemacht! und wir gingen lachend von dannen.“ —

Mehr dergleichen Possen erzählte das lebendige Vademecum, und die Tafelzeit verstrich um so geschwinder dabey, da Fräulein Claudine mit einer sonderbaren Unruhe, die ihr Bruder und alle Gäste bemerkten, die Folge der Speisen rasch und eilig betrieb, und kaum den Herren Zeit genug ließ, ihre Weinflaschen zu leeren.





4.

Nach der Tafel ward der Schulmeister gemeldet und vorgelassen. Er wand und krümmte sich mit der Anrede herein:

Hochwohlgeborner Herr und Gönner, ich erscheine
Bey Deinem Wiegenfest als Sprachrohr der Gemeine.

So ging der Salm, der billig ungedruckt bleibt, fünf Minuten lang fort, und schloß mit den Worten:

Auch wünscht das ganze Dorf, erhabener Patron,
Daß bald Dein edler Sproß, der tapfre Martissohn,
Mit Ehr' und Ruhm bekrönt, aus weit entfernter Zone
Heimkehr' ins Vaterhaus, und uns zur Lust hier wohne.

„Ein guter Wunsch, dem ich aus vollem Herzen beystimme!“ sprach Herr von Tannhof, und füllte die Gläser. Des Abwesenden Gesundheit ward

getrunken. Die Böller im Hofe ließen sich dabey hören. Der poetische Redner sträubte sich entsetzlich gegen das erste Glas Wein, das man ihm reichte; als aber die Bahn einmal gebrochen war, trank er so weidlich, daß einem ungenügsamen Schmarotzer, der nur noch eine einzige Flasche auf dem Tische sah, ganz bange dabey ward. Er warnte den Herrn von Tannhof, dem Schulmanne nicht so viel einzuschenken, weil es ihm vielleicht nicht bekommen möchte. „O seht den Menschenfreund!“ rief der Major. „Er trinkt das Gift lieber selbst, damit es andern nicht schade.“

Indem dieser Einfall belacht wurde, stahl sich der Schulmeister hinweg, und ein Diener vom Hause überreichte seinem Herrn ein großes Blatt, auf welchem gedruckt stand:

---



Mit gnädiger Bewilligung
wird
auf dem hiesigen herrschaftlichen Schlosse
von einer
ambulanten Schauspielergesellschaft
sogleich nach Verlesung dieses
aufgeführt:

# Die heimliche Heirath.

Ein rührendes Drama in fünf Akten.

---

Personen:

Baron Grottau.
Ferdinand, sein Sohn.
Seraphine, dessen Gattin.
Zange, ein Advokat.
Krebs, ein Wucherer.
Eleazar, ein Jude.
Greif, ein Kerkermeister.
Bedienten, Wache u. s. w.

---

„Welche sonderbare Erscheinung!" rief Herr von Tannhof. „Wo ist denn das Theater?"

„Auf jenem Flügel, im blauen Saale;" antwortete der Bediente.

Der Major las den Zettel laut ab. Männiglich staunte, daß sich eine Bande Comödianten — wie sich der unfeine Landjunker ausdrückte — in diese Gegend verirrt hatte. Herr von Tannhof sah sich nach seiner Schwester um; er wollte sie über diesen unerwarteten Vorfall befragen; sie war aber nicht zugegen. Man erklärte sich nun ihre Unruhe bey der Tafel, und ihr Drängen und Treiben, um einen zeitigen Aufstand von derselben zu bewirken. Auch der Dienerschaft entwickelte sich jetzt das Geheimniß, worüber sie sich Tages vorher die Köpfe zerbrach. „Also hab' ich für Comödianten gesotten und gebraten!" sagte der Koch. „Schade, daß ich das nicht früher wußte! Die Vagabunden hätten mit schlechteren Speisen, als ich ihnen zubereitete, fürlieb nehmen müssen."

Herr von Tannhof forderte die Gesellschaft auf, sich mit ihm in den blauen Saal zu begeben. Alle waren mit Vergnügen dazu bereit. Nur der Pfarrer nahm seinen Hut, um nach Hause zu gehen. Man fragte ihn, warum er sich entfernen wolle. Er antwortete; es vertrage sich nicht mit seinem geistlichen



Stande, daß er einem Schauspiele beywohne. Herr von Tannhof stellte ihm vor, daß er sich das in einem Privathause wohl erlauben dürfe. Er zuckte lächelnd die Achseln, und ging mit in den blauen Saal.

## 5.

Eine jämmerliche Musik, die der Schulmeister, mit einigen aus der umliegenden Gegend zu Hülfe gerufenen Amtsbrüdern aufführte, empfing die eintretenden Zuschauer. Die Hälfte des Saals durchschnitt quer über ein Vorhang, der aus seidenen Fenstergardinen zusammengesetzt war. Das Orchester mußte seine schreyenden Fiedeln lange bearbeiten, weil die Schauspieler noch nicht zum Auftreten fertig seyn mochten.

Nach endlicher Aufrollung des Vorhangs stellte die Bühne ein Zimmer vor, in welchem sich der Baron Grottau allein befand.

Herr von Tannhof entsetzte sich fast über diesen Mann: denn es war ihm, als säh' er sich doppelt. Auch die übrigen Zuschauer verwunderten sich des Anblicks. Der Theater-Baron, der Anfangs stumm, und wie in Gedanken vertieft, in einem Armsessel saß, trug nicht nur Tannhofs gewöhnliche Hauskleiduug, sondern drehte auch eine von dessen Tabaks-

dosen durch die Finger, und schnupfte daraus mit derselben Manier, die Jenem eigen war. Seine Sprache steigerte die Verwunderung aufs höchste: sie glich der Stimme des Herrn von Tannhof vollkommen. Er begann mit einem Selbstgespräche, worin er äußerte, daß er sein Gemüth von einer besondern Ahnung bewegt fühle.

Während dieses Monologs überbrachte ein Bedienter einen Brief, mit der Meldung: es habe ihn ein reitender Bote abgegeben.

„Aha! von meinem Bruder, dem General!" sagte der Baron, nachdem er die Aufschrift und das Siegel betrachtet hatte.

Er erbrach den Brief und las: „Mein theurer Bruder, ich habe das Vergnügen, Dir die angenehme Nachricht mitzutheilen, daß sich Dein wackerer Sohn zum Rittmeister aufgeschwungen und den Verdienstorden erhalten hat. Seine Tapferkeit, wodurch er sich im letzten Feldzuge ganz besonders auszeichnete, erwarb ihm diese Belohnung. Freue Dich, glücklicher Vater, über den braven Jungen, der unserer Familie so viel Ehre macht, und vergib ihm in dieser Rücksicht eine Uebereilung, die uns — beym rechten Lichte besehen — keine Schande bringt." —



Der Baron stutzte, las heimlich weiter, fuhr bestürzt zusammen, und rief aus: „Wie? was? Alle Teufel! Der Bube hat sich heimlich verheirathet? — Hat ein Mißbündniß geschlossen?" —

Er warf den Brief zornig auf den Tisch, sprang empor, ging mit heftigen Schritten auf und nieder, und eiferte gewaltig.

Nach und nach faßte er sich, griff wieder nach dem Briefe, und las laut:

„Dein Sohn machte vor einiger Zeit die Bekanntschaft eines edlen Mädchens, das den Namen Seraphine mit der That führt: denn es ist ein wahrer Engel, aber — eine bürgerliche Waise, deren Vater, ein ehrlicher Landpfarrer, in der bittersten Armuth starb. Ferdinand entdeckte mir, daß er sie unaussprechlich liebe, und ihr ewige Treue geschworen habe. Ich zürnte darüber. Dein Vater, sprach ich, ist ein vernünftiger Biedermann, wie es wenige gibt; aber er hält den Stammbaum unsers alten Geschlechts in so hohen Ehren, daß er keinen bürgerlichen Zweig daran duldet. — Ferdinand erwiederte: Seraphinens Schönheit und Tugend würden einen Thron zieren. — Das kann seyn; versetzte ich: und es wäre dennoch eine Mißverbindung, die dein Vater nimmer genehmigen würde. — Durch diese Prophezeihung ge-

schreckt, aber dessen ungeachtet beharrlich entschlossen, Seraphinen nicht aufzugeben, wählte Ferdinand den Ausweg einer heimlichen Heirath, die hier bey uns keinen bedeutenden Schwierigkeiten unterworfen ist. Mit einer Hand voll Gold überwand er alle Hindernisse, und ich erfuhr die stille Trauung nicht eher, bis sie mir der junge Ehemann selbst bekannt machte. Da vertraten denn freylich Anfangs unfreundliche Worte die Stelle der Glückwünsche; doch was war bey der nun einmal geschehenen Sache zu thun? Ich ließ mir, als sich mein Zorn etwas gelegt hatte, die Neuvermählte vorstellen, sie gewann meine volle Achtung, und ich mußte mir selbst bekennen, daß sie werth sey, mit Verehrung und Liebe in unsere Familie aufgenommen zu werden. — So steht die Sache, lieber Bruder, und sie wird nicht anders, wenn Du auch darüber aus der Haut fahren wolltest. Doch Du bist ja kein Don Ranudo de Colibrados, dem sein Stammbaum das höchste Gut ist, und der ihn, bey leerem Magen und in Lumpen gehüllt, mit Entzücken betrachtet. Du wirst, als ein verständiger Mann, Deinem Sohne verzeihen. Er bittet darum fußfällig — er kommt — er ist schon da!" —

Und indem der Baron diese Worte las, stürzte Ferdinand, ein schöner, mit einer prächtigen Husaren-Uniform bekleideter Jüngling, ins Zimmer, fiel ihm zu Fuß, und sagte mit einer sehr angenehmen Stimme einige rührende Worte, die seiner Lage gemäß waren.



Der Baron donnerte Verwünschungen auf ihn nieder, und erklärte mit den härtesten Ausdrücken, daß die heimlich geschlossene Ehe wieder getrennt werden müsse.

„Lieber trenn' ich mich vom Leben!" sagte der Sohn; und nachdem er den Werth seiner Gattin mit feyerlicher Beredsamkeit geschildert hatte, bat er seinen Vater um die einzige Huld, sie ihm vorstellen zu dürfen, weil er dann gewiß hoffe, daß Seraphinens himmlische Anmuth den Sieg über ungünstige Vorurtheile gewinnen werde.

„Ich mag die Sirene nicht sehn!" schnaubte der Vater; doch Ferdinand eilte fort, und kam nach einigen Augenblicken mit einer jungen Dame zurück, deren seltene Schönheit die gesammten Zuschauer mit Bewunderung erfüllte.

Aber auf den ahnenstolzen Baron machte sie keinen so glücklichen Eindruck. Er zürnte im Gegentheil, da er sich die unwillkommene Schwiegertochter nicht so nahe

gedacht hatte, noch mehr als zuvor, und setzte gegen sie alle schuldige Höflichkeit aus den Augen. „Hinweg mit ihr!“ schrie er, wie rasend. Seraphine rang die Hände, brach in Thränen aus, und wollte sich entfernen. Doch Ferdinand ließ sie nicht aus seinen Armen, und machte mit beweglichen Worten einen neuen Versuch, das steinerne Vaterherz zu erweichen. Der Alte würdigte ihn keiner Antwort, sondern läutete heftig mit seiner Tischglocke, und befahl dem herbey eilenden Bedienten, das ganze Hausgesinde zusammen zu rufen. „Wozu dieser Befehl?“ fragte Ferdinand. Der Vater blieb stumm, bis sich das Zimmer mit Domestiken anfüllte. „Ergreift dieses Weib, und führt sie vor's Thor hinaus!“ rief er jetzt mit schäumender Wuth. Ein naseweiser Lakey wollte Hand anlegen; aber Ferdinand riß seinen Säbel aus der Scheide, und mit Schrecken entfloh die sämmtliche Dienerschaft. Hierauf wandte er sich zu seinem Vater und sagte: „Wer mein Weib verstößt, der verstößt auch mich. Leben sie wohl!“ Mit diesen Worten verließ er, vom Fluch des Vaters verfolgt, mit Seraphinen das Zimmer.

So schloß sich der erste Akt, und der Vorhang fiel.



## 6.

Herr von Tannhof hatte diesen Augenblick mit Sehnsucht erwartet, um mit seiner Schwester über den ihm so wunderähnlichen Schauspieler zu sprechen; allein er blickte vergebens nach ihr umher. Indessen trat der Baron Grottau hinter den Gardinen hervor, und nahte sich ihm mit einer tiefen Verbeugung. Er machte ihm ein höfliches Gegencompliment, und da kam es ihm sehr befremdlich vor, daß der Baron darüber laut auflachte. Er besah sich den dreisten Mann näher, und es war — Claudine.

„O du Gauklerin!“ rief er aus. „Was hast du mich und uns alle geäfft! — Wie kamst du auf den Einfall, unter die Comödianten zu gehn?“

„Es war ein Nothschritt;“ antwortete sie. „Der Director der Gesellschaft wollte den Baron Grottau spielen; er ward aber diesen Morgen krank, und es war kein anderer Schauspieler vorhanden, der an seine Stelle treten konnte. Ich übernahm daher geschwind die verlassene Rolle; sonst wäre die ganze Vorstellung rückgängig geworden.“

Ausdrücke des Erstaunens und Schmeicheleyen über ihr vortreffliches Spiel erschallten von allen Seiten.

„Nein!“ sagte Herr von Tannhof; „ich hätte in meinem Leben nicht geglaubt, daß du eine Tyrannenrolle spielen könntest! — Was wird denn am Ende aus den jungen Leuten?“

„Ich sage mich von meinem Sohne ganz los;“ erwiederte sie. „Er und sein schönes Weibchen versinken in Armuth und Elend. Sieh nur den Comödienzettel an! Da findest du ein Paar widrige Personen, die nichts Gutes weißagen. Wehe dem, der in ihre Hände fällt!“

„Und alle diese herzangreifenden Scenen sollen wir mit ansehn?“ sagte der Bruder. „Ich gestehe frey, daß mir ein solches Schauspiel kein Vergnügen macht. Ferdinand und Seraphine sind ein recht liebenswürdiges Paar. Es ist Jammer und Schade, daß so feine Leute das Handwerk herum ziehender Comödianten treiben. Ich weiß, daß ihr trauriges Schicksal, das uns hier auf der Bühne vorgestellt wird, nur Dichtung ist, und dennoch dringt mir's durch Mark und Bein.“ —

„Herr Bruder! Herr Bruder!“ sprach Claudine. „Ich wette, wenn dein Sohn eine ähnliche Uebereilung beginge, du würdest nicht gelinder mit ihm verfahren.“

„O! wie kannst du das glauben?“ rief er aus.



## 7.

Plötzlich trat Ferdinand, als hätte er auf dieses Wort gewartet, hinter der Bühne hervor, ging mit ausgebreiteten Armen und Thränen in den Augen, auf den Herrn von Tannhof zu, und seufzte mit einem rührenden, von Wehmuth fast erstickten Tone: „Mein Vater!“ —

„Soll denn das Schauspiel hier fortgesetzt werden?“ fragte Herr von Tannhof seine Schwester.

Sie bejahte mit Kopfnicken.

„Nun, so irren sie sich in der Person;“ sprach er zu Ferdinand. „Dort steht ihr Vater!“

„Nein, er ist bey dem rechten Manne!“ — rief Claudine. Kennst du deinen Ferdinand nicht mehr?“ —

Erschüttert blickte Herr von Tannhof den Jüngling an, und erkannte nun den geliebten Sohn, den ihm ein Zeitraum von zehn Jahren und ein kriegerischer Bart fremd gemacht hatten. Er schloß ihn, mit einem lebhaften Ausruf der Freude, in seine Arme.

Die umstehende Gesellschaft nahm an dieser Scene fröhlichen Antheil, und begrüßte den jungen Helden.

Herr von Tannhof fragte: warum er nicht gerades Weges zu ihm gekommen sey, sondern sich ihm erst auf der Bühne gezeigt habe.

Statt der Antwort überreichte Ferdinand von seinem Oheim einen Brief, den der Vater sogleich erbrach.

„Bemühe dich nicht ihn zu lesen!“ sagte Claudine. „Er ist mit dem Briefe, den ich auf dem Theater vorlas, völlig gleichlautend.“

„Wie? — ist's möglich?“ — sprach ihr Bruder mit leiser, gebrochener Stimme, indem ihm das Blut ins Gesicht stieg, und er den Brief langsam in die Tasche steckte.

Der unbescheidene Theil der Gesellschaft machte große Augen, und drängte sich näher hinzu; aber der feinere Kammerherr trat zurück, winkte den Neugierigen mit Kopf und Händen, und ruhte nicht eher, bis sie ihm aus dem Saale hinweg in ein anderes Zimmer folgten.

## 8.

„Euer Schauspiel sollte die Falle heißen;“ sprach Herr von Tannhof, als die Familie allein war. „Ihr habt mich schlau gefangen!“



„Verzeih!“ sagte Claudine. „Unser Bruder, der General, gab mir diese Kriegslist unter den Fuß. Er schickte mir das junge Paar bey Nacht und Nebel zu, sandte mir zugleich eine Abschrift seines Briefes, und den Plan zum ersten Akte des heutigen Festspiels, dessen weitere Ausführung Dir überlassen bleibt.“ —

„Du hast gut reden!“ versetzte er, und rieb sich die Furchen der gekränkten Ahnenliebe von der Stirn. — „Du kennst mich, und weißt die Entwickelung voraus! — Aber du, mein Sohn, du hättest mir mehr Vertrauen beweisen sollen! Doch es sey dir vergeben, und nun geh, und rufe deine Frau!“ —

Ferdinand flog hinter den Vorhang, und führte Seraphinen hervor. „Willkommen, liebe Tochter!“ rief ihr Herr von Tannhof entgegen, und überhob sie aller Verlegenheit durch eine freundliche Umarmung.

Das war Claudinens Triumph: denn nicht der General, sondern sie, hatte für ihren Bruder, dessen Abneigung gegen Mißheirathen ihr bekannt

war, das dramatische Netz gestrickt, und darüber seit mehrern Monaten einen geheimen Briefwechsel geführt. Ferdinands Dankbarkeit brachte daher bey der Abendtafel die Gesundheit aus: „Die guten und klugen Tanten sollen leben!“



# V.

# Hylas

von

Buri.

(Nach *Val. Flacc.* Argon. L. III. und IV.)

Mysia's Gebirge dehnen
Ihre Schatten auf die blaue Flut,
Wo, bemannt mit Heldensöhnen,
Argo vor dem Anker ruht.
Jason, laut frohlockend, grüßte
Des berühmten Landes Küste,
Und Aleid, der ungeduld'ge, sprang
Jagdbegierig auf des Ufers Hang.

Hylas, sein Begleiter, trägt,
Während des Gewalt'gen Keule
Tann' und Esche niederschlägt,
Ihm den Bogen und die scharfen Pfeile.
Liebevoll sich an ihn schmiegend,
Sanft des Halbgotts Ungeduld besiegend,
Hält der süße Jüngling oft im Lauf
Den unbänd'gen Heros auf.

Aber Juno (schwur sie nicht im Herzen
Ew'gen Todhaß dem Tirynthier?)
Sinnt auf neue ungeheure Schmerzen,
Selbst für seine Eisenbrust zu schwer:
„Ziemt mir Götterkönigin Ermüden
Ob des barschen Amphitryoniden
Widerstand? Wie trotzet er
Auf den Beistand seines Jupiter!

Rüstet' ich Nemäa nicht vergebens
Mit des furchtbarn Ungethümes Graus,
Lerna mit der Hyder Gifthauch aus?
Schäme, Juno, dich des nicht'gen Strebens,
Und des Wagstücks, das du unternommen!
Weit ist's, traun! mit deiner Macht gekommen!
Nimmer des Verfolgens bist du satt,
Aber überwältigt, müd' und matt.

Auf! zur That! Da aus der Argo Planken
Jagdlust ihn und seinen Liebling trug,
Trefft ihn, meine räch'rische Gedanken,
Mit des Unheils grausenvollstem Fluch!"
Sprach's, und senkte von Olympus Zinnen
Ihren Blick auf Mysia.



Wimmeln sah sie dort der Cynthia
Leichtgeschürzte Dienerinnen.

Plötzlich steht sie mitten unter ihnen,
Eine Oread' in leichter Jägertracht.
Keine Würd' und Majestät der Mienen
Deuten höheren Beruf, als Jagd.
Tellus zwar läßt unter ihren Füßen
Blumen aus dem Wiesenteppich sprießen,
Prangend mit der Iris zartem Licht:
Doch die Fröhlichen gewahren's nicht.

Aber jetzo bringt dem Nymphenbunde
Athemlos ein Faun die Kunde:
„Flieht, schöne Kinder, flieht!
Durch die Wälder jagt Alcid."
Juno faßt die Hand der zitternden Najade
Dryope, heißt sorgenlos sie seyn,
Und geleitet sie auf sicherm Pfade
Kosend hin zu ihrer Quell' im Hain:

„Lern den glücklichsten von deinen Tagen,
Jungfrau, würdig feiern! Wiß:
Dein Vermählungstag ist dieß.

Dir, die manchen Freier ausgeschlagen,
Hat den Bräut'gam hold und schön
Argo heut an diesen Strand getragen.
Hylas, den du hier wirst jagen sehn,
Wird vor allen Nymphen dich erhöhn.

Einst sahst du des Morgenlands Besieger
Evan, wie er das Gespann der Tiger
Lächelnd mit dem Rosenzügel zwang,
Und holdselig seinen Thyrsus schwang.
Wähnen magst du, daß der Gott den Zug erneure,
Und mit dir die Hymenäen feire.
Denn so schön wie er, wie Phöbus liebenswerth,
Ist, den heut Cythere dir beschert.

Griechenlands Najaden, wenn sie hören:
Hylas ist mit Dryope vermählt!
Füllen ihre Urnen an mit Zähren,
Weil ihr Herz den liebsten Wunsch verfehlt."
Juno sprach es. Aus dem Dickicht scheuchte
Einen Hirsch die List'ge auf,
Der sich in gemeßnem Lauf
Dem begier'gen Jüngling nahe zeigte.



Gar nicht schien das Wild zu eilen,
Schien ermüdet gerne zu verweilen.
„Leichtlich holt es ein mein Fuß!"
Jubelt Hylas, fliegt der Beute nach.
Beifall ruft Tirynthius,
Und in wenigen Sekunden
Sind sie beide seinem Aug' entschwunden.
Doch jetzt hemmt den Lauf ein breiter Bach.

„Muß das Thier hier nicht zurücke?"
Weit gefehlt! Im Augenblicke
Setzt ein Sprung es über. Wundernd stand
Unser Jüngling an dem Rand,
Gab des Fanges süße Hoffnung auf.
Keuchend, schweißdurchnäßt die müden Glieder,
Sinkt er, auszuruhn vom strengen Lauf,
Auf des Ufers Räsen nieder.

Wie sich Luna aus azurner Höh'
Spiegelt in dem Silbersee,
Oder Phöbus Flammenscheibe
Wiederstrahlt aus leisbewegter Flut:
Malt das Bild von Hylas schönem Leibe
Im Gewässer sich mit sanfter Rosenglut.

Sachte aus des Ufers Rohr
Hebt sich lächelnd Dryope hervor.

Unter heißen Küssen ihn umschlingend,
Mit dem spröden Jüngling mächtig ringend,
Zieht sie ihn mit sich hinab
In das laue Wellengrab.
Nur vergeblich schreyt er laut um Hülfe,
Ruft des großen Freundes Namen laut.
Ueber ihm und der verhaßten Braut
Rauschen schon bedeckend Wog' und Schilfe.

Herkules indessen war
Zu der Argonauten Schaar
Nach vollendter Jagd zurückgekehret.
Hylas, wähnt' er, sey schon dort, und habe
Durch des feisten Hirsches Küchengabe
Der Gerichte Zahl vermehret.
Hylas, ach! war weder dort zu sehn,
Noch im Land durch Umblick zu erspähn.

Tausend Bilder schwarzer Möglichkeiten,
Was dem theuren Knaben zugestoßen sey,
Wer den Liebling aufgefangen, gleiten



Vor des Helden Phantasie vorbey.
Nur in seiner Kraft liegt Hoffen.
Gleich dem mauritan'schen Leu,
Den des Mohren schneller Pfeil getroffen,
Stürmt er fort mit wüthendem Geschrey.

Unter seinen Schritten bebt die Erde;
Berg und Thal, die den Erzürnten schaun,
Ueberfällt ein banges Graun,
Was des Halbgotts Wuth beginnen werde.
Nacht war's. Mit gespanntem Bogen
Kommt er vom Gebirg' herabgeflogen,
Weh dem Unglücksmann, der etwa ihm
Aufstößt in dem wilden Grimm!

Durch die Wälder, wie ein Herbst-Orkan,
Bricht er stürmend eine Bahn.
Von geborstnen Wipfeln fliegen Splitter,
Wie geschleudert vom Gewitter.
Keine Felsen sind und keine Bucht,
Keiner Haine dunkle Schatten,
Keines Flusses Ufermatten,
Wo er nicht den theuren Liebling sucht.

„Hylas!“ ruft er durch die Oede,
„Hylas!“ schreyt er durch den Wald,
„Hylas!“ ist die ein'ge Rede,
Die das Nachtgefild durchschallt.
Antwort geben ihm nur Felsen,
Die vom Scheitel Ströme wälzen.
„Hylas! Hylas!“ überall
Ruft der treue Wiederhall. —

Seines Sohnes Schmerz gelassen sehen
Konnte Zeus nicht länger von den Höhen
Des Olympus. Eben stand
An des unglückse'gen Baches Rand
Herkules. Und durch die Aetherluft
Rieselt Schlummerthau in Tropfen nieder,
Der, durchwürzt mit Nektarduft,
Feuchtet seine Augenlieder.

Zwar es kämpft der Starke dem Betäuben
Seine Sinnen zu entziehn;
Schläfrig endlich, trotz dem Sträuben,
Sinkt er auf die Matten hin.



Sieh! da steigt der süße Knabe,
Welchen Lotosblüth' umkränzt
Und ein Perlenschmuck umglänzt,
Aus dem kühlen Wellengrabe.

Einem schönen Götterjüngling gleichend,
Ueber den Entschlummerten sich neigend,
Spricht der Schatten liebevoll zu ihm:
„Nicht verdirb die Zeit, Tirynthius,
Mit vergebnen Suchens Ungestüm!
Wiß: es hat des Schicksals Schluß
Mir zur Wohnung dieses Haus gegeben.
Dryope betrog mich um das Leben,

Zog, auf der Saturnia Geheiß
Mich hinab in ihr krisallnes Schloß.
Aber schon vernahm der Juno Bitte Zeus,
Nimmt mich auf in seinen Götterkreis,
Und ich werde der Unsterblichkeit Genoß.
Lebe, mein gedenk, du Göttersproß!
Ach! in jenen unvergeßnen Tagen
War mein Stolz, mein Glück, die Waffen dir zu tragen.

Auf! zu Thaten! Trotze dem Geschick,
Weiche, Vater, nie des Unglücks Wettern!
Deiner harret Himmelsglück,
Sterne tragen dich zu sel'gen Göttern.
Laß mein Bild — das heisse, letzte Flehn! —
Nie aus deiner Brust verwehn!
Brünst'ge Liebe, himmlisches Entzücken
Glänzten, da er sprach, aus seinen Blicken.

Und die Wonne seines Lebens
Feurig zu umarmen, müht
Sich der schlummernde Alcid vergebens.
Die Erscheinung, ha! sie flieht,
Flieht auf ewig. Keine Thränen
Mögen sie zurück ersehnen.
Herkules erwacht, die Wange feucht,
Seufzt gerührt: „Ach Hylas!" und entweicht.

---

# VI.

# Jungfer Pathe

von

## Filibert.

Du hast Recht, lieber Lengenfeld, unsre Klagen über das Schicksal mögen, wenigstens der augenblicklichen Ansicht nach, gerecht, und dazu höchst energisch und beredt ausgedrückt seyn; sie bleiben immer unwürdige Zeichen eines unmännlichen, ganz aus seiner Fassung gerückten Gemüths. Aber doch ein menschliches, wie jede Thräne der Freude, oder des Schmerzes — folglich ein natürliches Hülfsmittel der mit dem Sturm in sich selbst beschäftigten Seele — und wie hätte ich dieses Mittels entbehren können, als ich nach vergeblicher, mit ungerechter Schande vergoltner Anstrengung, am Leibe, und viel tiefer am Herzen verwundet, mich endlich wiederfand, wo Familienfreude und ländliche Ruhe mich so oft in freundlicher Ahndung umfangen hatten, und jetzt auf jedem Gesicht die Furcht einer entsetzlichen Zukunft schwebte! —

So vergiß, was drängender Schmerz mich in meinen ersten Briefen aussprechen ließ, und freue dich, daß Dein Freund seine Philosophie wieder gefunden

hat. Danke aber auch den Göttern, die es ihm durch ein kleines Abenteuer erleichterten, dessen Beschreibung Dir wahrscheinlich mehr Vergnügen, als jene Jeremiaden — fast hätt' ich geschrieben, Jeniaden gewähren wird.

Den Anfang mach' ich mit Konfessionen — sorge drum nicht wegen des Endes; es geht selten etwas gut, was nicht im Anfange manchmal schlecht geht. — Ich hatte hier in meinem Koffer noch eine völlig neue Uniform zurückgelassen, aber ihrer in der Unruhe meiner Seele mich nicht erinnert, weil ich ihrer nicht bedurfte. Etwa vierzehn Tage nach meiner Ankunft wollte ich Müllers Plane vom siebenjährigen Kriege heraus nehmen, um mich an dem Andenken der alten Preussischen Thaten wehmüthig zu laben. Wie wurde mir, als ich, nach zurückgeschlagenem Tuch, plötzlich die schimmernden Insignien meines Heldenberufs gewahr ward, die wie eine Leiche im Koffer hingestreckt lagen! Unwillkührlich, nachdem einige herbe Gefühle schnell wie Nadelstiche durch meine Brust gedrungen waren, rief ich mir die alte Zeit zurück, jene glückliche alte Zeit, wo wir, nach dem Urtheil der Welt, und unsern eignen Gefühlen, die erste, glänzendste Armee in Europa, mit frohem Selbstvertrauen im Spiele ausführten, was wir, ohne die mindeste Furcht,



jeden Augenblick im Ernst auszuführen bereit gewesen wären — schon saß ich zu Pferde, vor mir, neben mir, hinter mir, ein Gewühl froher kampfbegieriger Krieger — Straßen und Fenster mit Zuschauern besetzt — mit einem Sprunge war ich vor dem brandenburger Thor, ohne die fehlende Victoria zu bemerken — welches Leben, welcher Eifer, welches Getümmel, welcher Aufwand von Kraft, und doch, welche begeisternde Zuversicht und Fröhlichkeit dabey! — Und das nie wieder! — —

Daß ich weinte, wie ein Kind — nun, Lengenfeld, weint nicht jeder Sohn, dem die Thränendrüse nicht skrophulös geworden ist, bey der Leiche seines Vaters, und ich sollte nicht über der Leiche meines Vaterlandes weinen? Und war nicht dieser so schnell unbrauchbar und verächtlich gewordene Rock ihr Symbol? So schäme ich mich dieser Thränen nicht, selbst des Anfalls von Mondsucht am Tage nicht, der mich anwandelte, und dem ich die interessante Begebenheit verdanke, von der die Rede ist, oder doch seyn soll.

Als ich nämlich alles, was zur kriegerischen Gala gehörte, so vollständig und zierlich daliegen sah, überfiel mich eine unbeschreibliche Sehnsucht, das alles wenigstens einmal in meinem Leben noch zu tragen — ich nahm ein Stück nach dem andern heraus, und

musterte es mit den Augen, nicht ohne herabfallende Thränen, wie der Marquis in Yoriks Reisen seinen wiederempfangenen Degen, — alles schien untadelhaft — „anprobiren möcht' ich's doch," — sagte ich halb laut — „Anton! —" rufte ich mechanisch —

„Was befehlen Sie Herr Lieutenant? —"

Diese Anrede, so gewöhnlich sie war, wirkte mit magischer Kraft, die flüchtigen Wünsche meiner Seele zu fixiren, und in zehn Minuten war ich angezogen, als wenn ich bey dem alten Möllendorf zu Mittag essen sollte.

Anton ging wieder, — als er fort war, setzte ich den Hut auf, und spazierte mit großen Schritten im Zimmer herum; — es klang mir in die Ohren, wie in einer großen Gesellschaft zuweilen das summende Gespräch, wenn man nur mit halber Seele zugegen ist; — bald ging mir's, wie weiland Nikolai, eine Menge Bekannter und Unbekannter, Männer und Frauen, aber meistens doch Bekannter und Militairs tummelten sich mit mir in dem Zimmer herum, das sich zum weiten Saale ausdehnte; — sie redeten mich an, ich antwortete, — das Gespräch wurde lebhaft, denn es betraf die Tapferkeit der Preussen, — ich verfocht sie mit Hitze gegen einen fremden Offizier, — endlich wurde die Wallung meines Bluts so stark, daß ich's



nicht länger aushalten konnte — und, ohne deutlich mir selbst bewußten Vorsatz, ging ich ganz leise hinab, durch den Garten, auf den Damm, der durch den nahen Buchenwald führt.

---

Eine Viertelstunde mochte ich, unter mancherley wunderlichen Betrachtungen, vorwärts gegangen seyn, als ich, bey einer Wendung des Weges, plötzlich in einer Entfernung von höchstens dreißig Schritt, ein junges Frauenzimmer ansichtig wurde. Meine Gedanken waren mit Märschen, Manövers und blutig wilden Schlachten so beschäftigt, daß ich über diesen Anblick erstaunte, wie über eine feindliche Armee, und fast, glaub' ich, um einen halben Schritt zurückprallte. Ein gleiches geschah, wie ich bemerkte, von der jungen Dame; wir standen beyde vielleicht eine Minute, und hätte sie nicht Miene gemacht zu entfliehn, so weiß Gott, wenn ich aus meiner Träumerey völlig erwacht wäre.

Mit ihrer Flucht mocht' es so ernstlich, vielleicht noch ernstlicher gemeint seyn, als weiland bey Miß Daphne, die mit ihrem fatalen Wunsche schwerlich mehr sagen wollte, als eine Dame von Welt, wenn sie uns zur — Bescheidenheit ermahnt; aber sie war

so erschrocken, daß ich sie, bloß im Schritt, wie sich von selbst versteht, eingeholt hatte, eh' sie noch um zehn zurück war. Sie hatte so viel Besonnenheit, sich gegen mich zu wenden, als sie meine Annäherung merkte — und wahrhaftig, fast hätte sie mich versteinert, nicht weil sie einer Meduse, sondern weil sie einer Grazie so ähnlich sah, wie eine Zwillingsschwester. Ist wohl unsre Seele mehr als ein Instrument, das sich selbst zuhorcht, wenn das Schicksal darauf bald Furioso's, bald Amoroso's spielt? Ich frage so, weil es mir jetzt klar ist, daß mich der Anblick dieser reisenden Jungfrau nur darum so entzückte, und magisch verstrickte, weil ich gerade von einem martialisch-poetischen Enthusiasmus durch und durch erschüttert war.

Ein Offizier von der Berliner Garnison wird bey aller Bezauberung einer Dame noch etwas zu sagen wissen; zumal einer solchen, deren ganze Ansprüche bloß in ihrer Figur lagen — sie trug ein Bündel, dessen Inhalt nicht bedeutend schien, einen Anzug von gewöhnlichem Cattun und einen einfachen Strohhut — auch hatte sie so wenig von der künstlichen Wichtigkeit einer vornehmen Dame, als von ihrer einladenden Herablassung, die jene wieder aufhebt — kurz, — denn ich werde verzweifelt lang, — ich redete sie an, und erfuhr, daß sie nach T. wollte, denn



sie fragte mit zitternder Stimme, und schlechtverhehlter Angst, ob das der Weg nach T. wäre?

Nun mußt Du wissen, T. ist noch sechs Meilen von dem Gut, wo ich jetzt wohne, und in dieser Entfernung pflegt jeder Weg der richtige zu seyn; — dieser gewiß, wenn jemand durch meinen Garten in mein Haus, von da in mein Dorf, und dann weiter nach T. gehn will — der Nase nach, wie die Wanderratten. —

„Der rechte? — erwiederte ich — unstreitig, wenn Sie mich zum Führer annehmen wollen, aber der gewöhnliche nicht. — Wie sind Sie denn hieher gekommen? — "

Die kleine Charis sah mich einige Sekunden zweifelnd an — vorzüglich betrachtete sie meine Uniform so scheu, wie ein Kind von zwey Jahren die schwarze Haut eines Essenkehrers; — „ich habe mich verirrt, —" sagte sie endlich, erröthend, und mit einem Seufzer. —

„Darf ich fragen, wo Sie herkommen? —"

„Von M. — erwiederte sie halblaut. —

Abermals zu bemerken, daß von M. eine gerade breite Landstraße nach T. geht, und daß sich jemand auf dem Dir wohlbekannten Fußsteg unmöglich verirren kann, wenn er nicht verliebt, oder halb von Sin-

Verbindlichkeit — sie warf einen Blick auf mich, als wollte sie mir die Seele aus dem Leibe schälen, dann seufzend einen auf die Erde, und sagte leise „— wenn Sie's erlauben. —"

---

Du kennst den Fußsteg, den meines Großvaters Sparsamkeit so schmal angelegt hat, daß nach damaliger Tracht eine Dame kaum allein durch konnte, ohne von den nahestehenden Buchen und Erlen an beyderseitigen Poschen manchen unhöflichen Choc zu erhalten, wollte sie nicht den ganzen Weg traversiren; — jetzt ist alles winzig in der Welt geworden, und ein Paar, was die Jahre breiter Schultern noch nicht erreicht hat, und sich im Fall der Noth drückt, kann sich bey einiger Gewandtheit wohl durchwinden. —

Folglich gingen wir beysammen, ihren Arm in den meinigen gehängt, und passirten jedes Thermopylä des Poetenganges mit Heldenmuth — doch schien mir's, als würde meine Donna röther durch solche Dramasale, — das Gespräch wollte sich nicht recht finden; denn geradezu fragen wollte ich nicht, und die Antworten meiner Dame waren sehr einsylbig — also langten wir im Garten, und endlich im Hause an,



nen ist, — das fiel mir auf, — ich schöpfte, trotz der Agnesmiene meiner schönen Gefangnen, — denn das war sie doch auf meinem Gebiet, so lange keine force armée bey mir kommandirte — einigen Verdacht, und fragte sie geradezu, wie es denn mit ihrer Verirrung zugegangen wäre. —

„Es kam ein Trupp Bayern auf der Straße — sagte sie hocherglühend vor Scham — und weil ich mich fürchtete, ging ich diesen Fußsteg —"

Was konnte ich dem verlegnen Mädchen nicht alles Verbindliches und Witziges sagen! Aber der Fluß meiner Rede stockte, als wäre er zu Eis gefroren; denn ich bedachte mit Schrecken, daß diese gefürchteten Gäste wahrscheinlich mich auch besuchen, vielleicht in diesem Augenblick schon in meinem Hause seyn würden; und welchen Unannehmlichkeiten setzte ich mich aus, wenn ich ihnen so in Paradeuniform in die Hände lief!

„Waren ihrer viel?" fragte ich. —

„Ich weiß nicht, es schienen mehrere Abtheilungen zu seyn."

Eine kurze Pause — ich überlegte, was das Beste wäre, und entschloß mich endlich, schleunigst umzukehren; natürlich mußte meine kleine Gefangene mit, und ich that ihr den Vorschlag mit frohzuversichtlicher

ohne uns eben sehr wichtige Dinge mitgetheilt zu haben.

An der Gartentreppenthüre stand Philipp. — „Gut, daß Sie kommen, Herr Lieutenant, rief er — Schloß und Dorf sind voll Bayern. —"

Meine erste Sorge war um meine Dame, welche vor Angst nur halbe Worte stammelte, — ich machte ihr begreiflich, daß sie in meinem Hause viel weniger zu besorgen hätte, als irgendwo anders, führte sie, die nicht recht zum Entschluß kommen konnte, mit höflicher Gewalt in eins der nächsten Zimmer, und hieß Philipp mir in das meinige, wohin ich ungesehen kommen konnte, andre Kleider bringen.

Ist es aber nicht hart, Lengenfeld, hart, um die Zähne zusammen zu beissen, daß die weiland geliebte, vergötterte Uniform sich, wie eine Fledermaus, nur in der einsamen Dämmerung zeigen darf, sie, die sonst den zur Sonne strebenden Adler kleidete? —"

Nicht zu guter Laune nach solchen Gedanken ging ich zu meinen Gästen. Sie waren ein kleiner, plumper, ehrlicher, stockbayerischer Rittmeister — ein langer, süßlicher, empfindsamer, eitler Lieutenant — und ein dicker, einfältiger Doktor, welcher den Kaschperle des Kleeblatts mit einigem Glücke spielte; — sie saßen schon recht fideliter bey der Weinflasche, und mein



Eintritt machte keine Veränderung weiter, als daß sie mich als Wirth mit einem leichten Kopfnicken ehrten, und eine Zeit lang mit großen Augen anglotzten, bis es dem kleinen Rittmeister einfiel zu sagen: „Na, trinken's mit, Herr Wirth!" Uebrigens hatte Miß Daphne im Wäldchen und Philipp die Sache vergrößert; es war nur ein kleines Detaschement, und der Doktor zufällig dabey.

Meine Herren wollten Rasttag halten. Ich sah es ihnen an, daß sie mich nicht anbeißen würden, wenn sie sonst zu beißen und zu schlucken hätten, — auch war mir für die Unterhaltung nicht bange, welche der Doktor in schlechtem Witz, und der Rittmeister in Jagdgeschichten so energisch führten, daß der Lieutenant nicht zum Wort kommen konnte, und mit vornehm höhnischer Verachtung auf beyde sah, aber ohne allen Effekt. — Doch hätte mir nichts Unangenehmeres begegnen können, als ihre Gegenwart, die mir es durchaus unmöglich machte, meine Abenteurerin näher kennen zu lernen, wornach ich mich herzlich sehnte. Ich hatte ihre Versorgung Philipp aufgetragen, und die Gartenthüre verschließen lassen — um nicht wegen Desertion Verdrüßlichkeit zu haben. —

Du drohst mit dem Finger, Cato? — bitte, bitte, — ich betheure bey der Liebe zu meinem Vaterlande,

die durch keine Flut von brandigen Deklamationen ausgelöscht werden kann daß ich nichts Arges im Sinn hatte — und, wenn ich den Ausgang ermesse, so glaube ich vielmehr, daß eine höhere Macht mich willenlos zu dem allen getrieben hat, um ihre Absichten zu erfüllen. —

Welche Pein, von zehn Uhr Morgens bis zehn Uhr Abends das Kauderwelsch und platte Raisonnement dieser Herren mit anhören zu müssen, während mich süße Töne unablässig neckend zu locken schienen! Bey dem Abendessen, wo meine Gäste an die Stühle genagelt zu seyn schienen, riß mir endlich die Geduld. Ich ließ bessere Sorten holen und trank ihnen heroisch zu. Sie mochten des Spaßes gewohnt seyn und saßen um so fester. Als wir uns endlich erhoben, waren sie freylich des Bettes bedürftig; aber mit mir stand es wenig besser, und ich konnte keinen üblern Einfall haben, als meine Neugier, oder was mich sonst beunruhigte, heute noch befriedigen zu wollen.

---

Ich ging, wie die Erde um die Sonne geht, etwas wankend zu dem Zimmer, worin ich mein Fideikommiß voraussetzte, und klopfte leise an. Was ich wollte? — frage mich nicht darum, denn ich wußte bestimmt für mich selbst keine Antwort zu geben. Geflügelte Gedanken von aller Form machten sich in meinem erhitzten Kopfe lustig, die sich so wenig fixiren und festhalten ließen, als die Regenbogenfarben — die von außen mein Auge ergötzten. Es antwortete niemand. Ich klopfte noch einmal, — dieselbe Stille. Ganz arglos öffnete ich die Thür; alles war finster. Aber durch eine Glinze schimmerte Licht aus dem angränzenden Zimmer — ich ging darauf zu, — die Thür war nur angelehnt, — ich öffnete sie — und sah — Venus Anadyomene, statt des Wogenschaums, aus dem sie geboren war, leicht mit dem verrätherischen Hemde bedeckt, und andächtig so beschäftigt, wie weder ihre alten Lobpreiser aus Griechenland sie schilderten, noch ihre Bilder sie darstellten; und wie es sich in der That von Artemis, nicht bloß ihrer göttlichen Leidenschaft, vielmehr der Hunde wegen, deren Gesellschaft sie den Männern vorzieht, leichter erklären ließe. —



Ich fodre jeden auf, in einer solchen Lage, wo jeder Blick neue Welten entdeckt, die Augen zuzuschließen, und nicht wenigstens einige Sekunden einer ästhetisch-interessanten Neugier zu fröhnen, die freylich in der Regel mit Blitzesschnelle eine interessirtere Wendung nimmt; — wie wäre ich einer so heroischen Resignation in dem Zustande fähig gewesen, der mir

kaum den gemeinsten Kraftgebrauch erlaubte, und meine Augen in einer Art natürlicher Erstarrung offen hielt! — Ich sah also, ich sah genug, ach ich sah zu viel für meinen schwachen Kopf, für mein stürmendes Herz — und ich glaube, sie wurde mich nicht eher gewahr, und der Schrey weiblichen Entsetzens entflog ihrer beklemmten Brust nicht eher, als in dem Augenblicke, wo ich, doppelt trunken, auf sie zuflog, und sie, wie der Geier die Taube, zärtlich in meine Arme schloß. —

Pfui!, sagst Du — pfui, sage ich selbst, und ich versichre Dich, meine Wangen brennen vor Scham, indem ich davon schreibe, und ich kann nicht lächeln bey dem Scherz, daß einem schimpflich geschlagenen Militair die Freybeuterey weniger hoch angerechnet werden kann. — Aber in jener Minute war es anders, — meine Lippen entweihten einige Sekunden, gleich dem Stachel einer unverschämten Mücke, jedes Fleckchen Haut, wo sie sich ansaugen konnten, eh' ich mich besann und vernahm, daß das arme Kind mit Geschrey und flehenden Worten, deren Ton einen Barbaren auch ohne Kenntniß ihrer Bedeutung erweicht hätten, die äußersten Kräfte anstrengte, um sich loszuwinden. —



Mein erster Gedanke — sieh', wie ehrlich ich bin — war der, daß ihr Geschrey das Haus aufwecken, daß alle, vielleicht selbst die trunknen Kriegsmänner, herbeystürmen, und ich das Gelächter, und die Fabel meiner Dienerschaft, folglich des Dorfs, folglich der umliegenden Gegend, so weit mein Name bekannt war, werden würde, — also ließ ich sie gehn; — sie flog mit Blitzesschnelle auf ihre Knie. — „Gnädiger Herr," flehte sie, mit Mienen, mit Geberden, mit Thränen, mit einem Accent, die mir in die Seele schnitten, daß ich zu zittern anfing, — „schonen Sie einer Unglücklichen, die von einer boshaften Stiefmutter aus dem älterlichen Hause vertrieben, und des väterlichen Schutzes beraubt, nur auf den Edelmuth fremder Menschen rechnen kann, und — auf den Ihrigen gerechnet hat." — Das war der Sinn dessen, was sie abgebrochen heraus stieß; — o wie reizend war sie, als sie so kniete, und bat, ohne in der Angst ihre pochende Brust zu bedecken, — aber freue dich deines Zöglings oder Proselyten, wie Du willst — der Sturm der Begierde legte sich, der Taumel der Trunkenheit verschwand, — o es gibt eine Macht der Seele, eine göttliche Macht über den wildesten Aufruhr des Gemüths, ja selbst des Bluts, — die meinige ermannte sich, und Mitleid und bittre Reue über

meine Unbesonnenheit erfüllten mein ganzes Herz. „Stehn Sie auf, sagte ich; ich werde in das Nebenzimmer gehn — indessen kleiden Sie sich an, und rufen Sie mich nachher, — Sie haben nichts zu fürchten, aber sprechen muß ich Sie." —

Ich wartete ihre Antwort nicht ab, und ging sogleich.

---

Es war nicht die angenehmste Position für mich, hier in der Dunkelheit zu sitzen, und wechselsweise von innerer Beschämung und Recidiven der Lust gefoltert zu werden, — ungeduldig harrte ich auf ihren Ruf, mit der angestrengtesten Kraft des Gehörs, — kein Laut, — endlich ein leises Hüsteln; aber konnte sie nicht eine Thräne verschlucken? — nach einigen Minuten dergleichen, eben so lautlos — nach noch längerer Pause endlich so vernehmlich, wie sonst, wenn es ein Zeichen seyn soll, — und nun erst begriff ich, daß ihre Blödigkeit ihr nicht erlaubte, mich auf andre Weise zu rufen, und ging zu ihr. —

Ich fand eine Magdalene ohne Schuld, deren zur Erde gesenkter Blick, deren brennende Wangen, deren überfließende Augen und ganze leidende Gestalt mich erschütterte, — so sanft und schonend als möglich,



nahm ich sie bey der Hand, führte sie zu einem Stuhl, und setzte mich neben sie.

„Sie haben, sagte ich, unglücklicher Schicksale erwähnt, die mir das höchste Interesse für Ihre Lage einflößen. Wir haben uns auf eine sonderbare Weise kennen gelernt, — ich bin Ihnen seit kurzer Zeit schwer verschuldet, — und wenn ich Sie um nähere Mittheilung ihrer Verhältnisse bitte, so geschieht es nur, um Gelegenheit zu finden, Sie durch die reellsten Dienstleistungen mit der Minute wieder auszusöhnen, die unsre Bekanntschaft gemacht hat."

Ich harrte schweigend, — sie sah nicht vom Boden auf, und stille Thränen flossen in großen Tropfen ihre Wangen herab; — ich nahm sie bey der Hand. —

„Fassen Sie Muth und Vertrauen, gutes Kind, sagte ich, die Stunde ist nicht die schicklichste an sich, doch vielleicht die einzige, wo es mir möglich ist, Ihre Leiden zu hören, um sie nach Kräften zu lindern. — Sie sind wahrlich in dem Hause und in der Gesellschaft eines Freundes, der es mit doppeltem Eifer, und doppelter Redlichkeit seyn wird, weil er Ihnen gültige Veranlassung zum Argwohn gegeben hat." —

Nach einem prüfenden Blick, der weniger das Mißtrauen eines furchtsam unschuldigen Kindes, als das

Bestreben eines geübten Geistes sich zu orientiren ausdrückte, und mich überzeugte, daß die Verlegenheit meiner Clientin nur von ihrer Lage herrühre, versuchte sie zu reden, aber ich mußte ihr noch einigemal Trost zusprechen, eh' es gelang, — endlich erzählte sie folgendes. —

„Mein Vater ist der Prediger Arzberger zu Kölle bey M. —"

Der Name Arzberger machte mich stutzig, und veranlaßte Erkundigungen, welche an sich selbst und durch ihr Resultat beytrugen, die Fassung der Rednerin zu vermehren. Ich hatte nämlich früherhin einen Hofmeister dieses Namens, — eine gutmüthige, aber herzlich dumme, thierische Seele, sein Vater war ein Grobschmidt und hatte ihn studiren lassen, weil die zärtliche Mutter verhüten wollte, daß der riesenmäßige Sohn nicht Soldat würde, — zu was hätte sie ihn bestimmen können, als zu einem Prediger, dessen Beruf, wie ich gern gestehe, unter manchen Bedingungen der schwerste, aber gewöhnlich der leichtste ist? — Jeremias, der im achtzehnten Jahre Schüler wurde, und im vier und zwanzigsten Student, hatte bey der Constitution eines Grobschmidts, und gewissenhafter Vermeidung eines sündlichen Zuvielstudirens, durch fleissige Bierlibationen und Tabaksräucherungen, die er den Musen darbrachte, das Metall seiner Stimme so gestärkt, daß, wenn er sie in vollem Umfang brauchte, er wie der homerische Mars schrie, als schrieen zehntausend auf einmal. — Dieser Kanonenton der Stimme, und eine kecke Stellung des Leibes, nebst einem gewissen dummdreisten Heroismus des Betragens, beydes die Früchte einer zweyjährigen obscuren Renomistik, mochten meinem alten Vater gefallen, dessen Urtheile und Neigungen bis an sein Ende die Physionomie seines Husarenlebens im siebenjährigen Kriege trugen; — kurz, er gab mir und meinem Bruder Wilhelm diesen Jeremias Arzberger zum Instruktor, wobey wir, nach dem ersten panischen Schrecken vor dem Eisenfresser, wie wir ihn, witzig auf seine Geburt und seine Individualität zugleich anspielend, zu nennen pflegten, an Herzhaftigkeit unglaublich gewannen, weil es bald das tägliche Thema unsers erfinderischen Geistes wurde, ihn bey der Nase, so schimpflich für ihn, als belustigend für uns, zu führen, wohin wir wollten — und an Wissenschaft so viel, daß wir zum Regiment nicht unwissender kamen, als die meisten unsrer Kameraden, nämlich in einer geistigen Finsterniß von elf Zoll und drey Viertel; in welcher ich, ohne Dich, mein theurer Freund, und mein Bruder ohne die Freundschaft des

so klugen als edlen Beerfelde bey Prinz Friedrich, wohl mit seliger, ich möchte sagen arzbergischer Zuversicht, noch leben würden. —

Das als Episode, aber doch zum Ganzen gehörig; denn unser Arzberger Grobschmidtsson war der leibliche Urheber der Jungfrau, die allerdings zu ihm als Tochter gekommen zu seyn schien, wie Cythere zu dem hinkenden Ahnherrn aller Grobschmiede als Gemalin.

Ich erwähne kurz, was sie von ihren häuslichen Angelegenheiten, und zum Lobe ihrer verstorbenen Mutter sagte, deren lebendiges Ehrendenkmal sie selbst in ihrer lieblichen Gestalt, und ihrer, sich in ungezwungner Unschuld und Feinheit aussprechenden Seele war; — ich übergehe die leise hingeworfenen Umrisse einer Stiefmutter, die sich dadurch am besten charakterisirt, daß sie eine solche Tochter — das einzige Kind ihres Vaters, — so schimpflich als unbarmherzig zu quälen vermochte. —

„Sie hatte die Aussicht Mutter zu werden, fuhr sie fort, und ich gestehe, ihre Laune in dieser Zeit erleichterte meine Beschwerden nicht. Doch that ich mein Aeußerstes, ihr meine Aufmerksamkeit durch treue Pflege zu bewähren. Das Kind, welches sie gebar, war elend, — unter fortwährendem Geschrey, ver-



schmähte es jede Nahrung, und starb am dritten Tage. Sie hatte in ihrer ersten Ehe fünf auf diese Weise verloren. Ihre Wuth war gränzenlos, und sie glaubte sie an mir am schicklichsten zu äußern. Wie sie mich vorher mit unaussprechlicher Härte jedem jungen Manne dargeboten hatte, so scheute sie sich jetzt nicht, jedem Gaste, der sie besuchte und bedauerte, mit Seufzern und Blicken gen Himmel zu verstehen zu geben, ich wäre die Mörderin ihres Kindes; was glücklicherweise bey allen, die mich kannten, keinen Glauben fand."

„Es war vielleicht diese unablässige Qual, dieses tägliche Wegwerfen, was mich bewog, den Anträgen eines jungen Mannes leichter, als ich sonst gethan haben möchte, Gehör zu geben —"

Hast Du schon den entzückenden Anblick eines züchtigen, schönen, geistreichen und doch auf eine unbeschreibliche Weise verlegnen Mädchens gehabt, das von seinem Liebhaber spricht? Wenn Du das kennst, so denke Dir dazu, wie ich bey dieser Stelle die Erzählerin ins Auge faßte, und in einem so unschuldigen als süßen Genusse schwelgte! —

„Er war liebenswürdig, nach dem Urtheil der Verständigen geschickt in seinem Fache, und durfte von dieser Geschicklichkeit und der Achtung, deren er bey

würdigen Männern genoß, in kurzem eine Versorgung erwarten. Ich duldete seine Liebe —"

„O sagen Sie immer," ich erwiederte sie — fiel ich ein — „oder halten Sie es für Ruhm, wahre Liebe mit Gleichgültigkeit aufzunehmen? —"

„Gewiß nicht, — sagte sie, und eine Morgenröthe der Scham überflog hocherglühend ihr Gesicht, — die ganze Erzählung stockte einige Minuten, während sie ihre Augen auf den Boden heftete. —

„Sie versprachen ohne Zweifel —"

„Ich versprach, sagte sie mit noch zitterndem Tone, die Seinige zu werden, sobald er ein Amt hätte, welches uns beyde ernähren könnte. Eines Tages, als meine Stiefmutter mit ungewöhnlicher Bitterkeit ausdrückte, wie sehr ich ihr im Wege wäre, brach ich ein lange heilig beobachtetes geduldiges Schweigen, und bat sie, nur ein halbes oder ganzes Jahr noch meine Gegenwart im väterlichen Hause zu dulden, weil ich sie dann unfehlbar davon befreyen würde. Es fiel ihr nicht schwer, mir, der Gereizten, das ganze Geheimniß zu entlocken. Von dieser Zeit verfeinerte sich, nach dem ersten Ausbruche von Wuth, ihr Groll in seinen Aeußerungen, aber auch in seinen giftigen Stacheln. Ich trug standhaft, was ich nicht ändern konnte. Mein Unstern wollte, daß meiner Stiefmutter Bruder uns besuchte, und daß ich ihm gefiel. Es ist mir unerklärlich, wie eine Frau, an deren bitterm Hasse ich nicht zweifeln konnte, an dem Gedanken Geschmack fand, mich zur Gattin ihres Bruders zu machen."



„Wie alt war der Bruder Ihrer Stiefmutter. —"

„Acht und funfzig Jahr, — erwiederte sie erröthend, und schien in diesem Augenblick die Erklärung gefunden zu haben. — Ich weigerte mich dessen standhaft, und selbst ihre Drohungen machten keinen Eindruck. Da gelang es ihr endlich, auch meinen guten Vater gegen eine Tochter einzunehmen, die ihn unter allen Menschen am treuesten liebt, — und heute — o Gott! — heute wurde ich mit seiner Bewilligung aus dem älterlichen Hause verstoßen!

---

Mühsam hatte sie die letzten Worte ausgesprochen, — sie konnte ihren Schmerz nicht länger zurückhalten, und ich weinte mit, und nicht aus bloßer Höflichkeit, denn sie hatte das Tuch vor den Augen und konnte mich nicht sehen. —

Es ist mir jetzt etwas lächerlich, daß ich, auf Mittel ihr zu helfen, mit eben so angstvoller Beklemmung sann, als auf dem odiösen Rückzuge nach Prenzlau,

wie wir unglückliches Häuflein entrinnen möchten; – aber damals fand ich, erhitzt von Wein, und aufs tiefste durch die Erzählung meiner schönen Clientin erschüttert, es unendlich schwer, den alten phlegmatischen Arzberger zu einem herzhaften männlichen, und noch schwerer, diesen Dämon Stiefmutter zu einem milden weiblichen Entschluß zu vermögen. —

„Wo wollen Sie denn hin? —" fragte ich verlegen, und nur, um das Gespräch wieder anzuknüpfen. —

„Nach T. —" erwiederte sie, und heftete ihre Augen auf die Erde. —

„Haben Sie dort Verwandte? —"

„Nein —"

„Oder Freunde? —"

Sie schwieg und seufzte. Es war aber, wie ich aus alter Kennerschaft bemerkte, nicht sowohl ein Seufzer gewöhnlicher Verlegenheit; — die Krankheit, welche man Liebe nennt, hat ihr eignes, geistreiches Wesen, ihren viel kräftigeren und interessanteren Charakter, als irgend eine; daher sie so oft und doch nie genug beschrieben wird; — ich hätte darauf sterben wollen, sie seufzte bey dem Andenken an ihren Freund! —



„Wo wohnt denn Ihr Bräutigam? —" fragte ich, bloß um meiner Sache gewiß zu werden. —

Ihre Mienen, ihr Erröthen will ich nicht schildern, „— in T. —" flüsterte sie so leise, daß ich sie nur verstehen konnte, weil ich vorher wußte, was sie sagen würde. —

„Und Sie wollen zu ihm? —" fragte ich mit unabsichtlicher Schärfe. —

„Ja! —" lispelte sie noch dreymal leiser. —

Neuer Stoff zu Betrachtungen, die sie auch nicht mit einem Blicke störte, denn ihre Augen hingen tief beschämt am Boden, — aber ich fühlte sehr wohl, was sie nicht sagte, daß sie von aller Welt verlassen seyn mußte, um als eine wandernde Jungfrau mit dem Bündel bey ihrem Geliebten einkehren zu wollen. Vor Eifer, ihr zu dienen, konnte ich noch immer nicht den rechten Weg dazu finden, und in dieser Unruhe fragte ich, wer ihr Freund wäre. —

„Er ist Advokat —"

„Und hat Vermögen? —"

„Keines als einen hellen Kopf, und ein edles Herz. —"

„Viel, sehr viel, —" rief ich, und schwieg abermals — doch jetzt nicht lange: denn es wurde mir

plötzlich klar, wie eine Offenbarung, was zu thun war. —

„Wenn Sie darauf bestehn, nach T. zu reisen — aber erst, wie heißen Sie. —"

„Anne Bernhardine Arzbergern, —" sagte sie mit komischer Naivität. —

„Und wie wurden Sie gerufen? —"

„Bernhardine. —"

„Also liebe Schwester Bernhardine, denn ich heiße auch Bernhard, — wenn Sie darauf bestehn, so lasse ich Sie morgen dahin fahren, — aber ich finde, daß Sie einen unsichern Hafen erwählt haben, — der Schutz eines Geliebten ist verführerisch an sich, und nicht immer edelmüthig, — darum dächte ich, Sie blieben vor der Hand in meinem Hause, welches Ihnen der Himmel selbst zum Asyl angewiesen zu haben scheint. —"

Sie blickte mich an, so durchdringend, wie ein Canarienvogel die Katze, welche liebäugelnd zu ihm hinauf sieht, — es lagen so scharfe und treffende Stacheln in diesem Blick, daß ich im Bewußtseyn früherer Schuld über und über roth wurde; doch war mein Gewissen in diesem Augenblicke rein. —

„Bleiben Sie hier, unter dem Schutze meiner Haushälterin, die eine sehr ehrliebende, gute Frau ist, — ich aber reise morgen nach T., und rede mit



Ihrem Bräutigam, dann sogleich nach Kölle, und suche Ihre Aeltern zu versöhnen, — ich hoffe, meine frühern Verhältnisse sollen mir das erleichtern, und Ihr Herz soll in wenig Tagen jedes Kummers entledigt seyn. —"

Sie sah mich groß an, und konnte in diesem Augenblick keinen Ausdruck, als den der herzlichsten Theilnahme an mir finden, — ihre Augen quollen von Thränen, je länger sie, anfangs ungewiß, dann mit zärtlicher Freude auf mir ruhten, — ich nahm sie bey der Hand, und hätte bald alles wieder verdorben, denn sie war so reizend, daß ich mich mächtig versucht fühlte, ihr eine Thräne von den Wangen wegzuküssen — aber ich bezwang mich. —

„Sind Sie das zufrieden? — fragte ich mit einem leisen Druck der Hand. —

Ach Lengenfeld, mein guter Lengenfeld, Du hast gewiß schon ein Auge auf Dich gerichtet gesehn, wo sich in strömenden Thränen der Strahl dankbarer Liebe und Freude brach, — wäre es auch nur das meinige gewesen, — wie war mir so selig und beklommen, als ich in die Augen dieses Mädchens, wie in eine reine Tiefe himmlischer Gefühle blickte, und sie die Antwort, welche ihre Lippen nicht auszusprechen vermochten, in einem Kusse auf meine Hand gab, den

ich, selbst entzückt, erst abwenden wollte, als ich seinen sanften Druck in meinen Nerven fühlte. —

Nicht Begierde, eine an sich reine Zärtlichkeit erfüllte mein erweichtes Herz, — es wurde mir schwer, unendlich schwer, mit einer leise geflüsterten guten Nacht, und einem innigen Händedruck zu scheiden. —

---

Aber wie hob sich meine Seele, in stillen Betrachtungen einer schlaflosen Nacht, im Gefühle der Lust, mich selbst überwunden, und das schöne Amt eines Wohlthäters und Friedensstifters gewonnen zu haben! — Ja ich empfand in voller Wahrheit, was Du mir einst sagtest, als ich in bittrer Scham trostlos in Deinen Armen hing: — „handle gut, aus reinem Vorsatz, und das schmerzhafte Bewußtseyn deiner Verirrungen wird weichen, wie nebliche Schatten der Nacht beym wolkenlosen Aufgang der Sonne. —

Ich flog nach T., sobald meine Gäste fort waren; erfragte Herrn Adloff — so hieß der Bräutigam — leicht, und fand ihn glücklicherweise zu Hause.

Ein feines Kerlchen, lieber Lengenfeld, ganz von dem Schlage, wie die, über welche ich mich schon so oft geärgert habe, bloß weil sie nicht ihrer Figur, oder vielmehr des Ausdrucks ihrer Figur wegen, von irgend



einem Monarchen der translunarischen Welt in den Adelstand erhoben wurden, — denn so ist für unser einen kein Gedanke, die Freundschaft dieser stolzen Seelen zu gewinnen, die es wissen, der Geist solle herrschen, und in ihrem Selbstgefühl das Glück und die verachten, welchen jenes Herrschaft ohne oder doch vor dem Geist zugetheilt hat, — mittelgroß, gedrungen, bräunlich, kräftig und rasch in jeder Stellung und Bewegung, — eine Physionomie voll Geist, ein Auge voll Scharfsinn, und ich möchte sagen, übermüthiger Sicherheit, — in seinem Benehmen jenen demüthigen Hochmuth eines Bürgerlichen, der sich fühlt, wodurch uns das wahre Vertrauen sogleich abgeschnitten, und unsre erkünstelte Vertraulichkeit oder Herablassung lächerlich gemacht wird. —

So war Sir Adloff — denn er verdiente ein Engländer zu seyn, — und es befremdete mich nach dem ersten Blick so wenig, als Geschäftsträger einer reisenden Bernhardine vor ihm zu erscheinen, daß ich es im Gegentheil nur seiner männlichen Loyalität zuschrieb, nicht chemin faisant noch zehn dergleichen gefunden zu haben.

Nun wirst Du denken, ich wäre mit der Thüre ins Haus gefallen, und hätte mich gleich als Liebesboten angekündigt, aber so viel hatte ich auf der lan-

gen und peinlichen Flucht von Jena bis Prenzlau noch von der Strategie behalten, daß es sicher ist, den Feind von hinten und in der Flanke zu überfallen, als ihn nach der alten Manier des Ritters Hanns von Hannsen mit Schwert und Lanze geradezu anzugreifen, wie ein Andalusischer Stier, — mein Plan darüber war fertig, und die Ausführung wurde mir sehr leicht.

Es gehört zur Sache, daß mein alter Gerichtshalter, zum Schrecken der Schelme, und zur Freude aller armen und unschuldig Beklagten, während meiner Campagne in sein eigentliches Vaterland, dessen Lage ich nicht bestimmen will, gegangen war, und ich seine Stelle noch nicht besetzt hatte, weil mir die Handlanger der Themis, die sich bey mir bewarben, alle, entweder zu satt oder zu hungrig geschienen, — denn ich wollte als ein rechtschaffner Hirte meiner Bauern, nach dem Fleisch, einen Wachhund, der ihnen weder ohne Ursach das Fleisch aus den Waden risse, noch sie auf unrechtem Wege nach Belieben gehn ließe; — kaum hatte also die schöne Bernhardine ausgesprochen, daß ihr Geliebter ein Advokat, und noch ohne Amt wäre, so sagte mir ein Dämon, den ich schon manchmal für ein Vermächtniß des alten Sokrates



gehalten habe, der Geliebte eines so liebenswürdigen Mädchens müsse nothwendig der Mann seyn, dessen ich bedurfte.

Ich machte ihm also den Antrag geradezu. Er dankte mir sehr verbindlich, äußerte auch die Lage meines Gutes zu kennen, „weil er einigemal in M. gewesen wäre, und es beym Durchreisen gesehn hätte. —"

„Sollten Sie da nicht den Prediger Arzberger, der in der Nähe von M. wohnt, zufällig kennen gelernt haben? —" frug ich ganz ohne Accent. —

„O ja! —" stammelte der gute Mann, und wurde wie ein Scharlach — und ungeachtet seine Verlegenheit nicht mehr und nicht weniger aussprach, als daß der keckste Mann durch die Liebe zum schüchternen Kinde wird, so freute es mich doch unendlich, ihn mit einem Worte so entkräftet zu haben, — doch diente Anna Bernhardina Arzberger mir noch nicht in meinen Kram, und ich setzte ganz nackt hinzu, daß der Mann mein Hofmeister gewesen wäre, was er mit einer Verbeugung, und leichtem sardonischen Lächeln beantwortete.

Wir kamen wieder zur Hauptsache zurück, und zu meiner Verwunderung, wie zu meiner Freude, schlug

Herr Adloff meinen Antrag rund aus, — „weil Sittersbach sechs gute Meilen von T. entfernt wäre, und es ihm deßwegen unmöglich seyn würde, seine Pflichten so pünktlich und genau zu erfüllen, als er es sich selbst zum Gesetz machte. —"

Ich hätte den Mann küssen mögen, wie er, seinem jugendlichen Ansehn zum Trotz, so mit altrömischem Ernste da stand, und das Gebot der Weisheit nur aussprach, um es zu befolgen, — aber ich hielt mein Vergnügen zurück, um es länger zu genießen. —

„Fesseln Sie vielleicht besondre Gründe an T.?" fragte ich. —

„Keine, als eine noch nicht sehr ausgedehnte Praxis, die mir aber darum sehr werth ist, weil sie bey der starken Competenz, die ich hier vorfand, kein geringes Zutrauen beweiset. —"

„Würden Sie also den Ort Ihres Aufenthalts nicht bey vorkommender Gelegenheit verwechseln mögen? —"

„Warum nicht, Herr Baron? — „aber Sie begreifen, daß eine Gerichtshalterey, — so sehr ich mich für Ihr gütiges Zutrauen verbunden erkenne, — mir in M., welches nur anderthalb Meilen von Ihnen liegt, die vielen Bekanntschaften nicht ersetzen würde,



die mir hier die erfreulichsten Aussichten für die Zukunft gewähren. —"

Ich ergötzte mich an seinem Irrthum, und beschloß ihn noch einige Zeit darin zu erhalten. „Wieviel brauchen Sie, um leben zu können?—" fragte ich.—

„Höchst wenig, — erwiederte er mit stolzem Vergnügen, — das omnia mea mecum porto war von jeher das Inventarium meines Reichthums, und meiner Bedürfnisse zugleich. —"

„Haben Sie Abneigung gegen das Landleben? —"

„Große Neigung dafür, denn ich bin auf dem Lande erzogen. —"

„Wenn Ihre Bedürfnisse nicht zu groß sind, und die Einfalt des Landlebens Ihrer Neigung behagt, so glaube ich, daß mein Vermögen hinreichen würde, Sie dafür zu entschädigen, daß Sie von T. auf mein Gut zögen, und als Großvezier eines Sultans, der es nicht übel mit seinen Unterthanen meint, die Gerechtigkeit verwalteten. —"

Er strich sich den Knebelbart — c'est à dire, die Stelle, wo er seyn sollte — mit einem so sarkastischen Lächeln, als erinnerte er sich des Schach Bembo, und des ehrlichen Derwisches Danischmend, — doch wurde er bald wieder ernst, und sagte mit einigem Hochmuth, — „ich könnte es nicht erwarten, und mich der Verbind-

lichkeit nicht unterziehn, daß Sie, Herr Baron, in Zeiten, wie die gegenwärtigen sind, und bloß um meinetwillen, mehr thäten, als das Herkommen mit sich bringt. —"

Er sprach das Herkommen so scharf, ja höhnisch aus, daß es mich verdroß. „Es ist auch gar nicht meine Absicht, sagte ich mit einiger Empfindlichkeit. Und nun, um mich nicht ferner von ihm striegeln zu lassen, setzte ich ihm auseinander, daß, dem Herkommen gemäß, mein Gerichtshalter ein recht honettes Einkommen hätte. Ich bemerkte mit Vergnügen sein wachsendes Erstaunen, und wie schwer es dem stolzen Jüngling — er kann nicht über 24 Jahr seyn — wurde, aus seiner philosophischen Verachtung allmälig in dankbare Freude überzugehn. —

„Sie überraschen mich, Sie beschämen mich, — rief er nach langem stummen Zuhören voll einer Rührung, die sein sprechendes Gesicht mit Verklärung überzog, — er wollte mehr sagen, aber er schwieg, um sich zu sammeln, und schien vergebens mit holden Träumen um seine Besonnenheit zu kämpfen. —

„Also, Sie schlagen mir meine Bitte nicht ab, und wollen mein Gehülfe und mein Freund seyn —?"

Von Herzen gern, — rief er schnell; ich umarmte ihn freudig, und hatte Mühe, meine Thränen zurück-



zuhalten, — er selbst weinte wie ein Kind, — ich wußte wohl worüber, und eben das erweichte mich so, weil ich voraus sah, wie die Rosenträume, welche dieser Augenblick für ihn gebar, so weit schneller und vollkommener, als er es meinte, in Erfüllung gehen würden! —

---

So früh als möglich saß ich auf dem Wagen, um nach Sittersbach zurück zu eilen, wohin ich Adloff auf den folgenden Tag bestellt hatte. Ich fand meine schöne Gastfreundin froh und zutraulich, was ich den Lobeserhebungen zuschrieb, welche meine alte Menagere meiner Gewissenhaftigkeit und Sittsamkeit ertheilt haben mochte. Doch drückten ihre glänzenden Augen noch etwas anders aus, sie fragten mich, anfangs mit frohem Ungestüm, allmälig immer schüchterner und bewölkter nach etwas, das ich aus neckender Laune nicht zu beantworten Lust hatte. Unzähligemal leitete sie mit Räuspern und halben Tönen ein, ohne daß ich aus christlichem Mitleid sie verstanden hätte, bis sie endlich erröthend, die Augen niederschlagend, und mit hörbarem Herzpochen, furchtsam lispelnd herausbrachte: — „haben Sie Herrn Adloff gesehn? —"

Schon als Knabe gab ich meinen Geschwistern herzensgern alles, wovon ich wußte, daß es sie ergötzen könnte, — aber ich drehte den Apfel, welchen ich mir abdarbte, um ihn meiner kleinen Schwester Minna zu schenken, gewiß zwanzigmal von ihrer haschenden Hand weg, eh' ich ihn ihr gab; so daß sie oft so bitterlich zu weinen anfing, als hätt' ich ihr Puppe und alles genommen und die Kinderfrau scheltend herzu lief, — und je größer der Unwille von allen Seiten war, desto schmackhafter wurde mir das Vergnügen, zu geben, und allenfalls durch doppelte Gabe alle zu versöhnen. —

Ich will mich deswegen nicht loben; aber es ist und bleibt ein unauslöschbarer Tic meines Charakters. — So gab ich mir denn alle mögliche Mühe, in meine Miene alle Verlegenheit einer wider Willen ausbrechenden, ahndungsschwangern Theilnahme zu legen, indem ich ihr die Antwort gab, — „ich bin nicht so glücklich gewesen, ihn zu sehn —"

So verschmachten junge Rosen
in des Mittags Sonnenschein —

wie meine Kleine plötzlich Farbe und Fassung verlor, und ihr thränenschweres Gesicht still herab beugte, — sie jammerte mich, und doch rechnete ich auf meine



Gewalt, ihr neues Leben einzuhauchen, sobald ich wollte, und gab ihr eine Erzählung, wie und warum ich ihren Geliebten verfehlt, und daß ich dort ein Geschäft gefunden hätte, welches mich morgen nöthigte, eine andre Reise zu thun. — „Sobald ich zurückkomme, solle alles abgethan werden, — setzte ich hinzu, — lassen Sie sich unterdessen die Zeit nicht lang werden. —"

Ich faßte mir ein Herz, wünschte eine gute Nacht, und ging. Am folgenden Morgen aber fuhr ich, ohne sie zu sprechen, nach Kölle ab, wo ich zeitig genug ankam.

Als ich mich dem Pfarrhause näherte, war alles todt; aber im Zimmer schmetterte eine weibliche Stimme mit spitzigem Geschrey eine philippische Rede, in welche nur manchmal eine mir wohlbekannte Baßstimme kurze Worte brummte, so daß das Ganze nicht übel einem Solo auf der Schallmeie glich, wozu der Dudelsack die Grundtöne abstoßend brummt. —

Das Thema war nicht schwer zu errathen, und ich hörte, während ich vergeblich klopfend an der Thür einige Minuten stand, genug, um mich zu überzeugen, daß die Rednerin es mit furchtbarer Energie zu behandeln wüßte — und fast hatte ich Lust umzudrehen, und das Aelternpaar ganz aus dem Spiele zu lassen;

aber eine Pause von einer halben Minute, in welcher Madame neue Kräfte sammelte, gab mir Gelegenheit recht vernehmlich zu klopfen, und bestimmte mich wieder zur Offensive. —

Herein — donnerten Se. Ehrwürden, und schon hatte ich die Hand auf dem Drücker, als ein kreischendes Nein! von Madame mir wie ein elektrischer Schlag in Hand und Herz fuhr, — ich wartete geduldig, bis sie ihrem Eheherrn nachdrücklich genug erklärt hatte, er sey ein Esel, in solchen Zeiten jeden, der anklopfe, herein zu nöthigen; — endlich knackte der Drücker, die Thür that sich auf, und das himmlische Angesicht der Frau Predigerin beleuchtete mit seinen Strahlen mich unwürdigen, bebenden Sünder. —

O Muse, reibe mir Farben, um den ledergelben Teint und das grünliche Augenlicht, wie das graumelirte, struppig umherfliegende Haar, und — es war am Sonnabend — den wöchentlichen Schmuz des Halses, und den Geifer des Mundes in natürlicher Idealität pinseln zu können und spitze mir den Crayon, um das breite Thor des zahnlosen Mundes, die Tropfsteinhöhlen der breitgeplatschten Nase, die grimmigen Kalmuckenaugen, und die kurze und platte Stirn in ihren holdseligen Umrissen getreulich darzustellen, — aber vor allem andern versage meiner zitternden Hand deinen



Beystand nicht, wenn sie den verwitterten, gekerbten Busen in der reizenden Halbenthüllung schildern will, worin diese meine Augen ihn sahn; Dank dem von der Zeit gräulich gefärbten Halstuch, welches nadellos sich öffnete, um die ihm anvertrauten Reize wirken zu lassen; so wie eine Fronte Cavallerie auf beyden Seiten deployirt, um verborgnen Feuerschlünden freye Bahn auf den zu kühn anrückenden Feind zu geben! —

„Was beliebt? — " fragte die holdseligste der Frauen mit einem Basiliskenblick, und entblößte dabey einen stehen gebliebenen Wachtthurm ihrer untern Kinnlade so drohend, daß ich eine der Gräen zu erblicken glaubte, und ziemlich kleinmüthig erwiederte: „ich bin der Lieutenant — "

„Sie müssen zum Schulzen gehn, — fiel sie ergrimmt ein, ehe ich noch meinen Namen uennen konnte, — es ist wohl die halbe Armee bey uns gewesen; man hat selber kaum das liebe Leben. — "

„Ich bin ein alter Freund — "

„Possen mit alter Freundschaft, — das sind mir die rechten Freunde, — sonst wußten die Herren nicht, ob sie unser einem auf der Straße danken sollten; und jetzt, da ihnen das Collet ausgeklopft und der

Ranzen geleert ist, besinnen sie sich plötzlich auf die alten Freunde, — daraus wird nichts. — "

Und so mit schlug sie mir die Thür vor der Nase zu.

---

Ich hatte meinen alten Instruktor flüchtig durch eine Lücke bemerkt, — er mußte seine vier Centner wiegen, und schien im grünkalmanknen Schlafrock und schwarzer Sammtmütze seine Pfeife Pükenpüken, ganz unbekümmert um unsern Wortwechsel und das Schicksal des alten Freundes, zu rauchen.

Plötzlich änderte ich meinen Angriffsplan, ging zum Wagen zurück, und schickte meinen Kutscher mit einem höflichen Compliment; ich wünschte als ehemaliger Zögling des Herrn Predigers ihn zu sprechen. —"

Der Mensch blieb lange aus, — endlich kam er mit einer recht satyrischen Miene — „es würde große Ehre seyn, sagte er, — aber Sie möchten noch etwas verziehen, gnädiger Herr, denn die Angst ist groß. —"

Mir war diese Warnung ein Wink zu gehn; und wahrlich, zehn Louisd'or hätte ich nicht gewinnen mögen, um den Genuß, welchen ich fand, zu missen. — ich klopfte und öffnete rasch, — da standen der Herr



Prediger im Oberhemde, die Perrücke auf dem Kopf schief hängend, beschäftigt, unter lauter Seufzern den einen schwarzen Strumpf unter der sammtnen Hose festzubinden, während das andre Bein noch im Negligé des herunterhängenden braunwollnen Strumpfes und im Pantoffel saß — Madame im Begriff ein gelbseidnes Kleid über den Kopf zu werfen, und damit einen erdfarbnen Unterrock zu bedecken, den ganz bloßen Hals mit einem gleichfarbigen Hemde garnirt, und den grauen Scheitel mit einem rosenumwundnen Aufsatz geschmückt, der jedoch in der Eil das herunterhängende Haupthaar nicht ganz hatte bergen können, — mir zunächst aber hatte eine kurze Bauermagd mit ihrem Besen einen Zauberkreis von Auskehricht geschlossen, den ich ohne einen herzhaften Sprung nicht überschreiten zu können hoffte. —

Aber ich erstürmte muthig die Batterie, und ging auf das Hauptcorps des Feindes, welches der Masse nach der gigantische Arzberger war, mit der Zuversicht eines Helden los, der bey Jena dem Tode getrotzt hatte, — beyde empfingen mich mit dem lauten Angstgeschrey, — „ach Herr Jesus, der Herr Lieutenant! — doch faßte sich aus leicht zu errathenden Gründen der Mann am ersten. —

„Ach, mein Gott! —" stammelte er, und eine braune Röthe überzog das Gesicht, das einem Meßviertel glich — „mein allergnädigster, theuerster Herr Lieutenant, so muß Hochdieselben ich Unglücklicher mit unbekleidetem Leibe empfangen! — und zugleich haschte er nach meiner Hand, um sie zu küssen. — So tief hatten zwanzig Pastorjahre meinen Eisenfresser gedemüthigt, der sonst keinem Ochsen aus dem Wege ging, wenn er ihm nicht die Hörner zeigte, — ich ergrimmte, und fühlte ein Zucken in der Hand, sie ihm in die Zähne zu stoßen, — doch empfand ich einen komischen Jammer noch stärker, und benutzte mitleidig sein Herabbeugen, um meine kleine Figur an seine zu drücken und seine schwitzende Wange mit der meinigen zu berühren.

Unterdessen war Madame in den Alkoven entwischt, und hatte ihre Toilette, freylich ohne Spiegel, schnell vollendet, — so trat sie denn herein mit Rosaschuhen, schwarzen Strümpfen, einer gelbseidenen Robe, himmelblauem Halstuch, einer güldenen Kette, und obenbeschriebnem Aufsatz, einer Feenkönigin gleich, und stürmte händeringend auf mich ein. —

„Ach du mein Jesus, — rief sie, allergnädigster Herr Lieutenant, ich unglückselige Frau, was habe ich gemacht, — aber Sie glauben nicht, wie man überlaufen wird, — ach ich bitte tausendmal um Vergebung —" und, eh' ich's hindern konnte, drückte sie den Kreis ihres Mundes in weißlichen Contouren auf meine Hand. —



Ich übergehe das Fernere. Bald waren beyde Eheleute von meiner englischen Huld bezaubert, — ich mußte zu Mittag bleiben, und meine Wirthin that das äußerste, um mich zu überzeugen, daß die Furien keine schlechten Köchinnen sind; — einige Flaschen Rheinwein, die ich mitgebracht hatte, brachten Leben in die Gesellschaft, — die dicke Fettmasse des Alten schüttelte jugendliches Gelächter, wenn ich ihn an die alten Hofmeisterstückchen erinnerte; und die haut- und beinreiche Huldin seines ehelichen Lebens begleitete unsre Erzählungen mit pfeifenden Exklamationen und mit zärtlichen Scheltworten, wenn davon die Rede war, daß Papachen einen so lieben, jungen, goldnen Herrn zuweilen die erhabne Mentorwürde in Strafen hatte fühlen lassen.

Ich brachte meine Einladung auf morgen an. Sie fand Schwierigkeiten, weil sie auf einen Sonntag fiel, — aber die Möglichkeit, einem so gnädigen Herrn, wie mir, etwas abzuschlagen! Ein Kandidat, der auf einem nahen Dorfe wohnte, und wahrscheinlich seine geistliche Beredtsamkeit nicht als einen Paradegaul,

sondern als einen Philisterklepper brauchte, den man ungefüttert und ungestriegelt auf Tod und Leben reitet, wurde beschickt, und gab sein Fiat, morgen auf dem Donnerwagen des Jupiter Arzberger zu fahren, und an seiner Statt Orakelsprüche zu geben, — und so reiste ich ab, eben so erheitert durch die Begebenheiten des Tages, als durch die Aussicht, daß morgen alles nach meinem Wunsche gehen würde; und ermahnte Johann zu eilen, weil es schon ziemlich spät war.

---

Es wurde dunkel, als wir auf der Hälfte des Weges waren, und ein sparsames Mondlicht verschluckte der bewölkte Himmel. Wir fuhren rasch auf der gebahnten Straße vorwärts, als ich von fern eine weiße auf uns zu wandelnde Gestalt erblickte. Sie war fast am Wagen und ich beugte mich aus simpler Neugierde hinaus, sie zu sehen, als gerade eine vom Wind zerrißne Wolke einen Mondstrahl durchließ, der sie erleuchtete. Halt! rief ich, und sprang im Nu hinaus, nicht ohne große Gefahr, — denn die wandelnde Pilgerin war Bernhardine! —

Ich hielt sie im Arm, als sie im Begriff war, an der Seite des etwas hohen Weges hinabzustürzen, und bestürmte sie mit kurzen Fragen. Das arme Kind



zitterte und konnte kein Wort herausbringen. „Ach, lassen Sie mich, gnädiger Herr, — flehte sie endlich, — lassen Sie mich, ich beschwöre Sie. —“

„Sagen Sie mir, was das bedeutet — ? kommen Sie, und setzen Sie sich in den Wagen —“

„Nein, nein! — rief sie mit sichtbarer Angst. —

„Wo wollen Sie hin in finstrer Nacht? — Warum entsetzen Sie sich? Ich schwöre bey dem Gott, der diesen Himmel über uns wölbt, ich schwöre bey jeder heiligen Pflicht, welche der Gedanke an ihn gebietet, ich bin Ihr Freund, Ihr redlicher Freund.“

Sie neigte still ihr Haupt und weinte. Auf mein wiederholtes Dringen setzte sie sich endlich mit einem schmerzhaften Ausruf in den Wagen, und nahm, weil sie vor Kälte zitterte, meinen Mantel an; aber es dauerte lange, ehe sie sprechen konnte.

Ich erschöpfte meine Beredtsamkeit, um sie von meiner guten Meinung zu überzeugen; denn ich ahndete, daß ich ihr auf irgend eine Weise verdächtig geworden war, und fing fast an, meine scherzhafte Tücke zu bereuen. Es schien doch allmälig Eindruck zu machen, was ich ihr sagte — und endlich kam es heraus, daß niemand anders als meine ehrliche Frau König an der Sache Schuld war, die ich in diesem

Augenblick kaum mit gewohnter Sanftmuth für ihre Dienstfertigkeit belohnt haben würde.

Es hatte nämlich — wie ich allmälig mehr erfragte, als erfuhr — die über meine vorgebliche Reise, und mein geheimnißvolles Stillschweigen bekümmerte Bernhardine, nach weiblicher Weise, Trost in Ergießung ihres Herzens gesucht, und meine wackre Frau Haushofmeisterin zur Vertrauten erkoren. Sie hatte, wie es im Affekte geht, die erklärenden Nebenumstände weggelassen, und nur die Hauptsache erzählt, daß sie einen Geliebten in T. hätte, daß ich diesen hätte aufsuchen, und sie mit ihren Aeltern versöhnen wollen, — daß von alle dem nichts geschehen wäre, und ich mich so höchst sonderbar genommen hätte — u. s. w. Frau König mußte keine funfzig Jahre haben, wenn sie einem jungen Manne unbedingt trauen sollte, und ungeachtet sie für meine Person durchs Feuer ginge, so wettete sie, bey der geringsten Veranlassung zum Verdacht, wohl keinen Dreier für meine Tugend. Bernhardine hatte die Unvorsichtigkeit gehabt, ihr etwas von der Abendscene des ersten Tages anzuvertrauen, und das war für sie, die Tages zuvor meine Solidität aufs höchste gepriesen hatte, genug, um die entsetzliche Vermuthung, welche das geängstete Mädchen nur zitternd zu denken wagte, ich wollte sie im Gewahrsam behalten und verführen, mit tausend nichtssagenden Gründen zur Gewißheit zu erheben. Das war der Trost, mit dem sie sie verließ, als sie gerufen wurde, weil Fremde kamen; und das arme Kind, von grauenvollen Schreckbildern geängstigt, wußte sich nicht besser zu helfen, als schnell, wie ein scheues Reh, auf demselben Wege zu entfliehn, auf welchem ich sie in mein Haus geführt hatte, und über Hals über Kopf — in die Hölle des älterlichen Hauses zurück zu kehren.



Das alles war freylich eigentlich zum Lachen; aber doch wurde es mir ernsthaft durch die Wirkung, welche es auf Bernhardinen gemacht hatte. Ich wollte mir die Schlußscene meiner Komödie nicht bey einer der Hauptpersonen verderben; also sagte ich nichts von alle dem, womit ich ihr Mistrauen so leicht hätte heben können, und begnügte mich, ihr so ernsthaft und herzlich zuzusprechen, daß es mir endlich gelang, sie völlig zu beruhigen, und sie mir zusagte, sich meiner Führung kindlich zu überlassen. So kamen wir an, und als wir vorfuhren, fiel mir erst bey dem Anblick der im zweyten Stock erleuchteten Fenster des Salons ein, daß Fremde angekommen wären. Eine über den Hausflur weg, und mit nach uns gedrehtem Kopfe die Treppe hinauf hüpfende Gestalt schien der Kam-

merjungfer meiner Mutter anzugehören. Ich fragte den Bedienten, als wir beyde schon in der Hausthüre standen — „Ihre gnädige Frau Mutter, und die ganze Familie, hieß es — auch kam späterhin ein fremder Herr aus T., wenn ich nicht irre —"

„Ach, mein Gerichtshalter!" sagte ich, um Bernhardinen von der rechten Spur abzuleiten, und sann einen Augenblick zweifelnd — die Kleine dauerte mich; aber ich konnte mir den Spaß nicht verderben, ließ mir eine Laterne geben und brachte meine Gesellschafterin in das Amthaus, wo ich ihr ihr künftiges Wohnzimmer, und sie selbst einer dort wohnenden Frau übergab, nachdem sie mir nochmals feyerlich versprochen hatte, ohne alles Mistrauen unter meinem Schutze den Ausgang abzuwarten.

---

So eilig, als die Freude über geliebter Personen Ankunft zu treiben pflegt, flog ich zurück ins Haus und polterte die Treppe hinauf. Zu meiner Verwunderung fand ich nur meinen Bruder und Adloff, die mir entgegen gekommen waren und mich freundlich begrüßten. Ich fragte nach Mutter und Schwestern, — sie wären im Saale, sagte mein Bruder, mit einem jener festlichen, abgewandten Blicke, die sich nicht beschreiben, aber wohl verstehen lassen, wer diese gewandten Leute kennt, die, ganz Delikatesse, alles Unangenehme wenigstens zu verkleiden wissen, wenn sie es auch nicht wegschaffen können. —



Ich fühlte so etwas dabey, doch hielt ich mich kaum einige Sekunden auf und eilte in den Salon, meine Geliebtesten zu begrüßen. Da war es nur zu deutlich — sie schnitten sammt und sonders nach ihrer Art Gesichter. Im ersten Augenblick that mir es weh — aber gar bald hatte ich die Spur ihres allseitigen Unwillens weg und trieb meine fröhliche Laune so weit, mich gar nicht daran zu ärgern, vielmehr, sie noch etwas länger geflissentlich zu täuschen.

Meine Mutter nämlich, diese himmlische Frau, deren harmonische Seele eben so sehr durch einen durchdringenden Geist zur Bewunderung, als durch unerschöpflichen Reichthum des innigsten, zartesten, reinsten Gefühls zur Ehrerbietung und Liebe hinreißt, sah zwar nicht mürrisch aus, wie ich sie wahrlich seit dem tollen Lärm der Kinderjahre niemals gesehn habe; aber doch lag in ihrem ältlichschönen Gesicht statt jener heitern Liebe, die bey dem ersten Anblick Freude und Zärtlichkeit in die Herzen zu strahlen pflegt, etwas Strafendes, Befremdetes, Verletzung ihres innern Friedens Ausdrückendes, was ich nur zu wohl kenne,

und zu deuten wußte. Schwester Hannchen — sonst, wie Du weißt, ihres kecken Geistes und ihrer feurig-patriotischen Seele wegen Jeanne d'Arc genannt — nahm sich nicht die Mühe, ihren kleinen Zorn zu verbergen, küßte mich so, was man effleurer nennt, und schaute mich so trotzig und erbarmungslos an, wie ihr uraltes Ebenbild den unglücklichen Montgomery, als sie ihn niedermachen will. Das sanfte Minchen hätte es auf keinen Fall über's Herz bringen können, den Bruder sauer anzusehn, oder ihn durch eine kalte Umarmung zu strafen; aber nachdem sie ihrem zärtlichen Herzen durch einen recht schwesterlichen Empfang Genüge gethan hatte, hing sie mit ihren unschuldigfrommen blauen Augen tiefnachdenkend und unverwandt an der gegenüberstehenden Wand, die, eine Entenjagd vorstellend, unmöglich direkte Reize für sie haben konnte. Mein Bruder stand mir zur Seite und blickte auf mich mit jenem listigen Ausdruck, der seinem wackern Freunde so eigen war, und mir jetzt deutlich genug sagte: „sie haben dich weg, Brüderchen, und du thust mir leid, wenn du gleich ein Sünder bist." Hinter den Damen streckte Jungfer Nanette ihr kleines Köpfchen vor und ließ ihre unverschämten Augen mit einer Begierde umherwandeln, als spielten wir Comödie vor ihr, und es käme eben darauf an, wie der



der Held des Stücks recht erbärmlich und belustigend zugleich abgefertigt werden sollte. Adloff allein schaute mich mit dem dankbaren Wohlgefallen an, das ich um ihn verdiente.

Mir fiel gleich Bernhardine ein; wie ich sie angetroffen, und was ich von ihr gehört hatte, erklärte alles, was ich nicht wußte. So nahm ich mir denn vor, meine Unschuld recht ernstlich und stattlich zu rächen. Wir hatten uns seit dem Feldzuge nicht gesehn, und so fehlte es nicht an Stoff. So träge und unlustig sich auch die Damen dazu bezeigten, so half es doch nichts, sie mußten hören, sprechen, endlich mit Spannung hören, mit Enthusiasmus sprechen, ja, was das Aergste war, den bösen gottlosen Menschen, der vor ihnen stand, recht jämmerlich bedauern.

Wir setzten uns zum Abendessen, und bald war jenes Mißverhältniß ausgelöscht. Aber ich wollte keinen halben Triumph. Bey einer Pause von einigen Sekunden, als gerade ernsthafte Betrachtung der Zeit alle Gemüther in innerer Tiefe festhielt, fragte ich plötzlich, geflissentlich leicht — was macht Auguste? —

Daß ich Auguste von Hartitzsch zärtlich liebe, weil sie so schön als gut ist, und Klugheit und Reichthum an ihrem holden Wesen nur hängt, wie die brillantne

Nadel an ihrer reizenden Brust; — das, lieber Lengenfeld, weißt Du. Aber, daß ich Tages vor dem Abmarsch mich mit ihr als Braut verlobt habe, schrieb ich Dir damals nicht, aus Mangel an Zeit — und später nicht, weil das Ungeheure in den Veränderungen des Ganzen jedes individuelle Interesse so lange erstickte, bis die Seele sich wieder in das Gleichgewicht gefunden hatte, zu welchem sie der lebendige Reichthum innerlich streitender Kräfte und der Wechsel der Erfahrungen allmälig leiten soll. —

Ich hätte den schlummernden Zorn nicht kräftiger wecken können. Meine Mutter erschrack sichtbar; — die Heldin Johanne schoß auf mich den spitzigsten Pfeil eines finstern Blicks, der im Köcher ihrer Augen lag, — Minchen wurde roth, und ich glaube, ihre Augen trübe, mein Bruder aber schrieb mit leicht gerunzelter Stirn andächtig auf den Teller. —

„Sie war gesund und vergnügt bis zu unsrer Abreise, — sagte meine Mutter endlich mit so bedeutungsvollem Ernste, daß ich wohl sah, wie Adloff verlegen über die Erklärung der darin ausgesprochenen Geheimnisse sann. —

„O warum brachten Sie sie nicht mit? — Nun, sie soll leben, und mich bald allen Jammer in unend-



lichem Entzücken vergessen lehren! —" So rief ich aus, und hob mein Glas; — meine Mutter stieß an mit zur Erde gesenktem Blick, — Minchen auch, freundlich und schon halb getröstet, — auch Bruder Wilhelm, wie es sich für feine Leute gehört, doch etwas schlau in meinem Gesichte nachspürend, — auch Adloff, wie sich von selbst versteht, mit von eigner Liebe verklärtem Antlitz, — aber die trotzige Johanne ließ ihr Glas stehn, und glühte vor Wuth. —

„Du stößt nicht an, — sagte ich, — ihr habt euch doch nicht gezankt? —"

„Elender! — " das sagte sie nicht, aber ich hörte es mit meinen Augen. „Ich stoße im Herzen an — sagte sie, sich mühsam bezwingend — und wahrlich aufrichtiger — "

„Sonst wollte ich Sekundant seyn — fiel ich scherzend ein, weil ich keinen Ausbruch wollte, — pries eine Zeit lang begeistert meine Auserwählte, wie sie es verdiente, — niemand antwortete — und gab mir dann Mühe, wieder ins alte Gleis zu kommen. Aber — war ich selbst erweicht durch die Schilderung, die mir so lebendig aus dem Herzen floß, — demüthigte mich etwa das Gefühl, wenn auch der That nach, doch genau genommen nicht so ganz engelrein zu

seyn, — übermannte mich die zärtliche Theilnahm
an einer so würdigen Mutter, und zwey sehr gute
Schwestern, — kurz, meine Laune war weg, und d
der Gesellschaft kam nicht wieder. Wir speisten ab, -
ich führte Mutter und Schwestern auf ihr Zimmer
wohin sie verlangten, — ließ Adloff das seinige an
weisen und kehrte zu meinem Bruder zurück, der mich
freundlich, aber mit forschender Verlegenheit empfing.

---

Die Erklärung war leicht, und, die dazu nöthige
Erzählung abgerechnet, kurz. Meine König hatte
nichts angelegentlicheres gehabt, als, sobald sie die
Entweichung Bernhardinens bemerkte, die ganze Ge-
schichte, ihrer Perspective gemäß, meiner Mutter und
meinen Geschwistern, sammt der Jungfer, vorzutra-
gen. Alle konnten es nicht glauben; — aber die alte
Hexe wußte Data anzugeben, welche bedenklich waren.
Nur den Namen des Mädchens hatte sie vergessen,
weil sie fremd in der Gegend, und in der Regel so
in ihren Geschäften und in der Conversation über die
nächsten Ereignisse so verloren ist, daß sie sich um die
übrige weite Welt wenig bekümmert. In der That
eine gute alte Frau, — aber bey einem schlechtern
Gewissen hätte ich sehr böse auf sie seyn können.



Die Diskussion unterbrach Adloffs Ankunft, der
leicht die Aufmerksamkeit aller auf sich zu lenken wußte.
Nanette war unten, als ich vorfuhr, sah, daß ich mit
einem Frauenzimmer ausstieg, und eilte hinauf, um
die Neuigkeit den Damen leise zu verkünden, welche
sie verlegen meinem Bruder mittheilten. Man trat
ans Fenster, und sah, wie ich nach einiger Ueberlegung
die Fremde ins Amthaus führte. Nanette geschwind
hinunter zum Bedienten, und fragte — und eben so
geschwind wieder hinauf, und leise ins Ohr gezischelt,
daß es die nämliche wäre. Adloffs Gegenwart nöthig-
te die Unruhe zu verbergen, die durch mein längeres
Außenbleiben auf den höchsten Grad stieg, und in
diesem peinlichen Seelenzustande traf ich die Gesell-
schaft.

Wilhelm lachte herzlich mit mir, und versprach
Stillschweigen, nach einigen Bedenklichkeiten, welche
kindliche Achtung ihm eingab. Ich widerlegte sie mit
der Kenntniß, die ich von dem Charakter meiner eben
so großmüthigen als strengen Mutter hatte. So schieden
wir. Ich aber rufte noch Mama König, um sie ein
wenig im Scherz zu züchtigen; aber ihre Verwirrung
war mir so lächerlich, daß ich sie entließ, nachdem ich
ihr, bey schärfster Ungnade, befohlen hatte, sich weder
um die Fremde im Amthause, noch um die ganze

Sache im geringsten zu bekümmern, vor allen aber mit niemand, selbst mit Nanetten nicht, auch nur eine Sylbe deshalb zu wechseln. Sie versprach heulend, in höchster Zerknirschung; und so warf ich mich ins Bett und schlummerte sanft, unter heitrer Betrachtung der wechselnden Scenen des verflossnen Tages ein.

Am Morgen war mein erster Gang zu Adloff, um ihn auf seinem Zimmer fest zu halten. Die fröhlichen Hoffnungen, die auf seinem geistvollen Gesicht ausgebreitet lagen, wie ein milder Juniustag über eine schöne Landschaft im höhern Styl, waren die erste Aernte dieses Tages. Ich bat ihn, meiner zu warten, und ging dann zu Bernhardinen. Die fand ich sehr tiefsinnig, sehr geängstet, und die Spuren einer durchweinten Nacht verstellten ihr holdes Gesicht, das nach meinem Willen heute in bräutlicher Klarheit strahlen sollte. Ich sprach ihr zu, so herzlich als ich konnte, — aber ein weiblicher Instinkt schien ihr gerade wegen dieser Herzlichkeit eine geheime Scheu und Furcht einzuflößen — und glücklicher hob ich alle ihre Sorgen durch die Nachricht, daß meine Mutter und meine Schwestern da wären, und daß sie sich einrichten sollte, zu Mittag ihnen vorgestellt zu werden. Es bedurfte kaum der Ermahnung, heiter zu erschei-



nen; blitzesschnell trat der liebliche Geist kindlicher Fröhlichkeit wieder in Besitz der Züge, die ihm ursprünglich angehörten, und ich durfte nicht zweifeln, daß die erste Minute des nahen Entzückens sie mit der vollen Glorie einer unschuldigen Braut schmücken würde.

Unbeschreiblich froh kehrte ich zurück. Da sah ich oben die Damen am Fenster begierig lauschend. Ich holte Adloff, dann meinen Bruder, und trat in beyder Gesellschaft zu ihnen ein. Es war doch wohl nicht ganz recht, Lengenfeld, was ich that. Eine, wie ich wohl fühlte, gerechte und tiefgreifende Bekümmerniß ruhte auf meiner Mutter Gesicht. Nicht unterhaltender Zorn, ernster Unwille verfinsterte Johannens geistigschöne Züge. Eine düstre Wolke verschleyerte den klaren Himmel sanfter Freundlichkeit, den ich so gern in Schwester Minchens frommen lichten Augen und ihren holdlächelnden Mienen zu schauen gewohnt bin. Mein Bruder sagte mir mit einem bedeutenden Blick, was er mit mir bemerkte, und wandte sich mit gleichgültigem Gespräch an Adloff.

Ich fühlte mich unfähig zu diesem ernsten Dreyklang eines heiligen Schmerzes die Tanzmelodien meiner lustigen Laune erklingen zu lassen, und sann.

nach den ersten Begrüßungen, unter stets abgebrochner leerer Unterhaltung, ob ich nicht alle drey bey Seite nehmen und alles entdecken sollte. Es blieb ja Adloff, der, wie ein Todter, der in dunkler Gruft Auferstehungsträume träumt, auch nicht die mindeste Ahnung hatte, daß die Minute, wo Traum Leben wird, ihm so nahe wäre. Schon war ich halb entschlossen, als ein Wagen, mühselig von Bauerpferden gezogen, und an Gestalt um ein Jahrhundert älter, als der heutige Tag, in den Hof hinein wankte, und Papa Arzberger in allem Glanze des Kirchenhimmels, und seine Lebenströsterin und Führerin, geschmückt wie die Braut eines Verdammten, gerade vor den Stufen des Hauses abladete.

---

Im eigentlichsten Sinne abladete. Denn der Phaeton ihres Sonnenwagens vermochte beym Vorfahren seine Gaule, nicht wie die Sonnenpferde wegen ihrer feurigen Unbändigkeit, sondern um des reinen Gegentheils willen, nicht schnell genug auf die Seite zu lenken, fuhr also mit dem Rade über zwey Stufen, und mußte, indem er sich erschrocken umsah, was werden würde, noch mit Entsetzen den erschrecklichen Fall seines Seelenhirten erblicken, in demselben



Augenblick, wo er, nach gemeiner Rede, wie ein Plumpsack herabflog, ihm Gesellschaft zu leisten.

Die Gaule standen, demüthig wie Trauerpferde ohne Boybehang, und nach dem ersten Quietsch von Madame hörten wir nichts weiter, weil wir, theils erschrocken, theils lachend, denn die Hauptmasse lag unten, also konnte kein Todtschlag geschehen seyn — eiligst hinuntersprangen, um zu helfen. Adloff war am ersten unten, und hatte Madame aus dem Burgverließ des Wagenkastens mit Mannskraft schon glücklich errettet, als wir ankamen, und die Flut von Danksagungen hemmten, womit sie ihn überströmte. Keins dachte daran, dem andern kenntlich zu werden, und wir Männer arbeiteten nur, um den Eisenfresser hervorzuschaffen, der unter seiner eignen Last, wie Typhon unter dem Aetna, ächzte, und wie dieser Sicilien, so durch vergebliche Bewegungen den Wagen erschütterte.

Das herkulische Werk gelang mit vieler Anstrengung, und niemand war mehr verwundert als meine Mutter, als sie in den Gesichtszügen des über den Wagenhorizont hervorsteigenden Menschenballs, — denn ein Pelz und ein Mantel von braunem Kalmuck dar-

über, hatten die Sphäroide des Leibes in eine völlige Kugel verwandelt, — eine Reminiscenz des ehemaligen Arzbergerischen Gesichts auf ämmern sah, welches sich freylich zum derzeitigen verhielt, wie ein Embryo von vier Wochen zu einem Jahrkinde, das Amme und Großmutter um die Wette gefüttert haben. Die Perrücke war im Fond geblieben, und ihr Besitzer dachte vor Schreck und Angst, und gleicher Ueberraschung bey dem Anblick meiner Mutter, nicht an ihren Mangel, bis der Wagen aufgehoben wurde, — und der heilige Haarthurm auf dem Boden sich als Residuum darstellte. Da aber begann neue Verlegenheit — er erwischte entsetzt das meist entpuderte und halb bis zur Unkenntlichkeit besudelte Staatsstück, und perorirte, bescheiden es in der Hand haltend, wie denn dessen Zustand das Aufsetzen verbot, die Fortsetzung seiner Begrüßungsrede an meine Mutter; aber in einer höllischen Angst, die durch die abwechselnden Vorwürfe und Entschuldigungen seiner fast in gleichem Zustande befindlichen Frau Gemahlin, wie durch das gar nicht mehr zu unterdrückende Gelächter meiner Schwestern, bis auf den höchsten Grad getrieben wurde.

Ich erbarmte mich seiner, nahm nebst Adloff ihn in das Haus, um ihm in des letztern Stube zur best-



möglichsten Restitution des äußern und innern Menschen behüflich zu seyn; und überließ die Dame, welche gleicher Sorgfalt benöthigt war, ihrem Geschlecht. Mein Werk gelang; eine Sammtmütze, welche er im Wagen aufgehabt, — denn die Perrücke war erst kurz vor dem Dorfe aus der getreuen Schachtel säuberlich geholt worden, — restaurirte die ehrwürdige Gestalt, etwa wie der Kopf eines Bernini den verstümmelten Torso eines Phidias; und einige Gläser Ungarwein gaben seinem Geist alle Schwungkraft wieder, deren er bedurfte, um das Orlogschiff des Leibes flott und die Kanonade seiner Rede immer thätig zu erhalten.

Du winkst mir zu schweigen — und ich führe Dich und meine Gesellschaft ohne weiteres in den Salon, wo die Damen schon waren, mit dem Interesse komischen Erstaunens um die lieblichgeschmückte und holdselig grimassirende und deklamirende Dame Arzberger versammelt. Nun ging das Gespräch untereinander, — o vergib meinem Muthwillen! — wie hefiges Bier; Klagen über den Unfall, Verwünschungen des ungeschickten Bootes, Danksagungen an Adloff, der seine Freude darüber nicht bergen konnte, alte Erinnerungen, ein ewig wiederkehrendes Ritornell von kläglichen Entschuldigun-

gen, Jammer über die Zeiten, Aufzählung der wirthschaftlichen und seelsorgerischen Leiden und Freuden, klangen durcheinander wie eine türkische Musik, wo jeder ex tempore spielt; und die sanfte Mutterstimme flötete zuweilen dazu, wie Lerchengesang zu dem Chor, womit Krähen und Dohlen die aufsteigende Sonne begrüßen.

Aber das Chor verstummte, wie vom Schuß des heimlichverborgnen Jägers erschreckt, als meine Mutter fragte: „aber was macht denn meines Sohnes Jungfer Pathe? lebt sie noch? sie muß jetzt ein großes Mädchen geworden seyn; — warum haben Sie sie denn nicht mitgebracht? —"

Das Ehepaar sah sich betroffen an, die gespannte Aufmerksamkeit und Stille der ganzen Gesellschaft vermehrte ihren Schreck, und sie bereiteten sich zu einer stockenden Entschuldigung, die ich ihnen ersparte, weil ich aus dem Namen ahndete, daß Bernhardine meine Pathe wäre, und mich natürlich ungeduldig darnach erkundigte.

Es war so, — als ich noch als Fähndrich beym Regiment stand, hatte Lucina den indessen versorgten und verheiratheten Arzberger mit einem Töchterlein



beglückt, und er hatte mich, weil er meiner Schnurren wegen mich besser leiden konnte, als meinen sehr ernsthaften und delikaten Bruder, nebst Schwester Minchen zu Gevatter gebeten, — mir war es gemeldet worden, doch hatte ich die ganze Pathengeschichte bald rein aus dem Gedächtniß verloren, das einerseits von militärischen Studien, anderseits von Fähndrichsstreichen überfüllt war. — Sittersbach wurde erst später gekauft, daß ich es einst besitzen sollte, und von meiner Mutter, der Entfernung wegen, nie besucht, weil sie sich auf die Redlichkeit und Kenntniß des Beamten verlassen konnte, den zum Ueberfluß mein Onkel Marwitz zuweilen revidirte, — und so kam es, daß Arzberger und Familie für uns alle, und mein niedliches Pathchen für mich bald moralisch todt waren.

Das alles wurde unter uns ausgemacht, und von dem zagenden Ehepaar nur zuweilen durch ein kleinlautes Ja unterstützt; aber jetzt begann erst der rechte Sturm auf ihr Gewissen.

„Mein Gott! — rief ich, — so bin ich ein halber Vater, und habe eine geistliche Tochter in Ihrem Hause, und habe sie nicht gesehn? — wo steckte sie denn? —"

„Sie ist verreiset —“ erwiederte Madame schnell, während der Vater die Hände rieb. —

Wohin? zu wem? — was macht sie? wie sieht sie aus? kurz, es folgten von allen Seiten eine solche Masse von Fragen, daß Madame bey aller Unverschämtheit zu stottern anfing, und zitterte, als sollte sie zum Gericht geführt werden. — Papa aber seufzte so schwer und richtete die Augen so schwermüthig zum Fenster hin an den Himmel, daß ich in dem Gesicht meiner Mutter deutlich die höchste Befremdung wahrnehmen konnte.

„Aber, Freund! — wandte ich mich an Adloff, — ich habe eine Pathe, wie Sie hören; nun erklären Sie mir meine Pathenpflicht, und mein Pathenrecht. —“

„Beyde sind eins, — sagte er, tiefbedeutend, und in seinen Augen perlte eine gefühlvolle Thräne; — „wie der Mond leuchtet, wenn die Sonne nicht strahlt, so sollen und dürfen Pathen lieben und sorgen, wo älterliche Liebe und Fürsorge mangelt —“

„O schön! rief ich, innig bewegt, — und ich gelobe vor Gott und diesen Zeugen, eine so rühm-



liche Pflicht an meiner Tochter Bernhardine zu erfüllen! — “

---

Adloff wandte sich und weinte. Die übrige Gesellschaft schwieg ernst und mannigfaltig verlegen. Mir schien es Zeit zum letzten Act. Die Vorsicht begünstigte mit derselben Wintersonne, welche des großen Napoleons Operationen unterstützte, die meinigen; ich schlug einen Spaziergang im Garten vor, den alle begierig annahmen, weil allen von innerer Unruhe das Zimmer zu enge wurde.

Wir wandelten der Kreuz und Quer, und wie unsre Schritte, wechselte die Unterhaltung. Unvermerkt hatte ich die Gesellschaft dem Amthause näher gebracht.

„A propos — sagte ich zu Adloff, — Sie haben Ihre Wohnung noch nicht gesehn. Ich hoffe — indem ich mich zu den übrigen wandte — es wird Ihnen allen nicht unangenehm seyn, und der Geschmack der Damen kann verbessern, was der meinige vielleicht daran verdorben hat. — “

So gingen wir durch die große Allee darauf zu. Bernhardine lag im Fenster — ich hatte sie durch die

Bäume gesehn. Ich wurde weich; denn ich dacht mir, daß sie ihre Aeltern und Adloff jetzt schon er kennen müßte, und empfand, was ihr Herz erschüt terte. Mutter und Schwestern bemerkten sie zuerst und fuhren bey ihrem Anblick plötzlich verfinstert zu sammen; dann Adloff — dann die Aeltern — aber ich ließ allen keine Zeit, sich zu sammeln, drang ha stig ins Haus, und öffnete die Thür zu dem Zimmer, in dessen Hintergrunde Bernhardine, schön, aber bleich und starr, wie eine Statüe der Liebesgöttin stand. —

O welcher Augenblick, Lengenfeld! — wie Adloff, mit allen Pulsen, allen Geberden, und glühenden Blicken hin zu der Geliebten strebend, doch, wie durch dämonische Kraft, am Boden eingewurzelt stand, — wie die unnatürlichen Aeltern schreckhaft bald das Gespenst der Tochter, bald mich, bald den ihnen bis daher fremden Jüngling anblickend, nicht wagten, einen Laut des Erschreckens zu äußern, — wie meine Mutter und meine Schwestern mit den Augen zu enträthseln suchten, worüber Verwunderung und ungeduldige Neugier ihnen keine Frage erlaubte, — wie die holde Königin dieser seligen Stunde vom schnellem Entsetzen zum übermächtigen Entzücken der Liebe über-



überging, und die Arme freudig ausbreitend, sie eben so schnell zurückzog, und ihr mit den schönsten Rosen wieder übersätes Gesicht mit beyden Händen bedeckte. —

Ich war zu weich — ich konnte nicht sprechen. — „Was zögern Sie? rief ich Adloff nach einigen Sekunden zu — sie ist Ihr Eigenthum auf ewig. — "

So nahm ich ihn bey der Hand, und führte ihn in ihre Arme — sie vergaßen, die Glücklichen, uns und die Welt. —

„Vater, sagte ich zu dem rein vernichteten Alten, segnen Sie Ihre Kinder, — und Sie — indem ich mich zur Stiefmutter wandte, — ich war im Begriff etwas hartes zu sagen, aber ich wollte diesen Augenblick nicht entweihn und wandte mich von ihr.

Der Alte ging hin, in väterliche Thränen ausbrechend, die mich mit ihm versöhnten. Ich konnte nicht weiter sehn, denn mich umfingen die Meinigen, und ich schaute in ihre von versöhnter und verdoppelter Liebe strahlenden Augen wie in himmlischen Glanz, — endlich schwand mir in wahrhaft süßen Thränen auch ihr Anblick, und ich legte still mein Haupt an meiner Mutter treue Brust. —

O heilige Engel des Rechtthuns und des Wohlthuns, welchen Frieden gießet ihr in meine Brust! Und erschienen sie mir nicht zuerst in Dir, Alter? O sey gesegnet! und eile, und reiß jede haltende Fessel entzwey, und eile zu mir — denn in vierzehn Tagen sollst Du mich und Auguste im bräutlichen Kranze segnen!

---

# VII.

# Der schwatzhafte Kuß

von

Fr. Laun.

## Der Amtmann und seine Aktuarien.

Der Justizamtmann Blank zu Hohenheim suchte seines Gleichen an Heiterkeit und Jovialität. Zuweilen aber suchte er's auch hinter den Ohren. Dies war besonders seit sechs Wochen der Fall; denn so lange mochte ungefähr der neue Aktuarius bey ihm tagtäglich aus und eingehen. Der gute Mann hatte immer mit den Herren Aktuarien seine Noth. Zwar besaß er in dem vorigen einen geschickten und thätigen Mann, wie in dem neuen. Aber beyde hatten sie — mit Ehren zu melden — ihre fixen Ideen. Der vorige sah nämlich lauter Teufel in den Menschen und der Amtmann hatte zu thun', bis er ihn zu der Ueberzeugung brachte, daß die meisten Vergehungen und Verbrechen aus Schwäche und Unvorsichtigkeit entstehen. Der neue Aktuarius, Herr Sturm, hingegen schien lauter Engel in den Menschen sehen zu wollen. In Justizsachen zwar konnte man das noch nicht beurtheilen. Denn der einzige bedeutende Verbrecher, der seit Herrn

Sturms Amtirung eingefangen worden war, hatte ihm jedes Verhör durch eine schleunige Flucht erspart. Aber in des Amtmanns Wohnung selber brach die Sache aus. Zuvor jedoch sind hier einige Umstände einzuschalten.

## Die Frau Amtmännin.

Der Amtmann hatte vor vier Jahren einmal plötzlich von einer Reise ein niedliches Weibchen mit nach Hause gebracht. Die Stadt schien auch so zufrieden mit Karolinen zu seyn, wie er selber. Und die beyderseitige Zufriedenheit hatte nun schon diese vier Jahre ununterbrochen fortgedauert. Die häusliche Arbeit ging der Frau Amtmännin gut von den Händen. Ihre zwey frischen Kinderchen kamen ihr nicht aus den Augen. Und trat der Amtmann müde von seinen Geschäften zu ihr herein, da brachte sie ihm, wenn gerade Zeit übrig war, einen herzlichen Kuß entgegen. Er erwiederte den Kuß eben so herzlich. Er nannte sie sein gutes, altes Weib, mit welchem Ehrentitel sie um so zufriedener war, da er recht gut wußte, daß sie erst das ein und zwanzigste Jahr zurückgelegt hatte.



Aber der neue Aktuarius brachte ganz andere Dinge und Namen aufs Tapet. Der war ein schöner Geist und hatte die Frau Amtmännin in der kurzen Zeit schon ein dutzendmal besungen und sich über ihre Engelschaft in gereimten und ungereimten Versen so verbreitet, daß ihr vielleicht am Ende selber kein Zweifel daran blieb, und neben Herrn Sturms hochbeinigen Redensarten die schlichten, herzigen Anreden ihres Gatten schal und abgeschmackt vorkommen konnten.

Auch das Betragen des Aktuarius stimmte mit seinen Versen überein. Er machte sich's zur Pflicht, seinem Engel alles an den Augen abzusehen, so daß der Amtmann, der mehr im Kopfe hatte, sich in solchen Sachen allerdings gar nicht mit ihm zu messen vermochte.

Und es schien obendrein mit jedem Tage ärger zu werden. Herr Sturm ergriff den geringsten Anlaß zu einem Gedichte auf Karolinen. Er traf überdieß in den Straßen, sobald sie ausging, mit ihr zusammen. Alles dieses war um so bedenklicher, da er noch weit mehr durch sein blondes Lockenköpfchen, und seine schlanke Figur, als durch seine, aufrichtig zu sprechen, etwas magern Verse die Verwandtschaft mit dem schönen Dichtergotte beurkundete.

## Kein Anhalten.

Der Amtmann band sich einmal in aller Frühe sein Halstuch am Fenster um. Er schien dabey gar mismuthig. Denn so eben war Herr Sturm schon vorbeygegangen und hatte Karolinen seine Morgendevotion bezeigt.

Das geht nun vom frühen Morgen an! dachte Herr Blank. Am Tage begegnen sie einander. Den langen Abend bringt er dann hier zu, und bald wird er mir's verdenken, daß ich bey Nacht mit ihr bin und er nicht. Sie kann ja wahrhaftig kein Glas mehr zum Munde führen und keinen Löffel Suppe hinteressen, ohne daß ihre Grazie dabey in Verse gebracht wird. Mit Einem Worte, die Sache fängt an böse zu werden.

Der Amtmann hatte allerdings nicht ganz unrecht. Die Korrespondenz der Blicke schien bisweilen schon eingeleitet zu seyn. Auch hatten, wie Herr Blank am Abend zuvor einmal nach einem Gange ins Nebenzimmer zurückgekommen war, Karoline und Herr Sturm sich so betroffen von einander entfernt, daß der gute Eheherr wohl zu dem Argwohn kommen konnte, es sey nicht ohne ein Küßchen abgegangen.



Er hatte zwar viel Recht zu schließen, daß es das erste Küßchen gewesen seyn möchte, aber wenigstens eben so viel, daß es nicht zugleich auch das letzte bleiben werde. Er hätte etwas darum gegeben, wenn der Kuß als Corpus delicti zu den Akten wäre zu bringen gewesen. Das aber wollte, leider, nicht angehen, da Küsse bekanntlich eine so vergängliche Waare sind, daß sie, einmal vollbracht, zu gar keinem Anhalten mehr dienen können.

## Wie beweist man das?

Gleichwohl hatte ihm der verwünschte Kuß die ganze Nacht in allen Gliedern gelegen, und auch seinen Mismuth früh am Fenster schon vor dem Vorbeygehen des Herrn Sturm sattsam eingeleitet. Seit langer Zeit aber an juristische Beweise, als die solidesten gewöhnt, äußerte er nicht das mindeste darüber gegen Karolinen. Doch sann er den Tag über nach, wie er sich mit eignen Augen von der Existenz eines solchen Kusses überzeugen und seine Gegner — denn dafür hielt er sein Weibchen und den Aktuarius in dieser Angelegenheit — dessen überführen könnte.

Ein Leichtes würde es ihm vielleicht gewesen seyn, wenn er das große Astloch in der Thüre Abends ein-

mal von Außen benutzt hätte, und dann eiligst hineingestürmt wäre. Allein das Horchen und Lauschen an Thüren und Fenstern war dem ehrlichen Herrn Blank von Kindesbeinen an dermaßen zuwider, daß er selbst in diesem Falle keinen Gebrauch davon machen wollte.

## Das glückliche Ungefähr.

Am Abende brachte ihn, wie es oft geschieht, das Ohngefähr auf einmal so weit, als es das Nachsinnen des ganzen Tages nicht vermocht hatte. Der Schlafrockärmel riß nämlich, wie er nach einem Aktenstücke langte, den Schirm seiner Studirlampe herunter. Beym Wiederaufheben machte er dann seine Hand schwarz damit, bemerkte es aber nicht eher als späterhin, wie die Zeit des Abendessens sich näherte und der Schlafrock schon weggeworfen war, und vor dem Spiegel der Kragen seines Oberrocks geordnet wurde. Denn neben dem zierlichen Aktuarius, der sein Gast war, glaubte er weder im Schlafrocke, noch sonst in einem unordentlichen Anzuge bestehen zu können. Er erschrack aber vor sich selbst, wie sein Gesicht an mehrern Stellen ganz schwarz aussah; doch kam er bald dahinter, daß es von der Hand herrührte, an der



er noch immer einen ziemlichen Vorrath von Lampenruß entdeckte.

Hm, dachte er, indem er sich rein wusch, wenn der Mund des Aktuarius nur etwa so schwarz wäre, wie meine Hand! Da müßte ein Kuß davon eine gar gründliche Spur hinterlassen. Hm, brummte er ferner beym Abtrocknen und gleich nachher mußte der Lampenschirm das Innere seiner linken Hand mit so viel Ruße versehen, als zur Ausführung des eben ersonnenen Plänchens nöthig seyn mochte.

Es war übrigens die höchste Zeit, denn schon stand der Aktuarius vor der Thüre, dessen leisen, höflichen Klingelzug der Amtmann schon ziemlich auswendig wußte.

## Denke hübsch an den Bart.

Herr Blank kam seiner Frau, die in der Küche das Klingeln auch gehört hatte, mit dem Oeffnen der Thüre zuvor. Sie gingen hierauf alle drey in das gemeinschaftliche Zimmer, wo der Amtmann die linke schwarze Hand besser zu verbergen wußte, als der Scharfrichter sein Schwert, mit dem ihr übrigens einige Aehnlichkeit nicht abzusprechen war.

Der Amtmann, welcher zuweilen auch lustig scheinen konnte, wenn's im Grunde seines Herzens nicht

recht heiter aussah, zeigte sich in dem halben Stündchen, das noch bis zur Suppe übrig blieb, gar munter und aufgeweckt. Weißt Du noch, Mäuschen, sagte er, indem er sich zu Karolinen setzte, wie ich einmal — Du warst erst, sieh, nur so groß — wie ich da von der Universität zum Besuch nach Hause, und auch zu Deinen Aeltern kam! Da wolltest Du Dir durchaus kein Küßchen geben lassen, weil die Kindermuhme Dir gesagt hatte, jeder Kuß von Mannspersonen ziehe einen Bart nach sich. Seitdem bist Du aufgeklärter worden, nicht wahr?

Pfui Mäunchen! rief die arme Frau mit glühendem Gesicht.

Nun, nun, versetzte Herr Blank, vor meinen Küssen brauchst Du ja nicht roth zu werden. Aber wenn junge Herrchen kommen, wie zum Exempel unser Aktuarius, da denke nur allezeit hübsch an die Kindermuhme und an den Bart.

## Ausreden!

Er drückte sie hierauf fest an sich und sie senkte, vielleicht um ihre Augen nicht sehen zu lassen, das niedliche Köpfchen herunter auf seine Brust.

Lieber Aktuarius, sagte nunmehr der Amtmann, so ein Weibchen müssen Sie auch nehmen. Dann erst werden Sie das Glück des Lebens recht empfinden.

Ach, erwiederte Herr Sturm, solche köstliche Edelsteine liegen nicht überall am Wege.

Ausreden, junger Herr, kahle Ausreden! Wenn sie auch nicht am Wege liegen, so sind sie doch wahrlich nicht so rar, wie ihr galanten Herren uns bisweilen vorspiegeln wollt.

Die Frau Amtmännin schien dies Wort etwas übel zu vermerken, denn sie rückte augenblicklich ein Stück von dem Manne weg. Der aber rückte nach und sagte: Brauchst Dich dadurch nicht beleidigt zu fühlen, mein gutes, altes Weib. Solltest mir vielmehr in meinen Ermahnungen beystehen. Der junge Herr hat Vermögen und könnte morgendes Tages dazuthun. Denn nicht allen wird es so wohl, schon in so frühen Jahren das Lebensglück ins eigene Haus zu pflanzen. Und wahrlich, lieber Sturm, es geht nichts über die Freude, so ein Weibchen zu haben und so traulich daneben zu sitzen und sich recht satt zu küssen.

## Falsche Freundlichkeit.

Der Amtmann wischte sich zwar eine Thräne aus dem Auge, bey dem Widerstreben, das seine Frau zeigte. Doch konnte er letzteres auch unmöglich misbilligen. Wie die Umstände einmal waren, so mußte ein solches Schauspiel dem Herzen des zärtlichen Zu-

schauers sehr weh thun. Daher denn Karolinens Widerstreben auf gar keinem eigenen Interesse zu beruhen brauchte, sondern schon ganz allein von dem schönen, weiblichen Mitleid hervorgebracht seyn konnte.

Der Amtmann stand auf und legte den linken Arm auf die Stuhllehne des Aktuarius. Das Licht auf dem Tische daneben, das über der interessanten Scene ganz vergessen worden war, hatte eine tüchtige Kohle.

Ich sehe schon, sagte Herr Blank, daß das Lichtputzen auf mich gewartet hat, ergriff die Putze und putzte — wie von ungefähr — ganz aus.

So hätten wir's auch gekonnt! rief die Frau Amtmännin lachend, und der Aktuarius wollte mit dem Lichte nach der Küche.

Bleiben Sie, bleiben Sie! sagte der Amtmann freundlich und klopfte ihm dazu mit der linken flachen Hand leise auf den Mund. Es ist draußen finster. Auch muß immer der die Sache abbüßen, der sie verschuldet hat.

Hierauf ging er mit dem Lichte hinaus.

### Ey, was tausend!

Beym Zurückkommen fiel sein erster Blick auf Karolinen und — das Mäuschen war gefangen.

Ih, Schätzchen, rief er, was ist denn das? Die alte Kindermuhme hat doch wohl recht gehabt mit dem Barte? Sehen Sie nur die arme Frau an, lieber Aktuarius. — — Ey, was tausend, Sie selber haben ja einen viel stärkern Bart als gewöhnlich?

Mit diesen Worten führte er beyde vor den Spiegel, vor dem die Frau Amtmännin, wie sie sich so erblickte, einen Schrey ausstieß, und den häßlichen Uebelstand sogleich mit dem niedlichen Händchen zudeckte. —

Die Pause, welche nun eintrat, war für alle drey Interessenten nicht die behaglichste.

Der Aktuarius, dem jetzt über des Amtmanns hinterlistig freundliches Klopfen auf seinen Mund ein Licht aufging, stammelte eine Bitte um Vergebung, während die arme Karoline, die noch gar nicht wußte, wie ihr geschehen war, Augen und Lippen in die Ecke des Sopha's versteckt hielt.

### Ende gut, alles gut.

Beruhigt euch, Kinderchen, sprach hierauf Herr Blank mit gutmüthiger Freundlichkeit. Auch ich muß einen Theil der Schuld auf mich nehmen, denn arglistig genug, bahnte ich euch ja selber zu dem Kusse den Weg. Aber laßt euch den heutigen Schnurrbart zur Warnung dienen und entzieht euch, jetzt da es

noch Zeit ist, einem Verhältnisse, worin ihr — aus Unvorsichtigkeit — allmälig gerathen seyd, das euch aber unfehlbar am Ende selbst zur bittersten Reue geführt hätte. Jetzt seyd ihr noch beyde brav und gut. Doch Bravheit und Güte thut es nicht allein. Um diese zu behaupten, ist hauptsächlich auch Vorsicht nöthig. — Und nun einen Vorhang über die ganze tragi-komische Geschichte.

Während nun der Aktuarius nach einem dankbaren Händedrucke zum Spiegel ging, um sich von seinem Bartüberflusse zu befreyen, kam die Frau Amtmännin, das Tuch vor den schwatzhaften Mund gehalten, schüchtern zu ihrem Gatten, der sie mit alter herzlicher Liebe an seine Brust drückte. Bald darauf schlug sie ihr Auge zugleich voll Beschämung und Freude nach ihm empor und es fielen zwischen ihnen einige zärtliche Worte.

Als aber die Suppe herein kam, ergab sich's, daß der Aktuarius davon geschlichen war. Letzterer, welcher bald nachher des Amtmanns Rath befolgte und ein artiges Mädchen zum Altar führte, hat mir die Geschichte selber mitgetheilt, wie Herr Blank sie ihm in der Folge durch Erzählung ergänzt hatte.

---



# VIII.

## 1) Laodamia;

---

## 2) Hannibals Schwur.

Von

Buri.

# Laodamîa. *)

Comes extincto Laodameia viro.
*Ovid.* Trist. I. 6. v. 20.

Laodamia! Süßes Glück
Verhieß dir lächelnd Eros Blick.
Ach! Blick und Lächeln hat gelogen!
Zwey Welten steckte Der in Brand,
Den er aus Phrygia gesandt.
Schon ist die Rach' auf Tethys Wogen
Hinan gen Ilium gezogen.

Protesilaos, kaum vermählt,
Vom Glück der Liebe hoch beseelt,
War dem beleidigten Atriden
Gefolgt, ein Wetterstrahl im Heer.
An Kraft und Löwenmuth wich er
Im ganzen Zug der Helleniden
Nicht Einem, als dem Peleiden.

Laodamia hält im Arm
Sein Bildniß, träumt es liebewarm,

*) S. Ovids 13te Heroide.

Sie gibt ihm Kuß und Schmeichelrede,
Wird zärtlich von ihm angeblickt,
Und ist im wachen Traum entzückt.
Der Markt, der Portikus, die Rhede
Sind ihrem Herzen leer und öde.

Der Herbsthauch bleichte schon die Flur,
Da that sie ihren großen Schwur:
„Bey'm Strom, der quillt im Reich der Schatten!
„Ereilt der Keren schwarze Hand
„Den Herrlichen im Trojer-Land:
„Hinab zu Orkos düstren Matten
„Begleit' ich den geliebten Gatten."

Und Hoffnung wechselt oft mit Gram,
Bis schrecklich die Entscheidung kam,
Verbreitend durch das Land die Kunde:
Gefallen ist im Streit der Held!
„Fahr wohl, (rief sie) du Oberwelt,
„Geschlagen hat die Todesstunde!
„Ich komm', ich komme, treu dem Bunde.

„Ihr Götter, seyd gerecht und mild!
„Gott Eros, laß nicht ungestillt
„Der liebeheissen Sehnsucht Qualen!"
Da säuselt's in des Estrichs Saum,
Erheitert wird der Halle Raum



Durch Schimmer, deren sanfte Strahlen
Die Wand mit Eos Farben malen.

Ein geistig Wehn durchhaucht die Luft.
Sie ruft: „Protesilaos!" ruft:
Eil', o Geliebter, zu erscheinen!" — —
Und fern in Dämmrung schwebt heran
Ein Geist, blickt wehmuthvoll sie an,
Und steht gelehnt an Pfeilersteinen.
Entgegen stürzt sie ihm mit Weinen:

„Umarme mich, ersehnter Gast!
„Nimm aus dem Licht, das mir verhaßt,
„Mit dir ins Schattenreich mich nieder!"
Sie schlägt die Arm' um ihn — er weicht
Wie Nebel, den der Wind verscheucht,
Und sammelt die zerstreuten Glieder,
Und kehret liebelächelnd wieder.

„Erbarmung, Parzen! Löst das Band
„Des Lebens! An des Gatten Hand
„Laßt mich sie schaun, die stillen Thale,
„Wo nichts das Glück der Liebe stört!
„Dort bin ich selig, neidenswerth,
„Dort winket uns die Freudenschale
„An Proserpinens Göttermahle."

Der Schatten — will er, ach! von ihr
Schon scheiden? — nähert sich der Thür.
„Verlassen? Du dein Weib verlassen?
„Die Unglückstochter des Akast,
„Auf Erden hat sie nimmer Rast.
„Laßt, Götter, jetzt laßt mich erblassen
„Im wonneschauernden Umfassen!“

Die Götter rührt das Flehn. Sie bebt,
Sie sinkt. Das Gattenpaar entschwebt
Zu jener stillen Welt, umschwommen
Von Lethe's Flut, die rührend tönt:
„Seyd mit Unsterblichkeit gekrönt,
Glorreiches Muster aller frommen
Vermählten, tausendfach willkommen!“

Dort wo der Tapfre kämpfte, gab
Die Nachwelt ihm ein Marmorgrab.
In Hellas rauchten ihm Altäre,
Der in des Räubers Paris Land
Den großen Tod der Helden fand.
Auch für die Gattin manche Zähre
Rann in die Flamme der Altäre.

---



## Hannibals Schwur *).

Des Manns vom Römerhassenden Geschlechte,
Des Mannes mit der thatenschwangern Rechte,
Hamilkars wichtigstes Geschäft war es, sobald
Der kleine Hannibal die ersten Worte lallt',
In seine junge Brust den Römerhaß zu prägen.
Den Manen Dido's heilig, war gelegen
Ein Tempel mitten in der Stadt,
Dem jeder Tyrier mit Ehrfurcht naht.

Taxbäum' und schwarze Kiefern hatten
Ihn überwölbt mit düstern Schatten
Und hielten jeden Sonnenblick
Von diesem heil'gen Ort zurück.
Hier ward (sagt das Gerücht) Elisa's armes Herz
Durch selbst gewählten Tod frey von der Liebe Schmerz.
In Marmor täuschend ausgehauen
War eine Reihe Bildnisse zu schauen.

---

*) Nach Silius Italicus.

Hoch prangen in dem Heiligthum
Der große Vorfahr Belus, samt
Den Fürsten all, von ihm gestammt,
Agenor, seines Volkes Stolz und Ruhm,
Und Phönix, der dem Land den Namen einst gegeben.
Elisa selbst (im bessern Leben
Mit dem Gemahl Sichäus nun vereint)
Sitzt; vor ihr liegt das Schwert von dem geliebten Feind.

Im Umkreis ragen hundert Hochaltäre,
Geheiligt theils olymp'scher Mächte Ehre,
Theils dem gewalt'gen Erebus geweiht.
Hier kniet die Priesterin im rabenschwarzen Kleid,
Die aufgelösten Haare fliegen wild,
Sie sendet ihr Gebet zu Proserpinens Thron
Und zu dem grausen Acheron;
Der Boden bebt, der Abgrund brüllt.

Ein Säuseln wie von Geisterchören
Fährt wispernd durch die schauderhafte Nacht,
Die Flammen zünden sich von selbst auf den Altären —
Des Orkus Manen sind erwacht
Und flattern durch den Raum mit magischem Wehklagen.
Elisa's Marmorantlitz trieft von Schweiß.
In diesen Wunder-Dom wird, auf Geheiß
Des Vaters, Hannibal getragen.



Bey'm Eintritt merkt der Puner Held genau
Auf Blick des Knaben und Geberde,
Zu forschen, wie die wunderbare Schau
Auf dessen Seele wirken werde.
Furchtlos vernimmt das Kind das grause Rufen
Der Priesterin, sieht ohne Beben
Die Altarflammen sich von selbst erheben,
Und die mit Opferblut bespritzten Stufen.

Hamilkar, ahnungsvoll, entzückt
Ob dieser schönen Vorbedeutung, drückt
Den unerschrocknen Liebling an die Brust,
Ihn herzend mit Heroen-Lust.
Durch Zuspruch seinen Muth noch mehr entflammend,
Strömt er ihm diese Rede ins Gemüth:
„Das Römervolk, vom falschen Troja stammend,
Verfolget rastlos das Kadmäische Geblüt.

Tand sind Verträge ihm. Vergönnt mir Alten
Das neid'sche Schicksal nicht, vom Vaterlande
Die namenlose, untilgbare Schande
Mit dieser Rechten abzuhalten —
O Sohn, dann sey er dein, der große Sieg!
Beschleuß im Herzen den Vertilgungskrieg
Entgegen diese Räuber von Laurent!
Es zittre Latium, wenn's deinen Namen nennt!

Die junge Mannschaft an der Tiber,
Mahnt schwarze Ahnung sie an dich,
Ergreife des Entsetzens Fieber!
Und jede Mutter Roma's weigre sich,
Weil Hannibal heranwächst, zu gebären!
Und jetzt, da in dem muth'gen Kind
Im Aufruhr alle Leidenschaften sind,
Läßt er es knieen und den Eid der Rache schwören:

„Zu Wasser und zu Land, mit Feuer und mit Schwert,
„Mit nimmersatter Rache Dolchen
„Schwör' ich die Römer zu verfolgen,
„Sobald die Zeit mir Reif' und Kraft gewährt;
„Zurück will ich der Troja Umsturz wälzen;
„Nicht Götter, nicht Vertrag, nicht die Tarpejer Felsen,
„Und nicht der Alpen Eis entreißt mir diesen Sinn!
„Vernimm den Schwur, o Mars! und du, o Königin!"

---

# IX.

## Katharina von Bora

von

G. G. Bredow.

Katharina von Bora ist seit dem Tage ihrer Verheirathung mit Dr. Martin Luther den Gegnern des großen Mannes ein willkommener Gegenstand gewesen, ihm Schwächen und Lächerlichkeiten anzudichten, und ihre Lebensgeschichte mit Fabeln aller Art bis zu einer Vollständigkeit auszuschmücken, die wir beneiden könnten, wenn nicht auch dürftige Wahrheit für uns einen höheren Werth haben müßte, als die reichste Lüge. Am fleißigsten scheint diese Erzählungen zusammengetragen zu haben Michael Kühn, Dechant des Augustinerklosters in Ulm, unter dem angenommenen Namen Eusebius Engelhard; und gleich der Titel bezeichnet den Geist des Buches:

Lucifer Wittenbergensis, oder der Morgenstern von Wittenberg, *) das ist: Voll-

*) Anspielung auf Luthers Worte in den Tischreden Cap. 52. §. 3.: „Unter allen Sprachen ist keine so reich von Allegorien, als die Ebräische. Die deutsche

ständiger Lebenslauf Catharinae von Bore, des vermeynten Ehe-Weibs D. Martini Lutheri, meistentheils aus denen Büchern Lutheri, aus seinen saftigen Tischbrocken, geistreichen (scilicet) Send-Schreiben, und anderen raren Urkunden verfasset, in welchem alle ihre Schein-Tugenden, erdichtete Großthaten, falsche Erscheinungen und elende Wunder-Werck, nebst dem ganzen Canonisations-Process, wie solcher von ihrem Herrn Gemahl noch bey ihren Lebs-Zeiten vorgenommen worden, weitläufig erzehlet werden. An das Tag-Liecht gestellet von R. D. Eusebio Engelhard. 2 Theile in 8. Zweyte, neue, vermehrte und verbesserte Auflage. Landsperg (Augsburg), 1749.

Die erste Auflage ist vom J. 1747; ist hier also nicht etwa bloß ein neues Titelblatt, so gibt das einen Beweis, mit welchem Eifer im südlichen Deutschlande das Buch gelesen worden seyn muß; denn im nörd-

Sprache ist voll von Metaphoren. Als wenn wir sagen: groß Geschrey, wenig Wolle; er hänget den Mantel nach dem Winde; Käthe von Bora ist der Morgenstern zu Wittenberg u. s. w."



lichen ward es erst seit 1749 bekannt. Da wird nun nicht bloß erzählt, daß Katharina vor ihrer Verheirathung lüderlich gelebt habe, daß sie vierzehn Tage nach der Hochzeit niedergekommen sey, daß sie die Ehe gebrochen, wie Luther selbsten die Sache erzähle, aber ganz auf eine verdeckte Weise, sich einen Junker nennend, und Bore die saubere Junkerin; sondern selbst ihr unschuldiger Adel wird angetastet, und mit Begier die Nachricht aufgenommen, sie sey die Tochter eines Bäckers aus Leipzig. — Indeß sind die Erdichtungen alle so handgreiflich, und die Beweise größtentheils so lustig, daß es der weitläufigen Prüfung und Widerlegung wahrlich nicht Noth that, deren Christian Wilh. Franz Walch, Professor der Weltweisheit erst in Jena, dann in Göttingen, sie gewürdiget hat *).

*) Wahrhafte Geschichte der sel. Frau Catharina von Bora, D. Martin Luthers Ehegattin, wider Eusebii Engelhards Morgenstern zu Wittenberg, Halle, 1751. Und als Engelhard dagegen „Freundschaftliche Erinnerungen wegen übelgebutzten Morgenstern zu Wittenberg. Presburg, 1752." drucken ließ, gab Walch eine umständliche Widerlegung der Erinnerungen als zweyten Theil der Wahrhaft. Gesch. der sel. Fr. Catharina v. Bora. Halle, 1754.

In unsern Tagen haben wir die Katharina von Bora, in Werners Weihe der Kraft, auf dem Theater gesehen. Aber — sonderbar ist das Schicksal der Frau, diese Katharina hat mit der Ehegattin Luthers auch nichts gemeinsam als den Namen: nicht bloß der Charakter ist ganz nach Willkür gebildet, sondern alle Begebenheiten ihres Lebens, die unmittelbar Inhalt des Drama's sind oder gelegentlich erwähnt werden, sind mit Verkehrung aller Chronologie und aller Analogie rein erdichtet. Wir wollen nun dem Dichter keineswegs seine Freyheit beschränken; allein wir haben ein Recht nach dem Grunde zu fragen: warum ganz frey und willkürlich geschaffenen Gebilden der Phantasie historische Namen geben, an welche bestimmte Charaktere und wirkliche Begebenheiten geknüpft sind? könnte das nicht mancher einer Verfälschung oder Travestirung der Geschichte vergleichen?

Die wahre Geschichte der Katharina von Bora mag nun leicht gegen jene mit Fabeln ausgeschmückte, und gegen diese von einem Dichter ausgesonnene, dürftig und trocken erscheinen; denn es fehlt uns für den größern Theil ihres Lebens an vollständigen und genauen Nachrichten, selbst aus der Zeit nach ihrer Verheirathung. Allein was ist auch Großmerkwürdiges



ges in dem Leben einer frommen tugendsamen Hausfrau, die ihren Ehegemahl bedient, und ihre Kindelein säuget und pfleget? Das Weib gehört der Stille des Hauses; und in jenen Tagen, da die Bibeltexte nicht leere Formulare, sondern göttlich Wort waren, mußte der Gehorsam, der als eine der ersten weiblichen Tugenden galt, die Ehefrau im bürgerlichen Leben nur noch mehr der öffentlichen Aufmerksamkeit entziehen. Nur das mögen wir aus diesem Mangel an Nachrichten schließen, daß Katharina weder so eine Xantippe gewesen sey, die durch Maulschellen von Luthern habe gezüchtiget werden müssen, wie Engelhard sie uns abkonterfeiet, noch auch von so kränklicher Phantasie einer-, und so unweiblicher Zudringlichkeit andrerseits, daß sie, Franzens Tod kaum achtend, die Weihe der Liebe der Kraft Luthers gewaltsam aufzwängt, wie Werner sie uns darstellt.

Katharina von Bora oder Bore ist geboren 1499 d. 29. Januar, wie wir von einer silbernen Denkmünze lernen, die Luther ihr zu Ehren hat schlagen lassen. Sie war also volle funfzehn Jahre jünger als Luther, da die neuesten Untersuchungen doch darin zusammentreffen, daß Luther, nicht 1484, sondern 1483 d. 10. November geboren sey. — Ihren Geburtsort kennen wir nicht, noch wissen wir Näheres

von ihren Aeltern. Ihr Name indeß, dem von allen Gleichzeitigen ohne den geringsten Zweifel gegen ihre adliche Abkunft das Wörtlein von vorgesetzt wird, beweist, daß ihr Vater zu dem im Mittelalter nicht unberühmten ritterlichen Geschlecht der Boren, Vasallen der Markgrafen von Meißen, gehört habe. Werner gibt ihm den Vornamen Claus, welcher im Geschlechtsregister der Boren gar nicht vorkommt; analoger hätte er ihn Hans genannt, wie mehrere aus diesem Geschlecht geheißen haben. Auch ein Bruder der Katharina führt diesen Vornamen, und heißt Herr von Kleinlausiz oder Steinlausiz: sollte dies etwa das Erbgut der Familie, und also der Geburtsort der Katharina seyn? — Ihre Mutter, Anna, stammte aus einer der ältesten adlichen Familien Deutschlands, der von Hugewitz, d. i. nach neuerer Aussprache Haugwitz. Reich indeß scheinen ihre Aeltern nicht gewesen zu seyn: das Gütchen Kleinlausiz war so wenig einträglich, daß Hans von Bora zugleich Verwalter des Nonnenklosters zu Leipzig war, und als diese Stelle ihm genommen wurde, Luther ihn 1542 dem Herzog zu Sachsen Johann Friedrich empfahl, daß er ihm doch ein Amt geben wolle. Und daß Katharina ohne Vermögen gewesen sey, bezeugen Luther und andere Gleichzeitige.



In diesen Vermögensumständen der Aeltern mag denn auch ein Grund gelegen haben, warum sie die Tochter schon jung in dem adlichen Fräuleinkloster Nimtschen, unweit Grimma an der Mulde, als Nonne haben einkleiden lassen. Obgleich sie hier nun anfangs, wie sie sich selbst rühmet, hitzig und emsig und oft gebetet habe: so fanden sich doch nachher uns unbekannte Gründe, daß sie und mehrere Fräulein des Klosters aus demselben erlöset zu seyn wünschten. Daß Luthers neue Lehre sie wenigstens in ihrem Begehren gestärkt, und die Eröffnung und Aufhebung mehrerer Klöster ihren Muth und ihre Hoffnung belebt habe, ist nicht unwahrscheinlich. Es wandten sich also neun Nonnen des Klosters Nimtschen, unter denen auch Katharina, an ihre Aeltern und Freundschaft mit demüthiger Bitte, ihnen aus dem Kloster zu helfen, weil solch Leben der Seelen Seligkeit halben von ihnen nicht länger zu dulden sey; was dagegen ihre Aeltern sonst über sie beschließen würden, wollten sie als fromme Kinder thun und leiden. Da ihnen alles abgeschlagen wurde, und sie also von ihren nächsten Blutsverwandten verlassen waren; suchten sie Hülfe und Rath wo sie dieselben irgend erwarten konnten, und wandten sich wahrscheinlich unmittelbar an Martin Luther. Denn er erklärte öffent-

lich, daß die Erlösung dieser armen Seelen aus dem Gefängnisse menschlicher Tyranney durch ihn angeregt worden. Luther gewann darauf in der Stille den Leonhard Koppe, Bürger zu Torgau, daß er mit seines Bruders Sohn und einem andern ehrbaren Bürger Wolf Tomitsch es unternahm, die neun Nonnen aus ihrem Kloster zu befreyen. Sie vollführten ihr Werk in der Nacht vom Charfreytag auf den Oster-Sonnabend, 1523 den 4ten April. Die näheren Umstände wissen wir nicht; denn nur jüngere Schriftsteller erzählen ohne ältere Zeugen, dieser, daß die Klosterpforte gewaltsam erbrochen worden; jener, daß Koppe über die Gartenmauer gestiegen sey und den neun Fräulein hinüber geholfen habe. — Zuverlässiger wissen wir die Namen der Entführten aus einem eigenen Briefe Luthers: „ich will aber auch die Jungfrauen hier nennen, auf daß alles ja frey am Tage sey, und sind nämlich diese:

Magdalena Staupizin,
Elisabeth Lanizin,
Veronika Zesschau,
Margaretha Zesschau, ihre Schwester,
Laneta von Gelis,
Ave Grossyn,
Katharina von Bore,



Ave von Schönfeld,
Margaretha von Schönfeld, ihre Schwester."

Koppe brachte sie auf Wagen zuerst nach Torgau. Wenn wirklich in einer Torgauischen Chronik steht: „wie Heringstonnen;" so ist das weder unwahrscheinlich noch lächerlich: Koppe mußte darauf denken, die Entführten zu verbergen, denn man konnte ihm nachsetzen, und sein Weg ging anfangs durch das Gebiet des bekannten Herzogs Georg; und da war ein sehr einfaches und gut ersonnenes Mittel, eine Tonne für eine jede einzurichten, in der sie bequem sitzen konnte. Von Torgau kamen sie am dritten Osterfeyertage, den 7. April, in Wittenberg an: ein armselig Völklein, schreibt Luther von ihnen, so aber ehrbare Torgauische Bürger gebracht haben. Luther suchte sie nun fürs erste, so gut er konnte, in Wittenberg unterzubringen, und ihnen, woher irgend Hoffnung war, Unterstützung zu verschaffen. So schrieb er an Georg Spalatinus, Hofprediger und Sekretär des Kurfürsten: „Euch aber bitte ich, daß ihr auch ein Werk der Liebe thut, und für mich bey euren reichen Hofleuten etwas Geld bettelt, daß ich sie ein 8 oder 14 Tage ernähren könnte." Und in einem anderen Briefe: „Ermahnet den Fürsten, meinetwegen zu steuren. O! ich will's fein heim-

lich halten und niemanden sagen, daß er für die abgefallene Jungfrauen gegeben, die wider Willen geweihet und errettet sind."

Da sich aber vorher sehen ließ, daß eine so kühne That bald ruchtbar werden würde, und die Entführung der Nonnen nach Wittenberg auf jeden Fall das Gerücht veranlassen, daß der Urheber der neuen Lehre auch der Urheber dieser That sey; so ließ Luther, theils um die That zu rechtfertigen, theils um seinen Torgauischen Freund zu beruhigen, ein Sendschreiben an Leonhard Koppe öffentlich bekannt werden. Hierin bekennet er unverhohlen, daß er zuerst das Werk angereget, daß er den Koppe zur Ausführung desselben aufgefodert habe, „tröstlicher Zuversicht, Christus, der nun hat sein Evangelium an Tag gebracht, und des Antichrists Reich zerstöret, würde hier Schutzherr seyn, ob's auch das Leben kosten müßte." Denn es sey in den Klöstern keine tägliche Uebung des göttlichen Worts; ja selten oder nimmermehr werde das Evangelium einmal recht gehöret. In der heiligen Schrift aber werde die Ehe als das Hauptmittel gegen Unkeuschheit empfohlen, da immerwährende Keuschheit zu bewahren nur Wenigen vom heiligen Geiste gegeben worden sey: welcher es nicht gegeben, die soll ein Weibsbild bleiben, Frucht tragen, dazu es Gott



geschaffen hat, und's nicht besser machen, denn er's gemacht hat. Geloben aber kann man nur, was von unserem Willen abhängt und in dem Umfange unserer Kraft liegt; mithin Gelübde, die etwas versprechen, was bloße Gottesgabe ist, wie z. B. die Keuschheit, für uns keine Verbindlichkeit haben. Drum Aergerniß hin, Aergerniß her! Noth bricht Eisen! und zuerst muß ich meine eigene Seele erretten. O! der unbarmherzigen Aeltern, die ihre Kinder, sonderlich das schwache Weibervolk und junge Mägde in die Klöster stoßen, reizen und gehen lassen! u. s. w.

Indeß schrieb Luther zugleich an die Verwandten der neun Jungfrauen, und suchte diese zu bewegen, sie wieder zu sich zu nehmen: mit welchem Erfolge, wissen wir nicht. Einige wurden von Wittenbergischen Bürgern in's Haus genommen, und die irgend noch des Alters waren, suchte Luther zu verheirathen. Zu diesen gehörte auch Katharina: sie nahm zu sich in's Haus der damalige Stadtschreiber Philipp Reichenbach, der in der Bürgermeistergasse wohnete, und nachher auch Bürgermeister geworden. Hier, so bezeugen spätere Wittenberger, hat sie sich stille und wohl verhalten; und Stolz und Hoffart, die Luther in dieser Zeit an ihr wollte bemerkt haben, sind wohl nicht Zeichen eines so gemeinen und ausschweifenden

Lebens, als sie nach Engelhards Schilderung mit den Wittenberger Studenten geführt haben soll. Wir möchten gern aus Engelhards Erzählung einiges zur Probe mittheilen, wenn Sache und Ausdruck nicht zu niedrig und schmuzig wären. Als Zeugen aber führt er entweder nur allgemeine Urtheile über die Entführten an, als: sie seyen aus den Armen Jesu Christi zu aller Unzucht verleitet worden, theils lügenhafte und spätere Schriftsteller: aus jenen Jahren selbst findet sich außer dem vorher angeführten keine Nachricht über ihre Lebensweise, und was wir sonst aus jener Zeit von ihr wissen, möchte entscheidend gegen Engelhard beweisen.

Luther suchte nämlich auch die Katharina zu verheirathen, und es war ihm daher nicht anders als sehr willkommen, daß Hieronymus Baumgärtner, von einer patricischen Familie aus Nürnberg, der als Student oder als Luthers Freund sich eine Zeit lang in Wittenberg aufgehalten hatte, die Katharina lieb gewann und auch ihr nicht mißfiel. Indeß scheint Baumgärtner nach der Rückkehr in seine Vaterstadt nicht weiter ernstlich an eine Verbindung mit ihr gedacht zu haben; Luther suchte wenigstens einen andern Ehegemahl für sie, da er indeß um die Zeit (den 12. Oktober 1524) an Baumgärtner schrieb, erinnerte er



diesen: „übrigens wenn ihr eure Käthe von Bora wollet, so thut bald zum Werke, ehe sie einem andern gegeben wird, der bey der Hand ist. Sie hat die Liebe zu euch noch nicht überwunden. Ich wenigstens würde mich freuen, wenn ihr beyde mit einander verheirathet würdet.“ Von Baumgärtner hören wir nun nicht weiter. Der Andere aber, den Luther für sie in Vorschlag hatte, war der Doctor Caspar Glaz, damals zum Pastor in Orlamünde ernannt. Luther ließ ihr den Antrag zu dieser Heirath machen durch seinen Freund Nicolaus von Amsdorf, Prediger in Wittenberg. Allein Katharina wies den Antrag zurück: warum denn Luther gerade zwischen ihr und dem Doctor Glaz eine Heirath stiften wolle; sie bäte ihn als einen guten Freund Luthers, er wolle mit diesem sprechen und das Werk zu hintertreiben suchen. Wolle er selbst, oder Luther sie heirathen, würde sie nicht entgegen seyn, aber den Glaz könne sie nicht nehmen.

Luther selbst, der in eben diesem Jahre (1524) seine Mönchskleidung abgelegt hatte, war zwar dem Ehestande nicht aus innerer Neigung zugethan; er schrieb noch am Andreastage (den 30sten November) 1524 an Spalatinus: „Bey dem Herzen aber, so ich bisher gehabt, und noch habe, wird es wohl nicht ge-

schehen, daß ich heirathe; nicht, daß ich mein Fleisch und Geschlecht nicht fühlte, da ich weder Holz noch Stein bin, sondern weil ich noch keine Lust dazu merke;" allein er achtete ihn hoch als eine von Gott selbst gestiftete Ordnung der Natur und als sein heiliges Gebot. „Und wenn ich keine Frau hätte, so wollte ich doch nun in meinem Alter eine nehmen, ob ich gleich wüßte, daß ich keine Kinder könnte mit ihr zeugen; nur allein dem Ehestande zu Ehren." Und an einer andern Stelle: „Das hatte ich bey mir, ehe ich ein Weib nahm, ganz und gar beschlossen, dem Ehestande zu Ehren: Wenn ich ja unversehens hätte sollen sterben, oder jetzt auf dem Todbette wäre gelegen, so wollte ich mir haben lassen ein frommes Mägdlein ehelich antrauen, und derselbigen wollte ich darauf zween silberne Becher zum Mahlschatz und Morgengabe gegeben haben." — „Hätte ich indeß, sagt Luther in den Tischreden, um diese Zeit freyen wollen, so hätte ich Eva Schönfeldin genommen, die jetzt der D. Basilius, der Medicus in Preussen, hat. Meine Käthe hatte ich dazumal nicht lieb, denn ich hielte sie verdächtig, als wäre sie stolz und hoffärtig. Aber Gott gefiel es also wohl, der wollte, daß ich mich ihrer erbarmte. Und ist mir, Gottlob, wohl gerathen; denn ich hab ein fromm, getreu Weib, auf



welche sich des Mannes Herz verlassen darf, wie Salomon sagt Sprüchw. 31, 11. sie verderbt mirs nicht.

Indeß konnte Luther noch am Ostertage, das ist den 16ten April 1525, an Spalatinus, halb ernsthaft halb scherzweise schreiben: „Daß ihr mich übrigens an meine Ehe erinnert, so wundert euch nicht, daß ich keine Frau nehme, da ich so ein beschrieener Liebhaber bin: das ist vielmehr zu verwundern, daß, da ich so oft von der Ehe schreibe, und der Weibsbilder mich erbarme, ich nicht schon längst ein Weibsbild geworden bin, deß zu geschweigen, daß ich nicht eine genommen habe. Doch wenn ihr ein Beispiel verlangt, wolan da habt ihr eins der allerstärksten: denn ich habe drey Weiber auf einmal gehabt und so heftig geliebt, daß ich zwey davon verloren habe, die andere Männer genommen. Die dritte halte ich kaum noch an der Linken und dürfte mir im Kurzen wohl auch noch genommen werden. Ihr trägen Liebhaber aber dürft kaum einer einigen Frauen Ehemann werden. Doch sehet zu, daß ich, der jetzo fast gar an keine Ehe gedenke, euch, der ihr immer schon Bräutigam seyd, nicht einmal jählings zuvorkomme, wie Gott zu wirken pflegt, was man oft am wenigsten denket." Erst nach dieser Zeit scheint ganz in der

Stille der Entschluß bey Luther gereift zu seyn, die Katharina zu ehelichen. Die erste Andeutung finden wir in einem Briefe an Johann Rühel, Doctor der Rechte zu Mannsfeld und Luthers Schwager und vertrauten Freund, vom 5ten May, wo freylich mehr im Ausbruch des Zorns gegen die Werke des Teufels, denn als Nachricht eines Vorhabens, es heißt: „Und kann ichs schicken, ihm zum Trotz will ich meine Käthe noch zur Ehe nehmen, ehe denn ich sterbe.“ Selbst aus dem Briefe an Doctor Rühel, geschrieben am Pfingstabend, das ist, den 3ten Juni 1525, geht keinesweges ein klarer bestimmter Entschluß in Ansehung seiner künftigen Ehegattin noch der Zeit der Vermählung hervor. Der Brief an Rühel ist ein Begleitungsschreiben einer längeren Ermahnung an Albrecht Kurfürsten zu Mainz, sich doch in den ehelichen Stand zu begeben: „Und ob Se. Kurfürstl. Gnaden abermal würde sagen, wie ich zuvor auch gehöret habe, warum auch ich nicht nähme, der ich jedermann dazu reize? sollet ihr antworten, daß ich immer noch gefürchtet, ich sey nicht tüchtig genug dazu. Doch, wo meine Ehe Sr. Kurfürl. Gnaden eine Stärkung seyn möchte, wollte ich gern bald bereit seyn, Sr. Kurfürl. Gnaden zum Exempel vorher zu traben; nachdem ich doch sonst im Sinn bin, ehe ich



aus diesem Leben scheide, mich in dem Ehestand finden zu lassen, welchen ich von Gott gefordert achte; und sollte es nichts weiter denn eine verlobte Josephsehe seyn.“ So ward Luther von mehreren Seiten zum Ehestande gereizt, daß er anhaltend andere dazu auffordere, aber selbst kein gutes Beyspiel gebe; und sein eigener Vater auch ermunterte ihn zur Ehe, „guter Hoffnung, Gott werde ihm Kinder bescheeren.“

Jedoch schien es alles dessen ungeachtet, als ob Luther sobald sein Vorhaben nicht ausführen würde: eine besondere Liebe zum weiblichen Geschlecht empfand er nicht, daß ein schwach Volk voll Mängel und Fehler ertragen werden müsse, und von Gott nur zum Gehorsam geschaffen sey; und der Sinnenreiz, durch den er in jüngeren Jahren sich so oft vom Satan versucht glaubte, quälte jetzt den Zweyundvierzigjährigen nicht mehr.

Völlig unerwartet daher war den Freunden und Feinden Luthers, denn keinem hatte er davon vorher gesagt, seine urplötzliche Verheirathung. Dienstags nach Trinitatis, den 13ten Juni 1525, verfügte er sich mit Doctor Bugenhagen dem Pommer, Stadtprediger in Wittenberg, mit Lucas Cranach dem Maler, und Apell einem Rechtsgelehrten, in Reichenbachs Haus, und warb in deren Gegenwart um

Katharina von Bora. Diese wußte anfangs nicht, ob es Ernst oder Scherz wäre; da sie aber merkte, daß es ernstlich gemeinet sey, willigte sie gern ein. Und Luther und Katharina wurden nun sofort von Doctor Bugenhagen getraut und ehelich zusammen gegeben. Die kleine Gesellschaft, zu der noch Cranachs Frau kam und wahrscheinlich auch der Probst Justus Jonas, blieben zur Abendmahlzeit in Reichenbachs Hause, und brachten dann am Abend das neue Ehepaar heim. —

Die Trauringe Luthers und seiner Käthe, welche sich bis jetzt noch erhalten haben, sind wohl nicht diesen Abend gewechselt worden, sondern erst nachher verfertiget: sie sind gewichtiger als die Trauringe unserer Tage und doch nicht ohne Kunst gearbeitet, besonders der, welcher bis jetzt auf der Helmstädtischen Bibliothek aufbewahret wurde: er ist von Gold und besteht eigentlich aus zwey Ringen, die wie zwey Kettenglieder in einander hangen, aber durch einen Diamant und Rubin verbunden sind; auf den beyden innern Seiten, die im Zusammenlegen aufeinander liegen, stehen die lateinischen Buchstaben D. M. L. und K. v. B. und von außen die Worte: Was Gott zusammen füget, soll kein Mensch scheiden.



Als nun am folgenden Tage, Mittwochs den 14ten Juni, die Verheirathung Luthers bekannt wurde, übersandte ihm der edle Rath der Stadt Wittenberg als ein Verlöbnißgeschenk ein Stübchen Malvasier, ein Stübchen Rheinwein und sechs Kannen gewöhnlichen Wein; und Luther bewirthete den Mittag, zum erstenmal als Ehemann, eine kleine Anzahl von Freunden in seinem Hause. Engelhard weiß, woher? das wissen wir nicht: „Es seyen der Gäste zwanzig gewesen, ausgeloffene Mönch und Nonnen, abgestandene Priester und Mamelucken, eine schwangere Braut, und verhurter Bräutigam;" Bora, eine ausgemachte Meisterin im Kochen und Keltern, habe besonders mit allerhand Süßigkeiten bey den Gästen sich eine Ehre zu machen gesucht; und, um noch eine schwache Probe von Engelhards Kraftausdrücken zu geben, „es wurde gefressen und gesoffen auf gut Martin-Lutherische Art."

Auch bey diesem kleinen Hochzeitmahl war der von Luther sonst so innig geliebte Philipp Melanchthon nicht zugegen, noch hatte Luther ihn irgend bey dieser Sache zu Rathe gezogen. Luther kannte seine Neigung zu Bedenklichkeiten und er gehört unstreitig zu denen, von welchen Luther sagt: „wenn ich nicht alsbald und in der Stille hätte Hochzeit gehalten, mit

Vorwissen weniger Leute, so hätten sie es alle verhindert; denn alle meine besten Freunde schrieen: Nicht diese, sondern eine andere." Melanchthon scheuete jedes Aergerniß; und war er auch nicht gegen die Ehe an und für sich, so schien es ihm, wo nicht sündlich, doch wenigstens nicht klug gehandelt, daß der Stifter der neuen Lehre, ein gewesener Mönch, eine gewesene Nonne geheirathet habe. Und viele Anhänger Luthers, welche den mit ihnen aufgewachsenen Glauben an Verbindlichkeit der Gelübde, besonders des Gelübdes der Keuschheit noch lebendig in sich trugen, nahmen Anstoß an dieser Heirath. Bey dieser Stimmung der Gemüther daher mußten auch lügenhafte Gerüchte leicht Glauben finden. So war es in der That allgemein verbreitet, Katharina sey bey der Trauung hochschwanger gewesen und vierzehn Tage nach der Hochzeit niedergekommen. Die überraschende Eile, mit welcher Luther aus Grundsatz das Werk betrieben, konnte dem Gerücht einen Schein geben; und wir in unseren Tagen können irre werden, wenn wir in zwey Briefen des Erasmus von Rotterdam, vom 6ten Oktober und 24sten December 1525 fast mit denselben Worten lesen: „Luther, was Heil und Segen bringe! hat den Philosophen-Mantel abgelegt und ein Weib genommen aus der berühmten Familie der



der Boren, eine Jungfrau von schöner Bildung, sechs und zwanzig Jahre alt, aber ohne Vermögen, und die vor kurzem noch Nonne gewesen. Und daß du es wissest, unter glücklicher Vorbedeutung ist die Ehe begonnen; denn etwa vierzehn Tage nach dem hochgefeyerten Hochzeitfest ist die Neuvermählte nieder gekommen. Das ist der Ausgang der Lutherischen Tragödie; nun fängt er an sanfter zu werden, und wüthet nicht mehr so mit dem Federkiel: nichts ist so wild, das ein Weib nicht kirre machte." Erasmus war zwar nicht Luthers Freund, und lachte gern über alles Lächerliche; allein Luthers wahres Verdienst verkannte er nicht, und der Lüge war er Feind. Um so mehr Gewicht hat daher ein drittes Schreiben dieses unparteyischen Mannes an Franz Sylvius vom 13ten März 1526: „daß Luther sich verheirathet hat, ist wahr; was man aber von der frühzeitigen Niederkunft der jungen Frau erzählet hat, war ein leeres Gerücht: jetzt indeß soll sie schwanger seyn." Neben diesem Zeugnisse, glaube ich, bedürfen wir durchaus weiter keines Beweises, jenes Gerücht als grundlos zu widerlegen. Luther, dem nichts so fremd war als Heucheley, der von seinen geheimsten Regungen und Neigungen mit einer das verfeinerte Gefühl leicht be-

leidigenden Geradheit und Offenheit spricht, deutet diese frühzeitige Schwangerschaft seiner Käthe auch nicht mit einer Sylbe an, und behandelte seit dem 13. Juni seine Heirath mit solcher Oeffentlichkeit, daß wir nothwendig umständlichere und bestimmtere Nachrichten über den Zustand der Katharina in dieser Zeit haben müßten.

So gab Luther 14 Tage nach der Trauung, Dienstag nach Johannis, das ist, den 27. Juni, ein feyerliches Hochzeitsmahl, zu welchem er außer seinen Wittenberger Freunden auch seinen Vater und seine Mutter und mehrere Auswärtige einlud. Wir haben jetzt noch sechs solcher Hochzeitsbriefe von Luther übrig. Der erste ist vom 15. Juni an Johann Rühel, Johann Thür und Caspar Müller, alle drey zu Mannsfeld: „So habe ich nun aus Begehren meines lieben Vaters mich verehlichet und um böser Mäuler willen, daß's nicht verhindert würde, mit Eile beygelegen: bin willens, auf Dienstag über acht Tage, den nächsten nach St. Johannis Baptistä, eine kleine Freude und Heimfahrt zu machen. Solches habe ich euch, als guten Freunden und Herren, nicht wollen bergen, und bitten, daß ihr den Segen helft drüber sprechen. Und dieweil die Läufte also stehen und gehen jetzt in den



Landen (es war die Zeit des Bauernkrieges), hab ich nicht durft euch dazu bitten und fordern zu erscheinen. Wo ihr aber von gutem Willen selbst wolltet oder könntet samt meinem lieben Vater und Mutter kommen; möget ihr selbst wohl ermessen, daß mirs eine besondere Freude wäre, und was ihr mitbrächtet von guten Freunden zu meiner Armuth, wäre mir lieb." — Den zweyten Brief an Spalatinus vom 16ten Juni gebe ich hier ganz: „Gnade und Friede im Herrn! Ich habe denen, hoff ich, das Maul gestopft, die mich mit meiner vertrauten Jungfrau Katharina von Vore austragen und berüchtigen, mein lieber Herr Spalatin. Giebt Gott, daß es fortgehet, daß ich Hochzeit mache, meinen angefangenen Ehestand damit öffentlich zu bezeugen, so müsset ihr nicht allein dabey seyn, sondern auch mir zurathen, sonderlich wo es uns an Wildpret mangeln würde. Indeß wollet ihr uns Glück und Gottes Segen wünschen. Ich bin in so großen Abfall und Verachtung kommen durch diese meine Heyrath, daß ich hoffe, es sollen sich die Engel drüber freuen, und die Teufel weinen. Die Welt mit ihren Klüglingen kennet noch verstehet diß Werk nicht, daß es göttlich noch heilig sey, ja machens an meiner Person gottlos und teufelisch. Derhalben ich größer Gefallen dran habe, daß ihr Urtheil

und Nichten durch meinen Ehestand verdammt wird, daß sich dran stoßen und ärgern, so ohne Gottes Erkenntniß zu bleiben muthwilliglich fortfahren. Gehabt euch wohl, und betet für mich. Geben zu Wittenberg Freytags nach Trinitatis Anno 1525." Der dritte Brief vom Sonntag nach Johannis d. i. den 25sten Juni, erinnert Spalatinus, daß übermorgen zu Mittag das Hochzeitsmahl sey, und bittet ihn, doch auf Montag Abend das Wildpret zu besorgen. — Der vierte Brief an Leonhard Koppe vom 16ten Juni zeigt diesem mehr in lustiger Laune die Heirath an, als daß er ihn zur Hochzeit einladete. Der fünfte Brief ist an D. Wenzel Linken, Prediger in Altenburg vom 18ten Juni; und der 6te an Amsdorf, damals Prediger zu Magdeburg, vom 19ten, den er am dringendsten auffordert, doch ja zu kommen. Von ihm wissen wir auch gewiß, daß er und Luthers Aeltern von den Auswärtigen zugegen gewesen; von den übrigen Gästen kennen wir nur einzelne Namen, und zufälliger Weise wissen wir, daß Johann Pfister, nachmals Prediger zu Fürt, der am Ostertage den Mönchsstand verlassen hatte und um Pfingsten nach Wittenberg gekommen war, bey der Hochzeit D. Martin Luthers das Amt eines Mundschenken verwaltet habe. Auch an diesem Tage ließ der Rath



zu Wittenberg seine Theilnahme nicht unbezeugt, sondern verehrte dem D. Martino 20 Fl. Schreckenberger und einen Eimer Einbecks Bier: wozu man das Geld vom Gotteshause entlehnte. Auch die Universität machte ihm ein Geschenk; worin es bestand, wissen wir nicht. Engelhard weiß uns nun nach seiner Weise noch viel von diesem Tage zu erzählen, daß er Luthern ein großes Geld gekostet; daß er selbst sich ein feines Hochzeitkleid und ein hübsches Paar Hosen habe verfertigen lassen, an denen der Schneiderjunge, Alexander Kimmerle, geholfen, der dieß seine lange Lebenszeit hindurch für den größten Ruhm geschätzet habe; daß bey dem Zuge nach der Kirche (der rein erdichtet ist) die Häuser fast wollen aus den Fenstern herausfallen; daß man bey der Heimkehr das Faß Bier angestochen; daß an Fressen und Saufen kein Mangel gewesen sey; daß Luthers Braut sich durch Saufen in ein solches Renommé gesetzt, daß man lange Zeit geglaubet, sie habe sich zu Tode gesoffen; daß Luther lustig getanzet u. s. w. Man erstaunt über die Schamlosigkeit, welche dazu gehört, solche Lügen nieder zu schreiben, wobey denn oft gar erbauliche Dialogen eingeflochten werden, welche von damals lebenden Personen gehalten seyn sollen.

Vielleicht, daß auch der persönliche Charakter der Katharina manchen Freund Luthers in Ansehung dieser Heirath besorgt gemacht hat. Denn wenn es gleich nach den oben angeführten Worten Luthers scheint, als ob er seinen Verdacht, daß seine Käthe stolz sey, für ungegründet erkläre; so achten wir doch edlen Stolz und ein gewisses Selbstgefühl für die Grundzüge im Charakter der Katharina. Daraus erklären wir, daß sie, von fremder Unterstützung abhängig, den Muth hatte, die Heirath mit D. Glaz zurück zu weisen, und daß sie eines Amsdorfs und Luthers sich würdig achtete. Daher flossen vielleicht auch Aeußerungen, wie folgende: „Meine Käthe läßt euch warnen, daß ihr ja bey Leib keine Baurenkloppel zur Ehe nehmet; denn sie sind grob und stolz, können die Männer nicht vor gut haben, können auch weder kochen noch keltern.“ Dafür zeugen uns einige Scherze und Urtheile Luthers, die wir nachher anführen wollen. Ein solcher Charakter zusammengestellt mit dem kräftigen, wir können es nicht läugnen, zuweilen wohl starrköpfigen Luther kann leicht die Besorgniß einer unfriedlichen Ehe erregen, und dem Engelhard Glauben gewinnen. Allein man muß nicht übersehen, daß einerseits Katharina ihren Gemahl wahrhaft liebte, und daß diese Liebe im



Verhältniß zu ihrem Herrn den Stolz minderte, wenn gleich ihr die Selbstständigkeit nicht nahm; und daß man anderseits sehr irrte, wenn man Luthers öffentlichen Charakter auf sein häusliches Leben übertrüge: hier war er, besonders in diesen Jahren, da die Anfälle von Melancholie ihn verlassen, und seine Körperkräfte sich gestärkt hatten, fast immer heiterer Laune, und Freund scherzhafter fröhlicher Unterhaltung, so daß man nach seinem Tode achtzig Bücher sinnreicher Tischreden unter seinem Namen sammeln und herausgeben konnte. Daher wohl Luther nicht ohne Wahrheit von sich selbst rühmen mochte: „Die höchste Gnade und Gabe Gottes ist es, ein fromm, freundlich, gottesfürchtig und häuslich Gemahl haben, mit der du friedlich lebest, der du darfst all dein Gut, und was du hast, ja, dein Leib und Leben vertrauen, mit der du Kinderlein zeugest. Gott aber stößet ihrer viele in Ehestand, ohne ihren Rath, ehe sie es recht bedenken, und thut wohl daran. Käthe, du hast einen frommen Mann, der dich lieb hat, du bist eine Kayserin. Ich danke Gott. Aber zu einem solchen Stand gehöret eine fromme und gottesfürchtige Person.“ — Und gerade die Stelle, welche Engelhard als Hauptbeweis für die harten Züchtigungen anführt, mit welchen Luther seine Käthe gezügelt habe,

kann nur in seiner entstellenden Citation ein Beweis scheinen, ist vielmehr das deutlichste Zeugniß für die Sanftmuth und Nachgiebigkeit der Katharina gegen ihren Eheherrn. Die Stelle lautet: „Magister G. hat ein reich Weib genommen und seine Freyheit dadurch verkauft. Denn es gehet gemeiniglich also; wenn ein armer Gesell eine reiche bekommt, so will sie Herr seyn, und wenn er ihr ein Wort sagt, das ihr nicht gefällt; so wirft sie das Maul auf, und rückt ihm auf: Du Stümpler, hättest müssen ein Bettler seyn, wenn ich dich nicht genommen hätte u. s. w. Ich hätte es auch gern, wenn mir meine Käthe übers Maul führe, ohne daß ich sie nicht viel ließe dran gewinnen, ein Maulschellium." Was heißen die letzten Worte anders als: Meine Käthe, die ohne Vermögen war, ist nun auch als Ehefrau gar sanft und unterwürfig, während ich es mitunter wohl gern hätte, wenn sie mir übers Maul führe, freylich ohne daß ich mir wünschte ein solcher Schwächling zu seyn, der es ruhig duldete und sie endlich ganz die Oberherrschaft gewinnen ließe; sondern machte sie es arg, sie dabey gewinnen ließe ein Maulschellium. — Engelhard dagegen citirt: „ich hatte auch gerne, wenn mir meine Käthe übers Maul fuhr, ohne daß u. s. w.," und verwandelt Luthers Wunsch in wirkliche That.



Lessing wollte die entgegengesetzte Entdeckung gemacht haben, daß Katharina mitunter ihren Ehegemahl durch Schläge zum Gehorsam gebracht habe. Sein Beweis ist ein Epigramm von Henricus Stephanus.

## De Cornelio.

„Uxorem vocitat dominam Cornelius, illa
„increpat ut famulum, verberat ut famulum.
„Obsignat sic verba sui Katharina mariti;
„nec vanum titulum, quem gerit, esse docet,
„sed contra, eius habent haec quantum verbera pondus;
„tantum verba sui pondus habere viri."

## Auf den Cornelius.

„Herrin nennt sein Ehegemahl Cornelius; Jene
Schilt ihn aus wie den Knecht,
prügelt ihn durch wie den Knecht.

Also bestärket die Kraft der Reden
des Mannes Katharina;
Und beweist, es sey nicht leer
der Beredtsamkeit Ruhm:
Sondern mit welchem Gewicht ihn
träf' ihr kräftiger Faustschlag,
Träfe mit gleichem Gewicht
kräftig die Rede des Manns."

Doch offenbar hat Stephanus dies Epigramm, wenn er dabey an einen Bestimmten gedacht hat, gewiß nicht auf einen Todten, sondern auf einen Lebenden gemacht; Stephanus aber war bey Luthers Tode 1546 erst im achtzehnten Jahre. Dann kann wohl der Name Katharina, ein gar nicht seltener Vorname, nichts beweisen; vielmehr müssen wir erwarten, daß, wie des Mannes Name Cornelius, so auch der weibliche erdichtet sey. Daß ferner Cornelius seine Katharina Domina genennet, beweiset eben so wenig, da dies der allgemeine Titel für alle Hausfrauen von Stande im Lateinischen war, zurückübersetzt aus Madame; und wie in Deutschland noch heutiges Tages die Frau vom Manne sagt: der Herr ist nicht zu Hause, so mag es vielleicht nicht neufranzösische Sitte seyn, daß der Mann von der Frau sagt: Madame ist ausgefahren. Luther aber nannte seine Käthe nicht Domina, sondern Dominus, nicht seine Herrin, sondern seinen Herrn, und so hätte der Epigrammatist mit mehr Schärfe diese Anspielung nicht verschmähen können: uxorem vocitat dominum Cornelius. Und hätte Stephanus Luthern bezeichnen wollen; wie konnte er ihn dadurch bezeichnen, daß er durch seine Reden so kräftig wirke? Sollte Titulus buchstäblich zu nehmen seyn; so muß an jemand gedacht werden, der den Titel Orator führte; sonst lassen wir es unbestimmt, ob damit gemeint sey Jemand, der sich auf dem Katheder, der Kanzel, oder vor den Schranken des Gerichts als Redner ausgezeichnet hatte.



Engelhard baut nun ganz vorzüglich seinen luftigen Beweis auf den Herrn Käthe: aber auch schon außer allem Zusammenhange erkennt man deutlich den Scherz. Gewöhnlich kömmt es nur vor bey Grüßen an vertraute Freunde, und ein Schreiben Luthers an seine Frau führt die Ueberschrift: Meinem freundlichen lieben Herrn Katharina Lutherin, Doctorin und Predigerin zu Wittenberg. Und am Ende erfahren wir gar, daß der ganze Aus-

druck unter Luther und seinen Freunden bloß sprüchwörtlich war: es hatte nämlich Luther einem gewissen Beanus einst in Gegenwart mehrerer Personen aufgegeben, die Worte: wenn das meines Herrn Frau wüßte, ins Lateinische zu übersetzen, und der Beanus übersetzte: si hoc sciret uxor dominus meus, (wenn das mein Herr Frau wüßte), welche lächerliche Uebersetzung von Luther und den dabey Gegenwärtiggewesenen nachher manchmal im Scherz wiederholt wurde. Oder wollen wir ernsthafter nehmen die Worte: „Käthe, du beredest mich zu allem, was du willst; du hast die völlige Herrschaft: versteht sich in der Hauswirthschaft, doch des Mannes Recht und Gerechtigkeit unbeschadet. Der Weiber Regiment hat vom Anfang der Welt nie nichts Gutes ausgerichtet; wie man pflegt zu sagen: Weiber Regiment nimmt selten ein gut End. Da Gott Adam zum Herrn über alle Creaturen gesetzt hatte, da stund es alles noch wohl und recht, und alles ward aufs Beste regieret; aber da das Weib kam, und wollte die Hand auch mit im Sode haben und klug seyn, da fiel es alles dahin, und ward eine wüste Unordnung." — Ernsthafter möchten schon klingen folgende Worte, wenn nicht auch sie aus den Tischreden genommen, durch die Form des Ausdrucks den Scherz verriethen.



„Ich muß Geduld haben mit dem Papst, ich muß Patienz haben mit den Schwärmern, ich muß Geduld haben mit den Scharrhansen, ich muß Patienz haben mit dem Gesinde, ich muß Patienz haben mit Käthen von Bora; und der Patienz ist noch so viel, daß mein Leben nichts anders will seyn als Patienz." Oder folgt daraus Zank und Streit zwischen Luther und seiner Frau, daß er, wie es heißt, seiner Käthen, die klug seyn wollen, gelachet und sie scherzhaft hingewiesen habe auf die verschiedene Gestalt, welche Gott dem Mann und dem Weibe gegeben, auf des Mannes breite Brust, den Sitz der Weisheit, und des Weibes breite Hüften u. s. w.? Oder daraus, daß, als einst die Frau Doctorin nach Weiber Art ins Schwatzen kam, Luther ihr sagte: es können doch die Weiber nicht beten ohne zu predigen; und so sie Gott auch gleich erhörete, würden sie das Predigen dennoch nicht lassen, wofern er es ihnen nicht verböte?

Daß indeß Luther nicht immer und in allen Dingen mit seiner Käthe mag zufrieden gewesen seyn, das mögen wir nicht läugnen, und seine eigne Offenheit und Ehrlichkeit läßt uns auch über seine wahre Gesinnung nicht in Zweifel. Doctor Martin Luther redete von seiner Hausfrauen und sagte: „er achtete

sie theurer, denn das Königreich Frankreich und der Venedier Herrschaft, denn ihm ein fromm Weib von Gott geschenket und gegeben wäre, wie er auch ihr. Zum andern: Er hörete viel größere Gebrechen und Fälle allenthalben unter Eheleuten seyen, denn an ihr gefunden würden. Zum dritten: Das wäre überflüssige Ursache genug, sie lieb und werth zu halten, daß sie Glauben und sich ehrlich hielte, wie einem frommen, züchtigen Weibe gebührt. Welches alles, da es ein Mann ansähe und bedächte, so würde er leichtlich überwinden, was sich möchte zutragen, und triumphiren wider Zank und Uneinigkeit, so der Satan pfleget zwischen Eheleuten anzurichten und zu machen." Und an einer andern Stelle: „Wenn ich noch eine freyen sollte, so wollte ich mir ein gehorsam Weib aus einem Stein hauen, sonst hab ich verzweifelt an aller Weiber Gehorsam." Doch spielt in diesen letzten Worten gewiß auch zum Theil der Scherz. Denn in der Stunde des Ernstes, als er sein Testament zu Gotha machte, gebrauchte er von Katharina diese Worte: ipsa servivit mihi non solum ut uxor, sed etiam ut famula; „sie hat mir gedienet nicht bloß wie eine Ehefrau, sondern selbst wie eine Magd." Ist dieß Zeugniß aus dem Ende seiner Ehe, so schreibt er dagegen unter dem 11ten August 1526 an Michael Stiefel, Prediger zu Eslingen in Schwaben: „Es läßt dich Käthe meine Rippe grüßen, und läßt sich bedanken, daß du sie deiner angenehmen Briefe würdigen wollen. Sie befindet sich, Gottlob, sehr wohl, mir in allem zu Willen und Gehorsam, und mir mehr nutze, als ich gehoffet hätte, Gott sey Dank, also daß ich mein Armuth mit Croesi seinem größten Reichthum nicht vertauschen wollte." — Vielleicht ist dieser Vorwurf ihrer Regiersucht im Hause veranlaßt worden durch ihr Betragen außer dem Hause. Bore, sagt ein gewisser Nas, der sie noch gekannt haben kann, ihr aber wenig gutes nachsagt, Bore war hochtragenden Geistes, eigensinnig und stolz, also daß sie mit anderen Weibern nicht viele Freundschaft gemacht, weilen sie sich um des Ruhmes ihres Mannes wegen höher geachtet denn jene. — Dies Urtheil führt uns auf unsere gleich anfangs gegebene Charakteristik der Katharina zurück, da es, nur mit Worten des Abgeneigten, dasselbe sagt, was wir edlen Stolz und ein gewisses Selbstgefühl genannt haben.

Doch ist noch ein Zeugniß nach: Pontanus, kursächsischer Kanzler, schreibt nach Luthers Tode an seinen Kurfürsten, Katharina sey herrschsüchtig.

Ich glaube, daß wir nach dem Vorhergehenden auch diesem Worte hier seinen wahren Sinn geben werden, und nach dem, was Pontanus hinzufügt, sein ganzes Zeugniß als das eines Nichtwohlwollenden ansehn müssen; denn nach ihm soll Katharina auch geizig gewesen seyn im Essen und Trinken. Dies Urtheil steht ganz einzeln da, indem ihr vielmehr von Andern Verschwendung vorgeworfen wird. Luther hatte keine glänzende Einnahme: er klagt, daß er mehr ausgebe als einnehme; es ist aber wohl nicht ohne Rücksicht auf seine Käthe gesagt: der Mann erwirbt, die Frau erspart, und sie nur macht den Mann reich; denn der ersparte Pfennig mehr werth ist als der erworbene, weil er bleibt. — Ich finde auch nirgend die geringste Spur von einer ernstlichen Klage oder einem Scherze Luthers, daß Käthe geizig gewesen sey, oder ihn kurz gehalten habe; vielmehr möchte uns folgende Stelle aus den Tischreden ein Zeugniß dagegen scheinen: „Da des Doctors Hausfrau hatte ihre Teichlein im Garten fischen lassen, und allerley Fische gefangen, Hechte, Schmerlen, Forellen, Kaulpersche, Karpen u. s. w. und mit grosser Lust, Freude und Danksagung davon aß; sagte D. M. Luther zu ihr: Käthe, du hast größere Freude über den wenigen Fischen, denn mancher Edelmann, wenn er etliche grosse



große Teiche und Weyer fischet, und etliche hundert Schock Fische fähet. Ach der Geiz und die Ehrsucht machen, daß wir Gottes Creaturen nicht können recht und mit Lust brauchen: es sitzt mancher Geizwanst und lebet in großer Wollust, hat überflüssig genug, und kann dennoch desselben nicht mit Lust und Nutz genießen." Ward später Luthers Einnahme größer; so wuchsen doch auch fünf Kinder heran, deren Erziehung nicht vernachlässiget wurde, und Luther liebte fröhliche Tischgesellschaft, weswegen er ein groß Gesinde halten mußte, so daß man Ihn von einiger Verschwendung nicht frey sprechen kann. Um so nothwendiger war die Sparsamkeit der Frau, und ihr vielleicht hatte es Luther vorzüglich zu danken, daß er bey seinem Sterben außer zwey Häusern und einem Garten in Wittenberg noch zwey kleine Güter, Wachsdorf und Zeulsdorf, nachlassen konnte: denn ich finde nicht, daß diese ihm etwa geschenkt worden seyn.

Luthers eigne Urtheile, die meist seine Zufriedenheit ausdrücken, und seiner Käthe bey ihren Mängeln im Verhältniß zu andern Weibern einen hohen Rang geben, werden uns immer mehr gelten, als Gerüchte und fremde Urtheile. Luther fühlte sich wohl bey ihr und fast mit kindlicher Naivetät spricht er im Anfan-

ge seiner Ehe von dem Ungewohnten, nun des Mittags selbander zu essen, und wenn er des Morgens aufwache, Haarzöpfe im Bette neben sich zu sehn. Und mit einiger Verwundrung über seine eigne Geduld erzählt er später, wie in dem ersten Jahre der Ehe seine Käthe, durch keine weitläufige Hauswirthschaft noch durch Sorge um ein Kind beschäftiget, sich oft zu ihm gesetzet habe, wenn er gearbeitet, und da sie nicht gewußt was sie reden sollen, ihn wohl plötzlich mit der Frage unterbrochen habe: Herr Doctor, ist der Hochmeister in Preussen des Markgrafen Bruder? — Auch Bugenhagen und Justus Jonas sprechen von der Katharina und von Luthers Gesinnungen gegen sie nicht anders als auf eine ehrende Weise. Insbesondere zeichnen sie aus, wie fromm und klug sie sich bey einer schweren Krankheit Luthers 1527 genommen habe; wie die Doctorin über die Reden ihres Herrn, der an seinem Leben zu verzweifeln anfing, zwar hoch erschrocken und betrübet war, doch sichs nicht merken ließ; sondern sich sehr getrost stellte und sprach: „Mein liebster Herr Doctor, ists Gottes Wille, so will ich euch bey unserm lieben Herrn Gott lieber, denn bey mir wissen: ich hoffe aber und traue zu Gott, er werde euch gnädiglich erhalten.“



Auch die große Freude Luthers über die Kinder, welche Katharina ihm geschenket, beweiset zwar vorzüglich den guten Vater und liebevollen Ehegatten, aber nicht minder doch auch, daß sie solcher Liebe und treuen Fürsorge sich nicht unwürdig gezeigt haben müsse. Sie gebar ihm sechs Kinder:

1) Johannes oder Hans, geb. den 7ten Juni 1526, studirte die Rechte vorzüglich zu Königsberg in Preussen, ward darauf Kanzleyrath bey den Söhnen des Kurfürsten Johann Friedrich, verließ aber diesen Posten und ging nach Königsberg in Preussen, wo er den 29. October 1575 starb. Er hinterließ eine Tochter, die sich auch verheirathete, aber ohne Kinder blieb.

2) Elisabeth, geb. den 10ten December 1527, gest. den 3ten August 1528.

3) Magdalena, geb. den 4. May 1529, gest. den 20. Sept. 1542.

4) Martin, geb. den 7. November 1531, studirte Theologie; doch ohne ein öffentliches Amt anzunehmen, lebte er für sich, und wiewohl er fünf Jahre verheirathet war, starb er zu Wittenberg ohne Kinder, den 3. März 1565.

5) Paulus, geb. den 28ten Januar 1533, studirte Medicin, ward Professor zu Jena, darauf Leibarzt der Herzoge zu Sachsen und lebte als solcher zu Gotha; 1568 ernannte ihn der Kurfürst zu Brandenburg, Joachim II. zu seinem Rath und hätte ihn gern ganz bey sich behalten; allein 1571 wußte der Kurfürst zu Sachsen Augustus ihn zu gewinnen, daß er als Oberleibarzt nach Dresden ging, wo er noch vier Jahre nach des Kurfürsten Tode (st. 1586) bey dessen Nachfolger Christian I. in Diensten blieb, bis ihn, den echten Sohn Luthers, den standhaften Verfechter der reinen Lehre, der heimliche Calvinismus des Kanzlers Krell 1590 wegtrieb: er ging nach Leipzig, wo er den 8ten März 1593, 60 Jahre alt, starb. Er ist der Einzige, durch den sich das Lutherische Geschlecht bis auf die neuen Zeiten fortgepflanzt hat.

6) Margaretha. Jahr und Tag der Geburt sind unbekannt, 1544 schreibt Luther von ihr als von einem kleinen Kinde, das die Pocken gehabt habe und noch am Fieber leide; fast möchten wir daher glauben, daß die Angabe, sie sey 1534 geboren, ihre Geburt zu früh ansetzte: 1555 heirathete sie Georg von Kunheim, Fürstlich-Preußischen



Rath, und starb, nachdem sie neun Kinder geboren, 1570. Von den neun Kindern starben sechs jung, und durch die drey andern ward das Geschlecht nicht fortgepflanzt.

Besonders groß war die Freude Luthers über seinen Erstgebornen, auch weil die Mutter bald nach der Niederkunft wieder völlig hergestellt war. Das Kind war nicht minder völlig wohl; dennoch nach damaliger Sitte „ward um 3 Uhr Nachmittags dem D. M. Luther ein Sohn geboren, und um 4 Uhr von M. Georg Röhrer, Diacono, getauft, und durch Herrn Pommer (d. i. Bugenhagen), der Wittenbergischen Kirche Bischof, von dem er auch den Namen Johannes bekommen, und durch D. Justum Jonam und den Mahler Lucam als gegenwärtige Zeugen aus der Taufe gehoben." — Besorgter war Luther während der Schwangerschaft seiner Käthe im Jahr 1527, da die Pest in Wittenberg war und selbst in Luthers Haus eindrang, so daß Luther im November schrieb: „in meinem Hause hat es bisher zum Hospital werden wollen: Augustin Hanna hat die Pest innerlich gehabt, kommt aber wieder auf; die Margaretha Mochin liegt noch darnieder und man fürchtet die Pest." Doch blieben Luther und seine Frau glücklich verschont; Katharina

kam den 10. December nieder, allein weder Mutter noch Kind befanden sich so wohl, wie bey der ersten Niederkunft; und das Kind starb auch bald nachher zu Luthers großer Betrübniß: er verspüre, schreibt Luther, bey sich fast was weibisches über ihren Tod, und hätte er vorher nimmermehr geglaubt, daß Aeltern gegen ein Kind so weich seyn könnten. Doch bald wurde sein Liebling das dritte Kind Magdalena: sie scheint von eben so weichem und gutem Gemüth, als von beweglicher Phantasie gewesen zu seyn, und weil Luther an ihrer geistigen Entwickelung eine ganz besondere Freude hatte, so werden in dem academischen Anschlage bey ihrem Leichenbegängniß christlicher Sinn, eine besondere Einsicht in die Glaubenswahrheiten und eine männliche Ergebung in den Willen Gottes an ihr gerühmt, Tugenden, die wohl selten bey vierzehnjährigen Mädchen getroffen werden: denn so jung starb sie nach längerem Krankenlager. Luther war so viel als möglich bey ihr. Magdalenchen mein Töchterlein, sprach er zu ihr, du bliebest gern bey deinem Vater, und zieheſt auch gern zu jenem Vater; worauf sie geantwortet: „Ja, herzer Vater, wie Gott will!“ Als sie in den letzten Zügen lag, trat die Mutter, von Traurigkeit überwältiget, vom Bette zurück, Luther aber warf sich auf die Knie, weinete bitterlich und betete zu Gott, faßte sie dann in seine Arme, da sie denn auch verschied. In der Nacht vorher hatte ihr geträumet (nicht ihrer Mutter, wie gewöhnlich erzählt wird), zwey Jünglinge edler Gestalt und schön geschmücket, seyen zu ihr gekommen und hätten gesagt, sie seyen geschickt sie zur Hochzeit zu führen. Melanchthon habe aber gleich am Morgen den Traum dahin gedeutet, die Jünglinge seyen Engel, welche kommen und die Jungfrau zur wahren Himmelshochzeit führen würden. — Von seinem Sohn Martin fürchtete Luther fast, ihn verzärtelt zu haben; wiewohl die Bemerkung nur eine allgemeine, aber sehr richtige ist: „immer steigt der Aeltern Liebe herab von den älteren Kindern zu den neugeborenen, und jemehr sie der Aeltern Hülfe und Obhut bedürfen, um so theurer nur sind die Kinder den Aeltern. So ist mir jetzt mein Martin mein liebster Schatz, weil er der meisten Pflege und Sorgfalt bedarf; Johannes und Magdalena können laufen und sprechen und sich fordern wessen sie bedürfen, und haben so große Obhut nicht von Nöthen.“ Luther war indeß späterhin ganz ernsthaft seinetwegen in Sorgen: „er sey ein loser Vogel, und Gott möchte nur verhüten, daß er sich nicht der Rechtsgelehrsamkeit widme.“ Von seinem Sohn Paul sagt er als Knaben, der müsse ausziehn

und wider die Türken streiten, andeutend, wie es scheint, die Kräftigkeit, die sich schon in dem Kinde zeigte. Und es ist nicht zu läugnen, dieser Paul ist wohl das geistreichste von Luthers Kindern gewesen. — Welchen Antheil Katharina an der Erziehung ihrer Kinder genommen, wissen wir nicht; über die körperliche Pflege hinaus scheint sich dieselbe nicht erstreckt zu haben, denn Luther hielt einen eigenen Präceptor: ihre Traurigkeit indeß bey dem Tode ihrer Kinder, die Luther ihr fast zum Vorwurf macht, und die Freundlichkeit, mit der er sie andererseits tröstet: „liebe Käthe, bedenke doch wo sie hinkömmt; sie kömmt ja wohl" beweisen ihre innige Mutterliebe, gegen die sich auch sonst aus keiner Rede Luthers nach anderweitiger Nachricht ein Zweifel erheben läßt. Vielmehr gibt noch Luthers Testament einen deutlichen Beweis, daß er sie für eine verständige und sparsame Hausfrau, so wie auch insbesondere für eine gute Mutter gehalten habe, indem er sie, so lange sie unverheirathet bleiben würde, zu einer völligen Erbin seiner beweglichen und unbeweglichen Güter einsetzte, weil sie ihn als ein frommes, treues, ehrliches Gemal allei t lieb, werth und schön gehalten, und ihm durch einen reichen Segen Gottes fünf noch lebende Kinder geboren und gezogen habe. — Spricht er hier von



fünf lebenden Kindern, da er bey seinem Absterben doch nur vier nachließ; so sind die Zeiten zu unterscheiden: das Testament ist, wie man gewöhnlich liest, vom Tage Euphemiä, welches der 15. September wäre, richtiger (denn jenes ist wahrscheinlich nur fortgepflanzter Druckfehler) vom Tage Epiphanias, d. i. den 6. Januar 1542; und den 20. September desselben Jahres starb sein Liebling Magdalena.

Sollen wir hiernach noch der frechen Anklage Engelhards erwähnen, daß Katharina die Ehe gebrochen, und der Unvernunft des Beweises: „der gekrönte Herr Doctor erzähle die Sache selbsten in seinen heiligen Tischreden, aber ganz auf ein verdeckte Weiß?" Die Erzählung Luthers wird unsere Leser unterhalten und unser Urtheil über Engelhard außer Zweifel setzen. „In der Chur Sachsen hat eines Edelmanns Weib, sagte D. M. Luther, mit ihres Junkern Knecht gebuhlet. Nun merkt diesen Ehebruch der andere Knecht, und offenbaret solches seinem Herrn heimlich, welcher darüber sehr erschrocken war, und es erstlich nicht hat glauben wollen; jedoch berathschlaget er sich mit demselbigen Knecht, wie er den Ehebrecher auf der That ergreifen möchte. Da spricht der Knecht: Wir wollen fein dahinter kommen: Mein Junker stelle sich, als

habe er eine weite Reise vor, da er in etlichen Tagen nicht werde wiederkommen, so werden sich der Knecht und die Frau bald zusammen finden. Nun, der Herr folget dem Knechte und stellet sich als wollte er weit über Feld reisen; bestellet es aber mit der Magd, daß er wieder heimlich eingelassen würde, und kam in der ersten Nacht wieder heim. Eilete mit dem Knecht vor des Weibes Kammer, da der Ehebrecher bey der Frauen innen lag. Nun bedachte der Edelmann, was er machen würde, wenn er sein Weib im öffentlichen Ehebruch beträfe, daß er in ein groß Geschrey im ganzen Lande kommen würde, und seine Frau gar infamis werden, auch ihre Kinder würden es einen ewigen Aufruck haben müssen. Und erdenkt die List und Griff, daß er seinen Knecht hinab ins Haus schickt, ein Licht anzuzünden. Mittlerweile klopft er an die Kammer, und spricht: Hans, stehe eilends auf, und errette dein Leben, trolle dich in deine Kammer, und lege dich in dein Bette; denn, wirst du es thun, so will ich dir bey meinem Edelmanns Glauben und Treuen zusagen, daß dir kein Leid wiederfahren soll. Der Knecht schleußt die Kammer auf, macht sich heimlich wieder zu seinem Bette und legt sich drein. Als nun der andere Knecht mit dem Licht wiederkömmt, da klopft er an die Kammer mit Ernst an, hat ein bloß Schwert



in Händen. Da macht das Weib die Kammer auf, da eilet der Mann zum Bette, da war niemand drinnen. Er sucht den Ehebrecher allenthalben unter dem Bette, aber er fand ihn nicht. Da stellte sich der Junker sehr zornig und schellig, und sprach zu dem Knechte, welcher der Frauen Hurerey und Ehebruch ihm offenbaret hatte: Siehe, wie bestehest du mit deiner Anzeigung; siehe, wie du mich, mein frommes Weib und arme Kinderlein hast wollen in Schimpf, Hohn und Spott setzen; gehe hin, sieh ob der andere Knecht in seiner Kammer im Bette seye. Da er ihn nun fande schnarchen, gleich als wenn er in einem tiefen Schlaf läge, und es dem Herrn wiedersagte; da sprach der Herr zum selbigen Knecht: Siehe, da hast du deinen Lohn, und trolle dich aus meinem Hause, und komme mir nicht wieder drein. Des Morgens gab er dem Ehebrecher auch den Abschied.

Und sagt D. M. Luther darauf, daß dieser Edelmann mit seiner Vorsichtigkeit und großen Sanftmuth sein Weib gewonnen hätte, daß sie von der Hurerey abgelassen, und bey ihrem Ehemann darnach züchtig gelebet, auch sein Weib und Kinder bey Ehren erhalten. Solche Vorsichtigkeit und Weisheit, sprach Lutherus, hätte ich bey mir nicht funden, und alle Juristen hätten solches auch nicht thun können."

Hier, kann man sagen, meint doch der Befangene noch einen Beweis zu geben; aber völlig unbegreiflich wird, wie er ohne allen Beweis erzählen kann, daß Katharina oft ganze Tage wegen ihres schändlichen Abfalls und ihrer verdammlichen Heirath mit erbärmlichem Heulen und Weinen zugebracht habe, wie sie gejammert: „du bist wie der Morgenstern vom Himmel gefallen, dein Licht ist erloschen, und du bist verstaltet wie eine schwarze Kohle; siehst du an den Himmel er ist verloren, gedenkest du an die Hölle sie ist dir gewiß: kehrest du nicht zurück, so wirst du ewig mit den Teufeln brennen und braten müssen." — Ja er lüget, Luther selbst habe sich und seine Käthe verdammt. Als nämlich einst Katharina mit Luther Abends unter freyem Himmel gestanden, und die Sterne am Firmament überaus schön leuchten gesehn, habe sie gesagt: „ach wie schön leuchten doch die Sterne!" Luther aber mit einem tiefen Seufzer ihr geantwortet: „Sie leuchten schön, meine Käthe, aber nicht für uns." Warum, habe Katharina gefragt, sollen denn wir von dem schönen Himmel ausgeschlossen werden? Luther habe abermalen geseufzt, und als sie nach der Ursach geforscht, ihr frey gestanden, daß ihnen beyden keine Hoffnung zum Himmel wäre, weil sie von dem wahren Glauben abgewichen seyen. Da



habe ihm Katharina erwiedert: „so lasset uns denn wieder zurück kehren." Luther aber habe gesagt: „die Deichsel ist zu weit geschoben," und habe diesen Diskurs mit einer andern Rede unterbrochen. — Ein Wort zur Widerlegung dieser Legende zu verlieren, hieße die Albernheit theilen. —

Ja, wo wir fromm anbeten und die Wege der Vorsehung anstaunend verehren, kann dieser Engelhard von einem guten Suff Wein und einem Stolzen-Glas Branntwein sprechen, wodurch die bestürzten Eheleute sich wieder gestärket.

Folgende Erzählung ist es, welcher Engelhard seine gottlosen Worte anfügt: „Am 12. Tage Julii, am Tage Margarethä, auf den Abend um fünf Uhr, (das Jahr wird nirgends bestimmt) war D. Martin Luther in seinem Garten gewesen mit seinem Weibe. Wie er nun wieder ins Kloster kommt, (Luthers Wohnhaus war nämlich ein ehemaliges Augustiner-Kloster) gehet er in seinen neuen Keller mit der Frauen, den er hatte neulich bauen lassen, und wollte den Keller besehen. Als er nun mit seiner Hausfrauen aus dem Keller die Treppen herauf gehet, so hebet sich hinter ihm ein groß Geprassel, und fällt der neue Keller ein.

Und wenn Gott durch seine liebe Engel den Doctor und seine Hausfrau nicht wunderbarlich errettet gehabt, so wären sie miteinander beyde darin erschlagen worden von der Mauren."

In den letzten Jahren seines Lebens kamen so vielerley Dinge zusammen, als der Sacramentstreit, Melanchthons und anderer zu gelinde Urtheile davon, die Behauptung der Rechtsgelehrten, daß heimliche Verlöbnisse gültig seyen, die Sittenlosigkeit unter den Studenten und die ärgerliche Tracht der Weiber, daß Luther 1544 den Entschluß faßte, Wittenberg zu verlassen. Damals wurden der ehrwürdige Herr Pastor, d. i. Bugenhagen und andere Personen von wegen der Kirche, Universität und Stadt zu ihm gesandt, die ihn auch durch Bitten und Thränen zu bleiben bewogen. Allein 1545 im Sommer vollführte er dennoch seinen Vorsatz und reiste mit seinem Sohne Johannes über Leipzig nach Merseburg zum Fürsten Georg von Anhalt, und endlich nach Zeitz zu seinem alten Freunde dem Bischof Amsdorf. Noch auf der Reise hierher schrieb er an seine Frau: „er möchte nicht wieder nach Wittenberg kommen, mein Herz ist erkaltet daß ich nicht gern mehr da bin; du verkaufe Garten und Hufe, Haus und Hof, und setze dich gen Zeulsdorf weil



ich noch lebe, und dir mit meinem Solde wol helfen kann, das Gütlein zu bessern (es lag nicht weit von Leipzig): das große Haus (das ehemalige Augustiner-Kloster) will ich meinem gnädigen Herrn wiederschenken, und ich hoffe, er soll mir meinen Sold weiter folgen lassen. Nach meinem Tode werden dich die vier Elemente zu Wittenberg doch nicht wol leiden, darum besser bey meinem Leben gethan, was denn doch zu thun seyn will. Und was soll aus Wittenberg werden, wo die Frauen und Jungfrauen angefangen, sich hinten und vorne zu blößen, und niemand ist, der da strafe und wehre, ja wo Gottes Wort noch dazu gespottet wird. Nur weg aus dieser Sodoma! ich bin der Stadt müde, und will nicht wieder kommen, da mir Gott zu helfe; will umherschweifen, ehe das Bettelbrod essen, ehe ich meine arme alte letzte Tage mit unordigem Wesen zu Wittenberg martern und beunruhigen will, mit Verlust meiner sauren theuren Arbeit. Magst solches (wo du willst) D. Pommern und M. Philippus wissen lassen, und ob D. Pommer wollte hiemit Wittenberg von meinetwegen gesegnen, denn ich kann des Zorns und Unlusts nicht länger leiden. Hiemit Gott befohlen. Amen."

Katharina unterließ nicht, den Entschluß ihres Eheherrn bekannt werden zu lassen; und Universität und

und Stadt beschlossen abermals, Bugenhagen und einige andere Personen zu ihm zu senden mit der demüthigen Bitte und Merkung, daß er sein Gemüth und guten Willen von ihnen nicht abwenden wolle. Wollte er um seiner Gesundheit willen bisweilen ausreisen, so hätte dasselbige seinen Weg. Hätte der ehrwürdige Herr Doctor, und unser lieber Vater, an jemandes Lehre oder Leben in dieser Universität oder Stadt Mißfallen; so wollten alle dazu helfen, daß solch Aergerniß abgestellt werden solle. An des jungen Volks Muthwillen und dessen Untugend hätten auch sie ein herzlich Mißfallen, und seyen bereit auf alle Art und Weise Zucht zu halten; doch habe Gott bisher Gnade gegeben, daß der mehrere Theil züchtig sey und löblich studire. — Zugleich gaben sie dem Kurfürsten von Luthers Entschluß und ihrem Vorhaben Nachricht (unter dem 1. August 1545), und baten, ob vielleicht Se. Kurfürstl. Gnaden den Herrn Doctor zu sich gnädiglich an einen gelegenen Ort forderten, und sich selbst mit ihm unterredeten: denn leicht könnte diese That ein Anfang seyn, daß diese Schule zerfiele; und so sich der vornehmste Hirt von dieser Kirche, die der Feinde nur allzuviel habe, trennete, wäre weitere Zerstreuung zu besorgen. (Denn auch Melanchthon wollte nicht bleiben, wenn Luther nicht wieder käme.)

Der



Der Kurfürst zauderte auch nicht, sondern schon unter dem 5. August schickte er seinen Leibarzt D. Ratzenberger mit einem sehr gnädigen Schreiben nach Zeitz an Luther ab, worin er ihm freundliche Vorwürfe macht, daß er so heimlich abgereist sey ohne daß der Kurfürst ihn habe durch treu Geleit auf der Reise sichern können; wenigstens möchte er jetzt den Tag seiner Abreise von Zeitz bestimmen, damit man ihm mehrere Personen als Begleiter zuschicken könne. Denn von seinen Beschwerden habe der Kurfürst erst eben gehört, und werde gern behülflich seyn, was ihm zuwider wäre abzustellen; zu weiterer Verabredung möchte er nach Torgau kommen, wo damals der Kurfürst sein Hoflager hielt. — Luther kam, und ließ sich bewegen nach Wittenberg zurück zu kehren: aber, wie Ratzenberger erzählt, wenig zufriedener; weil, wie es scheint, man die Versprechungen nicht erfüllete, die man ihm gemacht hatte.

Auch waren ihm der Lebenstage, wie er ahnete, nur noch wenige gezählt: den 23. Januar 1546 reiste Luther auf Einladung der Grafen zu Mansfeld, die unter einander in Irrungen gerathen waren, ihre Sachen zu vergleichen, von Wittenberg mit seinen drey Söhnen nach Eisleben. Als er Donnerstags den 28. Januar der Stadt nahe kam, wurde er im Wagen so

ohnmächtig, daß man wegen seines Lebens besorgt wurde; doch als man ihn in der Herberge mit warmen Tüchern gerieben, fühlte er sich wieder munter und hergestellt. Katharina, welche vielleicht bey der Abreise ihres Eheherrn solche Schwäche vorhergesehen, oder schnell Nachricht von seinem Zustande erhalten hatte, schickte ihm aus ihrer kleinen Hausapotheke Stärkküchlein, Wasser und Aquavitä nach, und Luther, der die gute Wirkung dieser Mittel mehrmals an sich erfahren hatte, ließ sich bald noch mehr holen, wiewohl er in einem sehr launigen Briefe vom 10. Februar seiner „allerheiligsten Frau Doctorin und sorgfältigen Frauen" das ängstliche Sorgen um ihn verweist, da unstreitig dies ihr Sorgen die Ursach sey, warum er vor einigen Tagen fast aufgebrannt, und gestern ein Stein ihm auf den Kopf gefallen sey. Doch im Ernst fühlte er wohl die Schwere seiner Krankheit, und sagte wahr: „ich werde zu Eisleben bleiben." Alle ärztliche Hülfe war vergebens; er starb den 18. Februar 1546.

Justus Jonas und Michael Cölius, welche bey seinem Hinscheiden zugegen gewesen, meldeten sofort den Tod Luthers dem Kurfürsten, mit der unterthänigen Bitte, Se. Kurfürstl. Gnaden wollten des Begräbnisses halben gnädigst Ihr Gemüth zu erkennen



geben, auch deswegen dem Herrn Grafen schreiben, der ihn gern in seiner Herrschaft, als dem Vaterlande Luthers, behalten wolle. Auch wolle Se. Kurfürstl. Gnaden gnädigst der Doctorin, seiner lieben Hausfrauen, und Domino Philippo, D. Pomerano und D. Creuzigern sonderlich ein Trostbrief zuschreiben, welches Se. Kurfürstl. Gnaden besser zu thun wüßten, als sie unterthäniglich ersinnen könnten. — Der Kurfürst ließ auch in der That ein solches Trostschreiben an die Wittwe, worin er sie hinweist auf das gottselige Ende ihres Eheherrn, und auf die verborgenen weisen Rathschlüsse Gottes, und sowohl ihr als ihren Kindern, wegen seiner Verdienste, allen Kurfürstlichen Schutz und besondere Fürsorge zusagt. — Und wie wir sehr genaue Nachricht über die letzten Lebensstunden Luthers und über die Führung seines Leichnams von Eisleben nach Wittenberg haben; so wird uns auch das feyerliche Leichenbegängniß umständlich beschrieben. „Vor der Leiche sind geritten die Verordneten des Kurfürsten zu Sachsen und zween junge Grafen zu Mansfeld, ohngefährlich in die 65 Pferde. Und nechst nach dem Wagen, darauf die Leiche gefahren, ist sein ehelich Gemahl, die Frau Doctorin, Katharina Lutherin, samt etlichen Matronen, auf einem Wäglein hinach geführet; darnach sind seine drey Söhne, Johannes, Mar-

tinus, Paulus Lutheri, Jakob Luther Bürger zu Mansfeld, sein Bruder, Görg und Ciliax, Kaufmann, seiner Schwester Söhne, auch Bürger zu Mansfeld und andere der Freundschaft gefolget." Daß Margaretha, die einzige nachgebliebene Tochter Luthers, mit in dem Wagen der Mutter gewesen sey, wissen wir anders woher.

Das Kurfürstl. Versprechen, für Wittwe und Waisen zu sorgen, mußte, da es nicht bloß beym Worte blieb, viel zur Beruhigung der Katharina beytragen. Denn was Luther ihr nachließ, konnte unmöglich ausreichen, vier noch völlig unversorgte Kinder zu erhalten und zu erziehen. Das Gut Wachsdorf bey Wittenberg nahmen nachher die drey Söhne Luthers um 1500 Gulden an; das Gut Zeulsdorf ward um 956 Gulden verkauft; den Baum und Hopfengarten bey Wittenberg, der zu 500 Gulden angeschlagen war, ließ sich Margaretha nachher bey der Erbtheilung nur zu 375 anrechnen; das kleinere Haus ward um 300 Thaler verkauft, doch war Luther noch 180 Gulden darauf schuldig; das größere Haus oder das ehemalige Augustiner Kloster, welches der Kurfürst Johann Luthern geschenkt hatte, ward später von dem Kurfürsten Augustus um 3700 Gulden für die Universität gekauft; das Silberzeug und das Hausgeräthe,



das er nachließ, wurden auf 1600 Gulden geschätzt. Allein man sieht bald, daß nur die beyden Güter, die beyden Gärten und das kleine Haus für wirkliche Einnahme in Rechnung gebracht werden können, und daß die Zinsen eines Capitalwerths von etwas mehr als 3000 Gulden warlich auch in jener Zeit, nicht ausreichen konnten, um die Bedürfnisse einer Familie, welche ohne die Dienerschaft zu rechnen aus fünf Personen bestand, anständig zu befriedigen. Dazu kam, daß Katharina, da sich bey dem Tode Luthers kein Geld vorräthig fand, gleich 400 Gulden aufnehmen mußte. Doch Anfangs erhielt sich das Andenken an die Verdienste des großen Lehrers so lebendig, daß nicht bloß der Kurfürst zu Sachsen, sondern auch die Grafen zu Mansfeld und Christian III. König von Dänemark, der Wittwe und den Kindern des Hingeschiedenen durch Wort und That ihre Theilnahme bewiesen. So schrieb der Kurfürst von Sachsen wahrscheinlich an Augustus Schurf, Doctor der Medicin, damals Rector der Universität, schon unter dem 21. Februar von Torgau aus: „Dieweil wir auch vermerken, als solle gemeldeten Doctor Martin seligen Hausfrau und Wittwe an Gelde Mangel haben, wie ihr dann von euch vor des Doctoris Tode Vorsehung (Vorschuß) geschehen seyn solle. Als überschicken wir

euch bey diesem Boten, hundert Groschen, davon wollet euch des Geldes, was ihr geliehen habt, zuvor bezahlen, und der Wittwen die Uebermaaß von Unseretwegen zustellen." (Bey Groschen steht in der Handschrift am Rande Gülden; ich meine nicht, daß dies Verbesserung eines Fehlers seyn sollte, als habe man Gülden statt Groschen zu lesen, sondern ich halte es für eine Erklärung, daß hier Güldengroschen, und nicht Silbergroschen gemeint seyen.)

Gleich treue Sorgfalt beweist das Schreiben des Kurfürsten an die Vormünder der Kinder Luthers; er trägt ihnen auf, für die beyden jüngeren Söhne einen Magister oder Präceptor auszuwählen, bey dem sie ihre Kost hätten und in der Lehre und Zucht auferzogen würden; mit dem ältesten Sohne des Doctors sollte man es noch ein halb Jahr versuchen, ob er zum Studiren geneigt und geschickt sey, wo nicht, wolle der Kurfürst ihn an seinen Hof und in seine Kanzley nehmen. Und daß die Vormünder im Stande wären diese Aufträge auszurichten, ließ ihnen der Kurfürst den 14. Juni für die Kinder Luthers 2000 Gulden auszahlen.

Auch die Grafen zu Mansfeld blieben nicht zurück: sie schenkten der Wittwe und den Kindern in demselben Jahre 1546 ebenfalls 2000 Gulden, welche zwar erst 1548 gezahlt, aber bis dahin jährlich mit 100 Gul-



den verzinst werden sollten. Ob den Grafen Geld gefehlt, oder ob Katharina die Zinszahlung vorgezogen habe, wissen wir nicht: indeß als sie starb, standen noch 1000 Gulden bey den Grafen auf Zinsen.

Eben so ließ in den ersten Jahren nach Luthers Tode Christian III. von Dänemark die 50 Thaler Pension, die er Luthern, Melanchthon und D. Bugenhagen gnädigst bewilliget hatte, auch der Wittwe Luthers auszahlen.

Doch 1547 entstand der Schmalkaldische Krieg; Kurfürst Johann Friedrich wurde gefangen genommen, Wittenberg belagert, und Kaiser Karl V. zog im May als Sieger in die Stadt ein. Alle getreuen Anhänger des Kurfürsten und viele öffentliche Bekenner der neuen Lehre verließen die Stadt; wie hätte es die Wittwe des Urhebers derselben wagen mögen mit ihren Kindern zurück zu bleiben? Auch war es den Begleitern des Kaisers selbst auffallend, daß, da sie in der Schloßkirche zu Wittenberg ihn aufgefodert, den Erzkätzer ausgraben zu lassen, er antwortete: „ich führe nicht Krieg mit den Todten, sondern habe genug mit den Lebenden zu thun;" und nachdrücklich verbot sich an dessen Gebeinen zu vergreifen. — Katharina wollte sich nach Dänemark begeben, wo sie, da ihr gnädigster Kurfürst jetzt sich selbst nicht helfen konnte, Schutz und Unterstützung erwartete; allein es erschien bald eine Bekanntmachung, wodurch

allen ausgewanderten Wittenbergern ungefährdete Rückkehr und freyer Besitz ihres Vermögens zugesichert wurde. Da schien es denn freylich ihr so wie Melanchthon, der sich ihrer auf das treueste annahm, das Rathsamste, zurück zu kehren. — Ihr Leben war indeß von jetzt an sehr bedrängt: die Unterstützung, welche sie der Großmuth ihres Kurfürsten verdankte, ward durch keine andere ersetzt; das Jahrgehalt von Christian III. blieb seit 1548 aus; ihr kleines Eigenthum wurde hart mit Abgaben belastet; in der That, man begreift kaum, wie sie sich und ihre vier Kinder durchgebracht, und hätten wir nähere Nachrichten, wir würden sie wahrscheinlich als ein Muster der haushälterischen Klugheit und Sparsamkeit uns aufstellen können. Sie vermiethete in ihrem Hause einzelne Stuben, und speisete die bey ihr Wohnenden, wenn sie wollten, an ihrem Tisch; so wissen wir zufällig, daß der bekannte Professor der Rechte zu Jena, Johann Stromer, 1548 bey der Frau Doctorin seine Stube und Tisch gehabt. Sie reiste in demselben Jahre mit Melanchthon nach Leipzig, um von dem kaiserlichen General Erleichterung der drückenden Auflagen zu erbitten. Bugenhagen schrieb für sie 1548 an Christian III. daß Se. Majestät auch die arme Wittwe Lutheri womit bedenken wollten. Und da dies ohne Erfolg blieb, schrieb sie selbst 1550 den 6. Oktober und



bat, da sie und ihre Kinder jetzt weniger Hülfe hätten und die Unruhe dieser Zeit viel Beschwerungen bringe, ihr, der armen Wittfrau und ihren Waisen die 50 Thlr. doch ferner zahlen zu lassen, womit Se. Königl. Majestät ihrem lieben Herrn gnädigst geholfen hätten. Da auch dies Schreiben ohne Wirkung blieb, die Noth aber drängte, wiederholte sie ihre Bitte 1552 den 8. Januar, das ihrem Eheherrn allergnädigst bewilligte Jahrgeld ihr doch ebenfalls verabfolgen zu lassen, als einer von jedermann verlassenen, armen Wittwe. — So wurden Luthers Verdienste vergessen, daß selbst in ihrem Leichenprogramm die Universität bekennen mußte: „Mit ihren verwaisten Kindern mußte die als Wittwe schon Schwerbelastete unter den größten Gefahren umher irren wie eine Verbannte; großen Undank hat sie von Vielen erfahren, und von denen sie wegen der großen und öffentlichen Verdienste ihres Ehegatten um die Kirche Wohlthaten hoffte, ist sie oft schändlich getäuscht worden." So lebte die arme Wittwe bis 1552 zu Wittenberg; da aber in diesem Jahre abermals die Pest überhand nahm, so daß auch die Universität von hier nach Torgau verlegt wurde, folgte sie dieser mit ihren zwey Söhnen (Johannes studirte damals in Königsberg), und ihrer einzigen Tochter Margaretha, wie einige erzählen, des Vorsatzes, nun auch nicht wieder nach Wittenberg zurück zu kehren, son-

dern in Torgau ihre noch übrige Lebenszeit zuzubringen. Die Erzählung ist weder in sich wahrscheinlich, noch hat sie glaubwürdige Zeugen; denn daß Leonhard Koppe damals noch gelebt habe, ist unerwiesen.

Doch, welches auch ihr Vorhaben gewesen seyn mag, sie sollte Wittenberg nicht wiedersehn. Auf der Reise nach Torgau wurden die Pferde vor ihrem Wagen scheu. Katharina, um sich und ihre Kinder von der augenscheinlichen Gefahr zu retten, sprang aus dem Wagen, fiel aber in eine Pfütze. Schreck und Erkältung wirkten so heftig auf sie, daß sie gleich sehr schwach in Torgau ankam, und von dem Krankenlager auch nicht wieder aufstand. Sie bekam die Auszehrung, und nach drey Monaten starb sie 1552 den 20. December. Den Tag darauf wurde sie feierlich in der Pfarrkirche begraben, wozu der Rector der Universität durch einen öffentlichen Anschlag einlud. In der Kirche zu Torgau ist jetzt noch ihr Leichenstein zu sehn, auf welchen sie in Lebensgröße eingehauen ist, in den Händen ein aufgeschlagenes Buch haltend, oben am Haupt zur Rechten ist Luthers, und zur Linken ihr adeliches Wappen. Längs dem Rande sind diese Worte eingehauen: „Anno 1552 den 20. December ist in Gott selig entschlafen allhier in Torgau Herrn D. Martin Lutheri selige Wittwe Katharina von Bora."

---

# X.

# Abulfaddas Palmblätter

von

K. Stille.

Dieß sind die Bäter Abulfaddas,*) des Sohnes Syrah.

Er schrieb sie in den Abendstunden seines Lebens, nachdem er sechs und sechzig Jahre im Lande der Sterblichen gewallfahrtet, die Menschen auf Höhen und in Tiefen beobachtet, mit und unter ihnen gewirkt, an ihren Freuden und Leiden Theil genommen, frohe und traurige Erfahrungen gemacht und nicht bloß von Weisen und Guten, sondern auch von Bösen und Thoren gelernet hatte.

Schon deswegen glaubt Abulfadda seinen jüngern Brüdern Manches sagen zu können, welches, wenn sie es wohl anwenden wollten, ihnen frommen würde.

Ueberdieß ging ihm noch am Abende seines Lebens ein Stern auf, der mit mildem freundlichen Lichte seinen Pfad ihm erleuchtete.

---

*) S. Abendstunden ꝛc. Herausgegeben von Karl Stille. Gotha, in der Beckerschen Buchhandlung. Erster Theil. S. 250.

Johanny, der Prophet, ward sein Lehrer und Freund. Manche schöne Lehre vernahm er aus Johanny's Munde; von mancher schönen That, welche Johanny vollbrachte, war er Augenzeuge.

Darum glaubte Abulfadda, daß er mit einigen seiner Palmblätter auch Geweihten ein nicht ganz werthloses Geschenk machen werde; ob er gleich selbst die höhere Weihe der Weisheit nicht empfangen hat.

Zwar fühlt er wohl, wie schwer es sey, das Geistige rein aufzufassen und in seiner ursprünglichen Schönheit wieder darzustellen. Er besorgt, daß manches Wort, welches Johanny mit Geist und Leben aussprach, unter dem Griffel des Schreibers an Lebenskraft verloren habe. Doch auch manches Wort des Lebens hat Johanny's Schüler unmittelbar mit dem Herzen aufgefaßt, und aus dem Herzen auf die Palmblätter übergetragen.

Palmen, die ihr die Worte des warmen Herzens empfingt, ihr werdet auch Andern ans Herz sprechen!

---



# I.

## Die Weihe.

Johanny hatte als Jüngling — damals nur unter dem Namen Alreddin in Salem bekannt — das beneidete Glück, Geheimschreiber des Sultans von Hyrkanien zu seyn, und das noch beneidenswürdigere, daß Seradine, die schönste von Salems Töchtern — schön an Gestalt, noch schöner an Gemüth — ihn so rein und innig wiederliebte, wie sie von ihm geliebt wurde.

Schon war der festliche Tag bestimmt, an welchem der Sonnenpriester nach Hyrkanischer Sitte, den Weihkranz um die Verlobten schlingen sollte, und Alreddin erwartete seinen Himmel mit Vorgefühl von Seligkeit; als eines Morgens mit Tagesanbruch Bewaffnete in sein Zimmer traten und ihm auf Befehl des Sultans die Strafe schleuniger und ewiger Verbannung ankündigten.

Der Betäubte wurde fortgeführt, kam krank an Lyria's Gränze an, und würde da das Ziel seiner irdischen Wallfahrt gefunden haben, wenn nicht ein Freund

seines Vaters, Mansur, ein reicher Kaufmann und hochherziger Mensch, sich des Verlassenen liebevoll angenommen und ihn sorgfältig verpflegt hätte.

Während der Krankheit seines jüngeren Freundes, zog Mansur in Salem nähere Erkundigung ein, und erfuhr, daß der Vezier Hassan — dem einst Alreddin eine ungerechte Forderung standhaft und mit lebhafter Aeußerung seines Unwillens abgeschlagen hatte — den Unschuldigen verleumdet, ihn schändlicher Treulosigkeit angeklagt und auf Todesstrafe, welche der Sultan in Verbannung gemildert, angetragen habe, und daß die vollzogene Strafe der Verbannung in Salem laut ausgerufen und allen Unterthanen auf das strengste verboten worden sey, irgend eine Verbindung mit dem Verbannten zu unterhalten.

Mansur fürchtete die fortgesetzte Rache der gereizten Bosheit, glaubte den Verfolgten in Lyria nicht sicher genug und beredete ihn zu einer Reise in entfernte Länder, wo er einige kaufmännische Geschäfte besorgen solle, dabey seine Gesundheit stähle, und seines Geistes Reichthum vermehren könne, auch hoffentlich die verlorne Ruhe wiederfinden werde.

Alreddin folgte dem weisen und mit so herzlichem Wohlwollen ertheilten Rathe, reisete, so bald es seine Gesundheitsumstände verstatteten, von Lyria ab und kehrte



kehrte nach zwey Jahren zurück, ohne einen der genannten Zwecke ganz verfehlt zu haben. Er hatte als angehender Kaufmann Mansurs Erwartung übertroffen, blühte wieder in der Farbe der Gesundheit und sein Geist hatte in dem Umgange mit den Weisen verschiedener Völker unvergängliche Schätze gesammelt, die nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf sein Herz geblieben waren, — obgleich keine Weisheit bis hieher vermocht hatte, das tief verwundete Herz zu heilen. Noch immer war ihm die Trennung von Seradinen schmerzlich und peinigend die Ungewißheit, wie sie selbst die Trennung ertragen habe, ob sie dieselbe habe ertragen können, ob sie noch lebe, und wie sie lebe.

Aus zarter Besorgniß für seine Freunde in Salem, in Rücksicht des ergangenen strengen Verbots, hatte er nicht gewagt, an sie zu schreiben, und drey Boten, die er abgesandt, um Nachricht von dem Schicksale der Geliebten zu erhalten, hatten ihm dunkle, sich widersprechende Gerüchte überbracht. Auch Mansur hatte nichts mehr erfahren, als daß die Unglückliche mit ihrer Mutter in stillster Einsamkeit lebe.

Aus dieser Ungewißheit wollte der Liebende sich jetzt, es koste, was es wolle, herausreißen, und als Pilger, unkenntlich im fremden Gewande nach Salem gehen. Sein väterlicher Freund fand die Ausführung

dieses Vorsatzes zu gefahrvoll, erbot sich aber, selbst die Reise zu unternehmen, versprach alles anzuwenden, um Seradinen zu sprechen, und hoffte, von ihr begleitet heimzukehren.

Lächelnd, aber mit einer Thräne im Auge, drückte Alreddin Mansurs Hand und überließ es ihm vertrauensvoll, zu thun, was er räthlich finde.

So eben wollte Mansur von Alreddin scheiden, als ein Bote ihm von einem sichern Freunde die Nachricht überbrachte: daß der Vezier Hassan, mannigfaltiger Verbrechen überwiesen, ein Opfer der Gerechtigkeit gefallen sey, und der Sultan allen auf Hassans Richterspruch Gefangenen Vertheidigung und allen Verbannten freye Rückkehr verstatte.

Nun eilte Alreddin nach Salem, kam schon am Abend des sechsten Tages nach seiner Abreise mit hochklopfendem Herzen und unnennbaren Gefühlen vor den Ringmauern der theuern Stadt an, die sein Liebstes umfaßte, und trat unter den Schatten der einbrechenden Nacht in das Haus seines Jugendfreundes Helim, von welchem er mit freudigem Erstaunen, als ein vom Tode erstandener, empfangen wurde.

„Lebt — und wie lebt meine Seradine?" fragte Alreddin mit beklommener Brust, bald nach der ersten Begrüßung des Freundes, und der Freund antwortete wehmüthig: ach wärest du nur drey Wochen früher gekommen.



„Todt! — todt!" stammelte Alreddin mit blassen bebenden Lippen, und auch seine Seele schien der Erde entfliehen zu wollen.

„Nicht todt!" tröstete der tief gerührte Freund mit zweydeutigem Troste, „aber nicht mehr lebend für dich — obgleich im Raume dir jetzt so nahe. — Sie ist seit drey Wochen Almars, meines Nachbars, Gattin.

Helim erzählte:

„Fast ein ganzes Jahr nach Alreddins Entfernung brachte Seradine in trüber, mit stillem Wahnsinn gemischter Schwermuth zu. Sie weinte nie, aber wer sie sah, dem trat des Mitleids Thräne ins Auge. Sie sprach mit Niemanden als mit ihrer Mutter, und auch mit dieser nur wenige abgebrochene Worte, spielte aber oft auf der Telyne und sang dazu die Lieder, welche sie vormals von ihrem Geliebten empfangen hatte, am öftersten das, welches sich anfing:

„Erwarte mich! wenn dort des Himmels Rosen
Im Osten glühn, komm' ich zurück.
Und sinke mit dem frühsten Sonnenstrale
An Deine Brust! Erwarte mich!"

Mit diesen Worten wähnte sie ein Versprechen erhalten zu haben, dessen Erfüllung sie mit Zuversicht erwartete. Täglich ging sie vor Sonnenaufgang auf einen Berg in der Nähe ihrer Wohnung, blickte unverwandt nach Osten bis die Sonne emporgestiegen, oder, wenn dunkle Wolken den Himmel bedeckten, der volle Tag angebrochen war, und kehrte dann stilltrauernd zurück.

So verfloß ein Jahr. Da kam ein Fremdling aus fernem Lande, und bat um die Erlaubniß, Seradinen sprechen zu dürfen, weil er Aufträge von ihrem Verlobten an sie habe. Er nahte sich der Zitternden, von Furcht und Hoffnung bestürmten, überbrachte ihr einige Geschenke, welche sie einst dem Geliebten gegeben hatte — und den letzten Gruß von seinem Sterbebette. Weinend erzählte er, wie theuer ihm selbst der Verstorbene geworden wäre und wie er ihm den Tod durch das feierliche Versprechen, seine Aufträge an Seradinen zu besorgen und ihr seine letzten Grüße, Gebete und Segnungen zu überbringen, erleichtert hätte. Gleiche Nachricht theilte der Fremde — seiner Aussage nach, aus Volhynien gebürtig — noch an demselben Tage mehrern Freunden Alreddins mit und



reisete mit dem Anbruch des folgenden Tages von Salem ab *).

Seradine lag einige Wochen besinnungslos in Fiebergluth, konnte aber mit rückkehrender Gesundheit wieder weinen, und durch der Thränen Wohlthat wurde ihre Schwermuth allmählig in sanftere Wehmuth umgewandelt.

Vor ungefähr drey Monaten bewarb sich Almar um ihre Hand. Sie erklärte, daß sie nie heirathen wolle. Da aber bald darauf ihre Mutter sehr krank wurde, und, als wahrscheinlich bald Sterbende, ihre Tochter wiederholt und dringend bat, Almars Wunsch zu erfüllen, da sprach sie unter heißen Thränen ja, und brachte, nach der Genesung ihrer Mut-

*) Erst nach einigen Jahren erhielt Johanny über diese Täuschung Aufschluß.

„Der Sultan hatte seinen Geheimschreiber, vorzüglich als angenehmen Vorleser und Erzähler vermißt, und laut den Wunsch geäußert, daß er doch wissen möchte: ob der Angeklagte etwas zu seiner Vertheidigung sagen könne und was? Schnell erkaufte hierauf Hassan den falschen Zeugen, welcher die Nachricht von Alreddins Tod ausbreitete, und sandte zugleich Meuchelmörder aus, denen aber Alreddins Aufenthalt bis nach dem Sturze des Veziers verborgen geblieben war. — Jene Geschenke fand Hassan unter Alreddins Schriften, deren er sich bemächtiget hatte.“

Jetzt ging die Sonne auf, und es war ihm als blicke er in einen neuen höhern Himmel.

Er sank nieder, betete zu dem ewigen Geiste, dessen schwaches Bild die Sonne, die majestätisch strahlende und wohlthuend erwärmende ist, und weihte sich ihm zum Lehrer der Wahrheit und Tugend. —

Wo empfing je ein Priester des Ewigen eine heiligere Weihe? Wo war aber auch je einer zur Stunde der Weihe so würdig vorbereitet? Welcher brachte vorher der Tugend ein so reines und theures Opfer?

Von der Zeit an trat Johanny als Prophet auf, lehrte die Himmelslehren des heiligen Geistes und reinen Herzens, und lebte wie er lehrte.

---

## II.

## Worte der Ermunterung und des Trostes.

Ich war Protevont in Lyria, hatte das Zutrauen meines Sultans und wirkte, seit ich Johanny kennen lernte, eifrig und thätig zur Beförderung jedes Guten.

Einst hatte ich ein Werk unternommen, von welchem ich mir Segen versprach für Tausende. Aber Berge von Schwierigkeiten thürmten sich mir entgegen, wo ich nur leicht zu übersteigende Hügel erwartete, und die Besseren unter meinen Freunden, auf deren Mitwirkung ich gerechnet hatte, gaben mir leere Worte für That. Ich ward muthlos, klagte dies meinem Lehrer und erhielt die Antwort:

„Beginne du mit Muth
Was du als recht und gut
Im Licht erkennst! Es gibt auf Erden
Noch Menschen, die zu heil'ger Gluth
Durch Allah's Sonnenstrahl entflammet werden.

---

Und ob denn auch dein frommer Wunsch zu Grabe
Getragen würde; tröste dich
Mit dem Bewußtseyn: nun ich habe

Getreu gethan, was ich,
Selbst Sterblicher, vermochte, Leben
Dem Lebenswürdigen zu geben;
Und Allah kennet mich!"

Da begann ich mit neuem Muthe, und es gelang.

Ein anderer schöner Wunsch, Lyria's, Hyrkaniens und Mydiens Beherrscher zu einem dauernden auf Gerechtigkeit gegründeten Friedensbunde zu vereinigen, schlug mir fehl, und was nach meinem Vorschlage den Frieden sichern sollte, gab Veranlassung zu einem neuen Kriege. Das schmerzte mich tief. Johanny richtete den Niedergeschlagenen auf.

„Du kannst sie nicht stillen, die Stürme des Lebens,
Du wünschest das Ende der Kriege vergebens:
Erhalte von innerem Zwiste dich rein!
Noch werden Jahrhunderte trauernd verschwinden,
Doch einst wird gewiß sich die Menschheit entsünden
Und dann von der Plage des Athols*) befreyn."

*) Athol, Aufenthalt der Unseligen, die im menschlichen Leben lasterhaft waren und nun mit ewiger Feindschaft sich untereinander verfolgen und peinigen — Hölle.



Fünf und sechzig Jahre war ich alt, aber noch kraftvoll wie ein Jüngling und fest entschlossen, mit dieser Kraft noch viel Gutes zu thun, und namentlich mein Daseyn für mein Vaterland segensvoll zu machen. Da wurde ich von Feinden — sie waren die Feinde alles Guten — angeklagt, ungehört verurtheilt und meines Amtes entsetzt. Hast du, schrieb ich an den Propheten, ein Wort des Trostes für einen Unglücklichen, der so schuldlos wie ein Missethäter bestraft wurde?

Johanny antwortete:

„Edel hast du gewirkt. Wie Schlaf dem Müden, so drang dir
Ruhe das Schicksal nun auf. Nimmer aus eigener Wahl
Wärst du zum stillen Genuß des Feierabends gekommen;
Lohnend dem treuesten Fleiß wählte das Schicksal für dich.
Edel hast du gedient; nun hast du Freiheit errungen.
Segen entströmet der Hand, welche die Strafe gedroht."

## III.

## Was adelt den Menschen.

Wir sprachen einst von den Edelsten unsers Geschlechts, die wie Elyden*) unter Sterblichen auf Erden wandelten.

Manche Großthat wurde mit Begeisterung erzählt, und am Ende fragte einer den Propheten: Wer war wohl unter diesen Edeln der Edelste?

Ihr legt mir, sprach Johanny, eine Frage vor, die kein Sterblicher und selbst kein Elyde beantworten kann. Ich bin geneigt zu glauben, daß, wer edle Thaten vollbringt, auch ein sittlich edler Mensch sey, und freue mich dieses Glaubens. Indessen weiß ich, daß allein der reine gute Wille den Thäter adelt. Nur zuweilen ist dieser Wille so unverkennbar, daß eine einzelne Aeußerung desselben für den sittlichen Adel eines Menschen zu bürgen scheint.

---

*) Elyden — Bewohner des Aethers, Wesen höherer Art — Engel.



Einst sah ich auf dem Wege von Sichar nach Siloh einen Mann unter glühender Sonnenhitze mit so angelegentlicher Aemsigkeit das Land bauen, daß ich neugierig wurde, zu wissen: ob Geitz, oder zu ängstliche Nahrungssorge oder was sonst ihn ansporne.

Ich lud ihn ein, unter dem Schatten einiger Bäume, die am Wege standen, bey mir auszuruhen, und bot ihm zum Ersatz für das zu Versäumende zwey Denaren an.

Für deine Denaren, sprach er freundlich, dürfte ich nicht feyern, denn ich arbeite um ein bestimmtes Tagelohn; doch die Sonne brennt allerdings sehr heiß, und ich werde ein Stündchen Ruhe schon bey meinem Herrn verantworten können. Im Nothfall hole ich das Versäumte am Feyerabende nach.

Hast du, fragte ich, einen so strengen, viel fordernden unbilligen Herrn?

O nein! antwortete er, mein Herr ist die Güte und Billigkeit selbst. Er gibt mir mein Tagelohn, ohne je nachzufragen, wie viel ich an jedem Tage gearbeitet habe. Er verläßt sich auf meine Treue; kann sich aber auch darauf verlassen. Wie sollt' ich ihm nicht treu dienen, da er so gut ist und so väterlich für mich gesorgt hat. Ihm verdanke ich Nahrung für mich, mein Weib

und meine drey Kinder, und ihm verdanke ich ein eigenes Häuschen zu Sichar, wo ich sicher wohnen und nach vollbrachter Arbeit mich der Ruhe freuen kann. O es ist ein guter, ein gar guter Herr!

Battal — so hieß der brave Mann — erzählte mir noch vieles von seinem guten Herrn, seinem guten Weibe, seinen guten Kindern, und dieß alles so gutmüthig und so innig zufrieden, daß ich mich herzlich freute und mit Achtung und Liebe von ihm schied.

Ich kehrte am späten Abend nach Sichar zurück, und traf da meinen Battal wieder auf einer der gangbarsten Straßen, wo er die Werkzeuge seines Fleißes niedergelegt hatte und mit Anstrengung einen Stein wegrollte.

Auf meine Frage: womit er sich noch so spät beschäftige? antwortete er liebreich: Da lag der große Stein mitten im Wege. Ich stieß mich an ihn. Es wird nun immer dunkler; und ein Anderer könnte über ihn fallen und sich beschädigen. Da habe ich ihn auf die Seite geschaft.

Mit einer Freudenthräne im Auge blickte ich zum Himmel und, „O Allah!“ dachte ich, „wie Manches



ist groß vor der Welt das Klein ist vor dir, und wie Manches wird von der Welt nicht geachtet, das gewiß vor dir hohen Werth hat! Es mag an diesem Tage manche große That auf deiner Erde vollbracht seyn, aber wie wenige mögen wohl vor dir der That dieses armen Tagelöhners gleichkommen, der, von des Tages Last und Hitze ermüdet, noch auf der Rückkehr zu seiner Hütte sich anstrengte, um ein mögliches Uebel für Andere zu verhüten — und dieß ohne irgend einen Lohn, ohne irgend einen Dank dafür erwarten zu können, und ohne andern Beruf als den, den er in seinem Herzen fand!“

Solch eine That, denke ich, adelt den Menschen.

## IV.

## Die Verklärung.

Johanny hatte mit seinen Jüngern den Berg Ador erstiegen, um eine stille mondhelle Nacht zu feyern.

Wir — denn Heil mir, auch ich nahm Theil an der Feyer dieser heiligen Nacht, in welcher eine überirdische Sonne in meinem Herzen aufging — wir blickten zum Sternenhimmel empor, und der Prophet gab uns Kunde von dem wundervollen Bau des Weltalls.

Mehrere von uns vernahmen zum ersten Male das große Wort: jene leuchtenden Punkte sind Welten! Es war für uns ein Wort neuer Schöpfung. Wir hörten es mit Erstaunen, aber glaubensvoll; denn der Lehrer sprach es, dem wir vertrauten, und er sprachs mit dem Ausdruck der eigenen zweifellosen Gewißheit.

„Jene leuchtenden Punkte sind Welten, von denen die meisten den Erdball an Größe weit übertreffen!"

„Unzählbar sind sie, wie der Sand am Meer, und sie alle leitet die ewige Weisheit in den ihnen angewiesenen Bahnen."

„Hienieden überall Leben, Geschöpfe der mannigfaltigsten Art mit Lebensgefühl und Lebensgenuß; und in jenen lichteren höheren Welten sollte nichts leben, nichts wirken!



wirken? kein Wesen sich seines Daseyns freuen? keines das Gesetz des Allheiligen anerkennen?"

„Preis und Ehre dem, der da ist, der da war, der da seyn wird, dem in Myriaden Welten zahllose, auf mannigfaltigen Stufen der geistigen und sittlichen Bildung stehende Wesen die Opfer des Danks und der Anbetung darbringen. — In allen Welten tönet ein Loblied dem Allmächtigen und Allweisen, dem Schöpfer und Erhalter, dem ewig guten Geiste."

„Und welche von jenen Welten mag wohl das uns bestimmte Vaterland seyn, wohin der Geist, befreyt vom sterblichen Gewande, sich emporschwingt? — O welche Wonne, welche Seligkeit wird uns dort erwarten!"

„Ist die niedere Erde schon so schön und reich an Freude; wie wird einst das Vaterland der Vollendeten, der Frommen und Guten seyn."

„Sinket nieder, betet an mit Thränen des freudigsten Dankes: wir sind unsterblich!"

„Wir sind unsterblich, so wahr Er selbst ist, der uns zum Seyn hervorrufte, der Allgütige, der Allweise, der Allheilige. Er gab uns das heiße Verlangen von seinen Wundern mehr zu wissen, als uns die Erde gewähren kann, nicht fruchtlos. Er gab uns Anlagen, Fähigkeiten und Kräfte, werth, daß eine Ewigkeit sie entwickle und ausbilde, nicht für diese Spanne Zeit. Er gab uns

ein heiliges Gesetz, das nicht für Bewohner des Staubes, das für Verwandte der Elyden gilt. Edlere unsers Geschlechts brachten in treuer Befolgung des heiligen Gesetzes, der Tugend, Glück und Leben zum Opfer: und unter der Regierung des Allheiligen kann die Tugend nicht zu Leiden ohne Ersatz verurtheilt seyn. Wir sind unsterblich!"

„Feiert die Sterbestunde des Tugendhaften als seine Geburtsstunde zum höhern Leben! Der Elyde schwingt sich, befreyt von der sterblichen Hülle, zu einer bessern Welt empor!"

In dem Augenblicke als Johanny die letzten Worte sprach, trat der Mond, vorher von einer leichten Wolke bedeckt, hervor; und wir sahen das Angesicht unsers Lehrers verklärt in übermenschlicher Schönheit.

Er stirbt! so dachte ich bey mir selbst. Der Elyde schwingt sich zur bessern Welt empor!

Er starb noch nicht. Aber so oft ich mich seiner Rede erinnere, steht das Bild des Verklärten in seiner himmlischen Schöne vor meiner Seele und es ist mir, als habe ich die Zusicherung der Unsterblichkeit von einem Bewohner der Lichtwelt, von einem schon vollendeten Geiste empfangen.

---

# XI.

# Der Pfeil.

## Legende

von

A. F. E. Langbein.

Ritter Olf, der eine Burg mit treflichen Ländereyen am Strande der Weser besaß, war von Jugend auf und immerdar ein finsterer, schelsüchtiger Mensch. Es ärgerte ihn, daß er der Sonne nicht verbieten konnte, auf fremde Fluren zu scheinen. Er gönnte sich selbst weder einem Freunde noch einem Weibe. Ungesellig und unvermählt lebte er bis in sein funfzigstes Jahr.

Das Einzige, was er gern verschenkt hätte, waren die Gebrechen des Alters, die sich allmählich bey ihm einstellten. Jetzt wünschte er sich eine Hausfrau, die sein pflege und warte, und ihm zugleich eine schöne Mitgift zubringe. Er suchte nach einer reichen Braut weit umher; doch eben so weit als er warb, war der Ruf seiner rauhen Gemüthsart erschollen, und in allen Ritterburgen, wo begüterte Jungfrauen wohnten, lehnte man seinen Antrag glimpflich ab. Er richtete nun sein Augenmerk auf ein armes, älternloses Fräu-

lein, das bey Verwandten das Gnadenbrot aß. Adelgunde war erst siebzehn Jahre alt, und an Schönheit und Herzensgüte ein Stern ihres Geschlechts. Ihr ahnte, daß sie als Olfs Gattin nicht glücklich seyn würde; doch, von ihrer Sippschaft überredet und gezwungen, ergab sie sich dem lieblosen Manne, und fügte sich mit solcher Geduld und Geschicklichkeit in seine Launen, daß er mit ihr vollkommen zufrieden war.

Desto unzufriedener war ein nahes Kloster, dessen Abt und Mönche bis zur Vermählung des Ritters der Hoffnung lebten, ihn zu beerben. In dieser Absicht hatten sie sich bey ihm eingenistet, und ängsteten ihn mit furchtbaren, sinnlichen Schilderungen der Hölle. Sie stellten ihm die Gestalten der Teufel und die Qualen der Verdammten so genau und lebendig dar, als wären sie selbst durch diese Schule gegangen. Olf, der alles glaubte, was ihm die geistlichen Schreckensmänner sagten, ersuchte sie dringend, fleißig für ihn zu beten, damit er dereinst in den Himmel gelange. Sie erklärten aber freymüthig: das werde schwer halten, denn er habe sich noch keine Verdienste um die Kirche erworben, und das sey einzig und allein der rechte Schlüssel des Paradieses. Doch lasse sich —



setzten sie tröstlich hinzu — das Versäumte noch nachholen. Er dürfe nur sein zeitliches Vermögen, das er doch nicht mit ins Grab nehmen könne, ihrem armen Kloster vermachen, und der heilige Petrus werde ihn dann mit der größten Bereitwilligkeit in die Wohnung der Seligen einführen.

Das klang dem Ritter gar lieblich, und er schien nicht abgeneigt, mit seiner irdischen Habe den himmlischen Freybrief zu lösen. Wenn aber die Erbschleicher darüber Schwarz auf Weiß verlangten, so erhielten sie immer die kahle Antwort: Kommt Zeit, kommt Rath!

Nach seiner Vermählung war vollends nichts mit ihm anzufangen. Er fürchtete sich jetzt, da er immer einen guten Engel um sich sah, weniger vor dem Teufel, und die Mönche verloren allen Einfluß bey ihm.

Sie waren aber nicht gemeint, sich den Stuhl vor die Thür setzen zu lassen; sie wollten vielmehr das Widerspiel thun, und Adelgunden verdrängen.

Das unternahmen sie auf eine ganz besondere Weise.

Der Abt besaß eine geheime Sammlung schlüpfriger Gemählde, woran er sich bisweilen, bey verschlos-

sener Thür, in Ruhestunden ergötzte. Einsmals bemerkte er, daß ein schönes, üppig gekleidetes Mädchen, welches sich auf dem einen Bilde in einem höchst unanständigen Selbander mit einem Liebhaber befand, mit Adelgunden die sprechendste Aehnlichkeit hatte. Diesen zufälligen Umstand benutzte der heilige Mann. Er ging des nächsten Morgens zu dem abtrünnigen Olf, und sagte: „Herr Ritter, ich habe Euch eine sehr unangenehme Sache zu melden. Ich ward in der vorigen Nacht durch den Ruf meines Namens aus dem Schlafe geweckt, und als ich darüber aufschrak, siehe, da stand vor meinem Lager ein glänzender Bote des Himmels. Frommer Dionysius, sprach er, begib dich morgen in der Frühe zum Ritter Olf, und thu ihm kund, daß ihn sein treuloses Weib hintergeht, und mit einem jungen Gesellen verbotener Liebe pflegt. Das Auge des Himmels, das die sorgfältigsten Hüllen der Geheimnisse durchdringt, sah ihre Frevelthat, und ein Wink der Allmacht schuf dieses Blatt, das du dem Ritter, als Urkunde der Wahrheit, vorzeigen sollst. — So sprach der Engel und verschwand. Ich glaubte geträumt zu haben; aber mit Entsetzen fand ich am Morgen diese unzüchtige Schilderey auf meiner Decke, und überlasse nun Euch, wie Ihr die himmlische Botschaft, die ich mit betrübtem



Herzen überbringe, zu Eurem Besten gebrauchen wollt.“ —

Olf starrte bald den Verleumder, bald das Bild an, und fand selbst, daß die gemalte Buhlerin der schuldlosen Adelgunde sehr ähnlich sah. Er gerieth in Wuth, mißhandelte sie grausam, hielt sie acht Tage lang, bey Wasser und Brot, in einem Thurme gefangen, und stieß sie endlich, weil Dionysius täglich Oel ins Feuer goß, aus dem Hause. Sie floh, gesegnetes Leibes, zu ihren Verwandten; aber diese nahmen sie nicht auf, sondern versagten den Betheuerungen ihrer Unschuld Gehör und Glauben, um ihrer weitern Ernährung überhoben zu seyn. Verlassen irrte sie umher, bis ihr ein mitleidiger Bauer, ein Unterthan ihres tyrannischen Gemahls, ein Obdach in seiner Hütte gab, wo sie bald darauf eines Knäbleins genaß.

Lustig zogen nun die Mönche wieder beym Ritter ein, und setzten die abgebrochenen Erbschaftsunterhandlungen fort. Er war und blieb aber der alte Starrkopf, der seine Worte auf Schrauben stellte, und sich auf keine Weise zu schriftlicher Errichtung eines letzten Willens bewegen ließ.

Nach einiger Zeit ward er gefährlich krank. Er fühlte, daß der Tod im Anzuge war. Die Kloster-

herren spannten alle Segel auf, um in den Hafen der Erbschaft einzulaufen; aber sie scheiterten auch jetzt an der Klippe des neidischen Sinnes, der ihnen so wenig als andern Menschen etwas gönnte.

„Ich bin entschlossen, die Verfügung über mein zeitliches Vermögen dem Himmel anheim zu stellen;" sagte der Kranke, als ihn seine zunehmende Schwachheit aller Lebenshoffnung beraubte. „Ich will einen Schenkungsbrief, an einen Pfeil gebunden, in die Luft schießen, und zu wem ihn die unsichtbaren Hände der Vorsehung leiten, der sey mein Erbe!" —

Dieser abenteuerliche Einfall erweckte großen Verdruß im Kloster. Doch des Ritters Erklärung war entscheidend, er verbot mit Heftigkeit allen Widerspruch, und so mußte man sich lediglich auf den lieben Gott verlassen, daß er den köstlichen Pfeil zu seinen Dienern lenken werde. Darum flehten sie mit brünstigen Gebeten; doch stützten sie sich darauf nicht allein, sondern eingedenk des alten Sprichworts: „Hilf dir selbst, so wird dir Gott helfen!" sandten sie an dem Tage, da der Pfeilschuß geschehen sollte, zwey listige und bey dem Ritter wohlgelittene Ordensbrüder zu ihm, mit dem Auftrage, ihn während der wichtigen Handlung zu umgeben, und den schwachen, zitternden Mann unvermerkt in eine solche Stellung zu bringen,



daß der Pfeil seinen Weg nach der Gegend des Klosters nehmen müsse.

Der Ritter ließ seinen Bogen spannen, und sich auf den Söller des Schlosses tragen, um von dort aus den Erbschuß zu thun. Die, als Stimmhämmer, abgeordneten Mönche drängten sich schmeichelnd an ihn, und es gelang ihrer Schlauheit, ihn so zu wenden und zu richten, daß der abgeschossene, mit dem Schenkungsbrief umwundene Pfeil schnurstracks dem Kloster zuflog.

Der Abt und seine Jünger standen, in die Luft blickend, vor der Pforte. Sie sahen den Pfeil kommen, jubelten laut, und tanzten ihm entgegen. Er senkte sich gemach zu ihnen herab; Dionysius streckte die Hand aus, um ihn aufzufangen; aber plötzlich, wie von einem Sturm ergriffen, hob er sich wieder, flog sausend bey dem Kloster vorbey, und sank Adelgunden, die mit ihrem Söhnlein vor der Bauerhütte saß, leicht und sanft, wie ein Rosenblatt, in den Schooß.

Und in diesem Augenblicke verschied der Ritter auf derselben Stelle, wo er den Schuß gethan hatte.

Adelgunde und ihr Kind beerbten ihn, und wer die Geschichte vernahm, der freute sich, daß Gott so

gerichtet, und die heimtückischen Anschläge der Klosterbrüder zu Schanden gemacht hatte.

In dem nun ganz verfallenen Schlosse, das Olf bewohnte, ward noch zu Anfange des vorigen Jahrhunderts ein Wandgemälde gezeigt, das jene Begebenheit darstellte. Man sah den Ritter, in Betten gehüllt und mit dem Bogen in der Hand, auf dem Söller; der Pfeil ruhte gleichsam in der Luft über den Häuptern der Mönche; aber ein vom Himmel niederschwebender Engel ergriff ihn, um seinen Flug, wie es Gottes Gerechtigkeit erheischte, zu der Verstoßenen zu lenken, die man, mit ihrem Kindlein in den Armen, in einiger Entfernung erblickte.

---

# XII.

# Ueber den Ursprung und die Schicksale der griechischen Mythen.

Von

C. A. H. Clodius.

## 1.

Die tiefsinnigsten Wissenschaften haben zuweilen ihre pedantischen Masken abgelegt, um in geselligen Zirkeln einiges Vergnügen zu verbreiten. Man hat sogar Mathematiken und Neutonische Philosophien à la portée des Dames gesehen. — Und die Astronomie eines Fontenelle läßt weiße Täubchen mit galanten Liebesbriefen von einem Sterne der Milchstraße zum andern flattern, macht die Nacht zur Brünette, und den Tag zum Blondin, nur um bey dem schönen Geschlechte Gehör zu finden, und einmal dafür auch ein Wort vom Aequator, der Ekliptik oder dem Colurus der Nachtgleichen im Kreise der Geselligkeit fallen lassen zu dürfen. Auch ist es dem Menschen ganz natürlich, oft in dem schwersten Gegenstande des Nachdenkens, in der angreifendsten Lektüre Erholung zu finden, wenn dieser Gegenstand und diese Lektüre nur nicht gerade zur Tagesarbeit, zum langweiligen Berufe gehört. Der freye Geist jedes Men-

schen, namentlich die schönere Hälfte der Erdbewohner hat, neben dem Wunsche sich zu unterrichten, auch eine große Neigung zum Spiele, das heißt zu willkührlicher Beschäftigung. Trägt nun diese Beschäftigung nicht den Charakter der Nothwendigkeit, des Zwanges, so sey sie noch so anstrengend zuweilen, sie wird können Vergnügen über bestandene Schwierigkeiten gewähren. Und so erklärt es sich, warum recht peinliche schwere Kartenspiele, tiefsinnige Kunststücke aller Art, kopfzerbrechende Buchstabenräthsel, warum nicht auch die Grillenspiele der Gelehrten in gemischten Zirkeln ihr Glück machen können. Unter allen sogenannten Wissenschaften des Menschen hat keine von jeher mehr geeignet geschienen, ein blos zu gesellschaftlichen Zwekken versammeltes Publikum zu unterhalten, als die Mythologie. Von jeher hat sich dieser Hauptzweig der Alterthumskunde nicht nur in der zauberischen Sprache der Dichtkunst, sondern auch in schlichteren Darstellungen selbst von weiblichen Seelen Audienz erbeten. Ganz neuerlich tritt sogar eine bekannte weibliche Schriftstellerin des Auslandes in Arabesken als mythologische Lehrerin auf, und die recht anziehenden Briefe über die Mythologie an eine gewisse Emilie waren zu ihrer Zeit in vielen Händen, in und außer Frankreich. Wer dem schönen Geschlechte gern

bösen

bösen Leumund macht, würde zu diesem Interesse an der Mythologie von Seiten der Frauen manchen Grund aufspüren, welcher von uns billig mit dem Mantel der Liebe bedeckt wird. Er würde sich vielleicht auf die Erzählung von Voltaire, ce qui plait aux Dames berufen, und böslich erinnern, daß der Einfluß, welchen sterbliche Weiber auf die Götter, mithin auf die Weltregierung durch die Herrschaft der Schönheit und Sanftmuth gehabt haben, den Frauen nicht anders als schmeichelhaft seyn könne. Er würde vielleicht böslich erinnern, daß die wie billig sehr delicat und mystisch zu erzählende Kunde aus dem Olymp zuweilen eine Chronique scandaleuse sey, und daß dieser Theil der Weltgeschichte von den Stadtgesellschaften von jeher vorzüglich gründlich abgehandelt zu werden pflege. Um uns eines solchen bösen Leumundes nicht theilhaftig zu machen, glauben wir treuherzig voraussetzen zu können, daß edlere Frauen, die sich nicht nur gern unterrichten, sondern auch gern ihr Auge auf dem ganzen Gemälde der Menschheit, ihrer Religions- und Sittengeschichte weilen lassen, in der Mythologie noch viel etwas anderes suchen und erwarten, als nur eine galante Erzählung von alphabetisch geordneten, übrigens chaotischen Romanen und Mährchen, erdichtet von der abenteuerlichsten Einbil-

dungskraft. In dieser Voraussetzung wollen wir die mythischen Gegenstände ein wenig anders behandeln, als sie gewöhnlich behandelt zu werden pflegen, wo man die willkührlichsten, sich oft widersprechenden Erdichtungen aus den verschiedensten Zeitaltern des Alterthums in eine große Brühe wirft, die dem uralten Oceane von Stoffen und Elementen, der ehedem alle Dinge bedeckt haben soll, nicht wenig gleicht. Wir wollen ein zusammengedrängtes, wo möglich chronologisches und lebendiges Bild des Alterthums, seiner Philosophie und Kunst entwerfen, von dem die mythische Vorstellungsart eine Zeitlang die Seele war. Wir wollen einen Blick in die Religionsgeschichte einiger der interessantesten Völker des Alterthums thun, der uns lehren wird, daß der Mensch bey den freysten Schwüngen seiner Phantasie sich doch immer um einige nothwendige Ideen als feste Pole dreht, auf welche er immer zurück kömmt. Wir wollen die Gränzlinie zeigen, wo das Heidenthum, wie von selbst einer reineren religiösen Vorstellungsart wich, und in selbige überging. Ohne mit Boileau oder Schiller in einer Anwandlung von ziemlich ernsthafter Dichterlaune den Untergang einer so scheinbar lebendigen, bunten, aber doch eigentlich todten Götterwelt zu betrauern, wollen wir doch mit aller Duldung ei-



nes hellern Zeitalters, die kindlichen, heitern, naiven Sinnbilder betrachten, mit welchen ältere Völker ihr Leben selbst in dessen gemeinsten Geschäften heiligten, und mit welchen sie sich dankbar zu der Quelle alles Lebens erhoben. Der ganze Olymp enthält nichts anders, als eine Sammlung von den idealen Zügen der alten Menschheit. Er schildert uns die Kräfte, welche den gesellschaftlichen Verein bildeten und zusammenhielten. Eine Charakteristik der vornehmsten Götter dieses Olymps ist zugleich eine Charakteristik der Zeitalter selbst, und wie jene sich änderten, so erstarb auch das Wunderbare in dem alten heroischen Leben, sank zur Mythe, schwankenden Volkssage, und zum willkührlichen Dichter-Mährchen, oder zum politischen — Kunstgriffe herab.

## 2.

Das Wort Mythe und Mythologie ist von neuern Schriftstellern so willkührlich, man kann wohl sagen, so falsch gebraucht worden, daß es nöthig seyn wird, dasselbe hier vor allen Dingen näher zu bestimmen. Wenn man hin und wieder, zum Beyspiele, von christlicher Mythologie reden hört, so möchte man wohl fragen, ob man mit dieser preziösen Redensart eine Herabwürdigung des in vielen

Seelen hoffentlich noch lebendigen Christenthums bezwecken, oder dem heidnischen Sprachgebrauche eine unerwartete Ehre erzeigen wolle, die wider allen Sprachgebrauch läuft.

Beym Griechen heißt Mythus ursprünglich das Wort, das zwischen den Zähnen gemurmelt wird, wie es z. B. der unwillige Agamemnon, oder Aiax und der geheimnißvolle Ulysses ausspricht, und eine kurze beschlossene Rede in dieser Art. Das geflügelte Epos hingegen, welches, wie Homer sagt, den Wall der Zähne überflogen und sich breit heraus in Reih und Glied gestellt hat, bedeutet das Wort, das sich rein, deutlich, klar ausspricht, den Verfolg einer Sache darlegt, daher auch das breit erzählende Heldengedicht und überhaupt eine Erzählung von langem Athem ein Epos genannt wird. Mythus heißt seinem ursprünglichen Sinne nach ferner ein geheimnißvoller Entwurf oder Plan, den jemand etwa im Selbstgespräche vor sich andeutet, und der homerische Zevs ist sehr ungehalten auf seine Härä, das echte Bild der Hausfrau, welche alle seine Plane (Mythous) enträthseln oder erforschen will. Die abgeleiteten Bedeutungen eines jeden Worts in philosophischen und scharfsinnigen Sprachen, wie die griechische und deutsche ist, sind immer sehr folgerecht. Die Geschichte des Worts



ist gemeiniglich die Geschichte des Begriffs und unsre Philosophen hätten oft die Wahrheit leichter gefunden, wenn sie nur die Wurzeln der wirklich vorhandenen Worte immer gehörig zergliedert hätten, statt sich neue barbarische Kunstausdrücke für ihre Kunststücke zu erschaffen, die weder der griechischen, noch der deutschen noch der lateinischen Sprache angehören, sondern höchstens von den Zimmerleuten des Babylonischen Thurmes verstanden werden können. Diese folgerechte Herleitung aller spätern Bedeutungen aus der ursprünglichen, läßt sich auch auf das Wort Mythus anwenden. Denn weil es ursprünglich zwischen den Zähnen gemurmelt wird, so ist es zweytens ein dunkles Gerücht, dessen Urheber man nicht kennt, das in abgebrochenen Tönen von Munde zu Munde unter dem Volke wandelt, das eben darum oft — (wie einmal in der homerischen Odyssee) gehemmt werden muß, wenn es nicht beunruhigen und Aufruhr erregen soll. Aber ein solches Gerücht bleibt nicht allein bey der Mitwelt, es steigt auch wohl ohne Hülfe der Schrift, zu den kommenden Geschlechtern, vom Vater zum Sohne und Enkel hinab, wenn der Gegenstand desselben so beschaffen war, daß er den Menschensinn eines ganzen Volks in Verwunderung setzen, eine Frage des Menschenverstandes befriedigen oder wenigstens

beschwigtigen, eine Saite des Menschenherzens rühren konnte. Und was könnte ein ganzes Volk wohl mehr zu einer fortdauernden Sage und Ueberlieferung begeistern, als die Frage, woher ist der Stamm unsres Volks gekommen, welche Heroen oder Wohlthäter des Menschengeschlechts bildeten zuerst seinen Verein, durch was für wunderbare Thaten und Erfindungen bewirkten sie das Wunder der Volksentwilderung? Wie hängt die Geschichte unsres Volks mit der Wiege der Welt, mit dem Ey, aus welchem sich Erd und Himmel schied, zusammen? Wie ist das und jenes Volksfest, dieser und jene heilige Opfergebrauch im Tempel, diese und jene Sitte im häuslichen Leben aufgekommen? Der Mensch, als ein zur Vernunft, das heißt zur Uebersicht des Weltganzen im Bewußtseyn bestimmtes Wesen, legt sich selbst frühzeitig die Aufgabe vor: Wie entstehet diese Erscheinung, die wir Leben und Welt nennen um uns her, und wozu ist sie bestimmt? Wer steht, so zu sagen, als Zauberkünstler hinter dem Vorhange und läßt das Bild des Daseyns auf die Nezhaut unsres Auges fallen? Diese Frage, welche die Philosophie von jeher zu beantworten sich fruchtlos bemühte, und die religiöse Ueberzeugung beruhigend für den bessern Theil der Menschheit beantwortet, wird wohl schon von dem ungebildeten Men-



schen gethan, allein sie hüllt sich in ein historisches Gewand. Ein Geschlecht des Erdbodens weiß, daß schon seine Väter waren, daß diese wieder Väter hatten, daß die Erde schon eine Zeitlang gestanden hat, und so wird das Problem der Ewigkeit in die Gefilde der Zeit herabgezogen. Die Thatsache der ewigen Vernunft wird zu einer Thatsache der Zeit, und das Volk forscht nach dunkeln Sagen der Vorwelt, die schon im Munde der Ahnherren waren, und fragt bey diesen an: woher ist das alles entstanden, zu solcher Ordnung und bewundrungswürdigen Harmonie gelangt, an welchem Tage, oder in welchem Jahrhunderte lernten die Sonnen zuerst ihren bestimmten Gang gehn im unendlichen Raume? Daher heißt nun Mythe drittens eine aus den Geheimnissen irgend einer verschollenen, nicht mehr lebendigen Urreligion stammende freye Volkssage und Ueberlieferung über den Ursprung der Welt, über die ersten bildenden Weltkräfte, über die Heroen des Menschengeschlechts, über die Erfinder der gesellschaftlichen Künste, über den Ursprung der heiligen Sitte und Gebräuche — sodann viertens ein jedes Wundermährchen, das werth ist von dem Enkel nacherzählt zu werden, weil es zu irgend einer frommen Pflichterfüllung, zur Lebensweisheit begeistern kann. In diesem Sinne des Worts

spricht mit ehrenvoller ehrerbietiger Erwähnung von den Mythen der Vorwelt Socrates in einem zwar erfundenen, aber im Geiste des großen griechischen Weltweisen erfundenen Dialogen beym Lucian, einem spätern satyrischen Schriftsteller.

## 3.

Dieser Lucian, den wir Deutsche besonders durch unsern Wieland kennen, war eigentlich ein Spötter, der es nur gar zu gern mit Philosophen und Schwärmern verdarb. Und doch konnte er es nicht unterlassen, jenem Socrates, welcher bey den Athenienfern als ein gefährlicher Freygeist den Giftbecher trank, eine Ehrfurcht gegen die Mythen des schon halb ausgestorbenen Heidenthumes in den Mund zu geben, welche den aufgeklärten Philosophen unsres Zeitalters wohl zum Muster dienen könnte. Diese letzteren gefallen sich oft nur gar zu sehr darin, unter dem Vorwande wider den Aberglauben Krieg zu führen, dem Menschen alle Ehrfurcht vor den wunderbaren Geheimnissen des Weltalls, vor dem von keinem Sterblichen aufgehobenen Schleier der Isis hinweg zu raisonniren. Nicht so der Lucianische Socrates. — Es sey uns erlaubt, unsern modernen Alleswissern zur Warnung, einige Stellen aus dem erwähnten Dialog Alcyon



hier anzuführen, weil sie einestheils die wahre Bedeutung des Worts Mythe erläutern, anderntheils den kindlichen, naiven Sinn der Griechen vortreflich charakterisiren. Socrates befindet sich mit einem seiner Schüler Chaerephon am Meeresufer, und sie hören einen nicht unangenehmen Klang oder Gesang vom entgegenstehenden Vorgebirge. Die Thiere des Meeres sind gewöhnlich stumm, darum forscht Chaerephon nach der Ursache. Diese Stimme, sagt Socrates, die so sanft in deine Ohren hallt, kommt von einem Seevogel, mit Namen Alcyon (Eisvogel), der in Klagen und Thränen lebt, und von dem unsre Alten erzählen, er sey vordem ein Weib gewesen, die Tochter des hellenischen Aeolus. Sie war dem Trachinischen Ceyx, einem Sohne des Morgensternes, einem schönen Sohne eines schönen Vaters vermählt gewesen, der sie als Jungfrau heimgeführt hatte, und späterhin in den Fluten bey einem Schiffbruche umgekommen war. Voll wehmüthiger Sehnsucht nach seinem verlornen Umgange soll sie ihn so aufrichtig beweint haben, daß die Götter sich ihrer erbarmten. Durch irgend einen göttlichen Willen und Rathschluß wurde sie mit Flügeln versehen, und flattert nun mit süßer Klage, nach der Vögel Weise, an den Seegestaden herum, um den zu suchen, welchen sie

nirgends finden kann. Dieser Vogel ist nicht eben groß von Gestalt, aber wegen der ausgezeichneten Liebe zu ihrem Gatten empfing Alcyon von den Göttern einen großen Lohn. Denn wenn es sich begibt, daß sich dieser Vogel Alcyon zeigt, und sein Nest bauet, dann feyert die ganze Welt die sogenannten Alcyonischen Tage. Das heißt, mitten im Winter ist sodann die See still und hell wie ein Spiegel, und der Himmel vorzüglich heiter, wie du ihn auch wirklich am heutigen Tage erblicken kannst. — Chaerephon findet es nun wie billig höchst unwahrscheinlich, daß aus Seevögeln menschliche Weiber werden können und umgekehrt. Hierauf erwiedert Socrates folgende merkwürdige Worte: „O lieber Chaerephon, in Ansehung dessen, was möglich oder unmöglich sey, scheinen wir Sterbliche höchst stumpfsinnige Richter zu seyn. Denn wir messen ja alles nach der menschlichen Kraft, welche nichts weiß, und nichts glaubt und nichts siehet. Vieles, was wohl mag sich zutragen können, erscheint uns, als unthulich, unerreichbar, weil wir einen unwissenden, unmündigen Verstand haben; denn in Wahrheit scheint der Mensch, — werde er auch noch so alt, — immer ein Kind zu bleiben, und sich zum Mannesalter zu verhalten, wie die kurze Lebensspanne zu der Ewigkeit. Wer die



Kräfte der Götter und Genien nicht kennt, wie kann der beurtheilen, was geschehen könne oder nicht? Du sahest, o Chaerephon, vorgestern, wie groß der Wintersturm war! Noch in der Erinnerung muß einem grausen vor allen den Blitzen und Donnerschlägen, und dem Wüthen der Winde. Man hätte glauben mögen, der Himmel werde aus seinen Fugen kommen, und die ganze Erde zusammenstürzen. Aber nicht lange darauf zeigte sich eine wunderbare Heiterkeit der Witterung. Nun denn, was hältst du wohl für schwerer, aus jenem Sturmgewirbel, in dem man kaum stehen konnte, ein so glänzendes Angesicht des Himmels hervorzubringen, wie das jetzige, oder die Gestalt eines Weibes in einen Vogel zu verwandeln? Vollbringen doch dergleichen Spiele und Gestaltenveränderungen selbst unsre Knaben mit Thon und Wachs! Wie es Unterschiede schon unter Menschen und Menschenkräften gibt, wie dem einen es ein Wunder scheint, daß der andre Buchstaben malen und lesen, und Flöte spielen kann, so mag es sich wohl auch verhalten, wenn man den einzelnen Menschen mit dem ganzen Weltall, mit jener Naturkraft vergleicht, die aus ein wenig Stoff ohne Federn und Füße, die fleißige Honigkünstlerin, die geflügelte Biene hervorbringt, und aus dem Eye die ganzen Geschlechter des

Hausgeflügels zieht. Darum, endet Socrates, da der Menschenverstand so schwach ist, werde ich treulich und gewissenhaft das Gerücht der Mythen, eben so, wie ich es von meinen Vätern empfing, auch wiederum meinen Kindern überliefern. Ich werde, o gesangreicher süßklagender Vogel, das Geschichtchen von deinen Liedern meinen Weibern, der Xantippe und Myrto erzählen, und dabey oft das Gedächtniß deiner treuen von den Göttern so verherrlichten Liebe feyern. Du aber, o Chaerephon, thue desgleichen.

„So geziemt es sich auch, antwortet hierauf der bekehrte Chaerephon, denn was du erzählst, enthält eine doppelte Ermahnung, die dem treuen Umgange der Männer und Weiber sehr förderlich seyn muß."

Eben das Belehrende, welches Chaerephon in dieser Volkssage findet, und welches dieselbe der Aufbewahrung in seinen Augen würdig macht, charakterisirt eine weitere ausgedehntere Bedeutung des Wortes Mythus, vermöge welcher es fünftens für jede willkührlich erdichtete Erzählung gebraucht wird, die einen allegorischen belehrenden Sinn hat. In diesem Sinne haben die alten Philosophen viele willkührliche Mythen zur Belehrung ihrer



Schüler erzählt, welche mit den eigentlichen ursprünglich religiösen Volkssagen keinesweges, ob es wohl zuweilen geschieht, vermengt werden dürfen. So erzählt uns Plato, der ursprünglichen Volksüberlieferung zuwider, viele Mährchen, in welche er die Lehrsätze seines Systems einhüllt, deren allegorischer Sinn sehr am Tage liegt, und wo er zuweilen selbst die Geschichte der mythischen Personen verändert.

## 4.

Es ist philosophische und nicht eigentlich religiöse heidnische Mythe, wenn Plato z. B. und Pythagoras erzählen, die Seelen der Menschen hätten vordem als gute Geister sich eines vollkommneren Zustandes erfreut, hätten näher dem Anschauen des höchsten Wesens gelebt, und die Gesetze der ewigen Wahrheit aus dem Urquelle des Lichts geschöpft, alsdann wären sie aber abgefallen, oder verstoßen und so zu sagen als völlig umgekehrte Wesen in die Kerker herabgestürzt worden, welche man Körper nennt, wo sie in dieser irdischen Finsterniß und Verkehrtheit niemals die reine Welt erblicken, sondern nur an den Wänden ihres Gefängnisses oder dunkeln Kerkers zuweilen Lichtgestalten der Vergangenheit, als Erinne-

rungen vorübergleiten sehen. Diese Allegorie soll die Lehre anschaulich und historisch darstellen, daß die Begriffe des Menschen vom Guten und Wahren, die Gefühle des Schönen und alles, was ihm heilig ist, aus gewissen angebornen Anlagen entspringen, die ihm durch seine Verbindung mit ewigen Urwesen eingepflanzt sind, so daß alles sein Wissen, alles sein höheres Gefühl gewissermaßen ein Wiedererinnern ist. Eine philosophische Mythe ist es, wenn Socrates beym Plato an andern Orten vom wahren Himmel und von der wahren Erde spricht, wo alles herrlich und glänzend sey, und die Urideen sich sichtbar verklärten, während wir nur einer Scheinerde uns rühmen könnten, und wenn wir nicht gut lebten, das heißt, uns dem Egoismus und der Sinnlichkeit ganz ergäben, mit unsern Seelen einen unendlichen Schlund oder finstern Tartarus auf tausend labyrinthischen Wegen durchwandern müßten. Schiller hat diese orientalische Mythe in folgenden herrlichen Versen zum Lobe der Phantasie kurz berührt:

„Als der Erschaffende von seinem Angesichte
Den Menschen in die Sterblichkeit verwies,
Und eine späte Wiederkehr zum Lichte
Auf schwerem Sinnenpfad ihm finden ließ,



Als alle Himmlischen ihr Antlitz von ihm wandten,
Schloß sie, die Menschliche, allein
Mit dem Verlassenen, Verbannten
Großmüthig in die Sterblichkeit sich ein.
Hier schwebt sie mit gesenktem Fluge
Um ihren Liebling, nah' am Sinnenland,
Und malt mit lieblichem Betruge
Elysium auf seine Kerkerwand."

5.

Eben so ist es ein der Volksüberlieferung widersprechender philosophischer Mythus, das was Plato in einem seiner Dialogen, das Gastmahl genannt, von der Geburt des Eros erzählt, und wodurch er gewissermaßen die religiöse Tradition zu ergänzen sucht. Nach der griechischen von den Dichtern angenommenen Volkssage war der kleine Gott der Liebe gewissermaßen ein Fündling. Niemand wußte recht, woher er kam, von welchen Aeltern er gezeugt ward. Hesiodus und Aristophanes zwey Dichter, wovon der erstere in vollem Ernst, der zweyte als Lustspieldichter im Scherz eine Theogonie oder Stammtafel der Götter entwarf, lassen den goldgeflügelten Eros schon im Chaos wohnen, als zuerst aus dem Welteney ge-

krochen, das heißt, in dem finstern Schlunde, welcher die Samen aller Dinge enthielt. Denn er hat einmal das Geschäft alles zu vermählen, und so vermählt er auch im Uranfange der Zeiten Himmel und Erde, und alle Elemente zur Bildung einer Welt. Andere Volkssagen machten ihn zu einem heimlichen Sohn der Venus, weil er sich immer zu der Schönheitsgöttin zu halten pflegte. Plato nun, dem der Gott der Liebe überhaupt als ein vor allen wunderbares Götterwesen vorkömmt, findet auch diese seine räthselhafte Geburt bewundernswerth, und sucht dieses Räthsel aus der geheimen Geschichte des Olymps zu lösen. Es gehet die Sage, fährt er fort, die unsterblichen Götter hätten einst, um den Geburtstag der Schönheitsgöttin recht feyerlich zu begehen, großes Banket gehalten, und Porus, der Gott des geistigen und körperlichen Reichthums, der Gott der Weisheit und des Ueberflusses wäre von Nektar berauscht aufgestanden von den Tischen des Gastmahls, um sich draußen in den Gärten des großen Zevs zu erholen. Siehe da wäre ihm unter den ewig grünen Gebüschen eine Nymphe begegnet, deren Bild ihm nur sein eigener Rausch zum höchsten Reiz zu verklären schien. An sich mochte sie wohl bescheiden und schlecht genug einhergehen. Denn diese Nymphe war die Armuth, welche



welche der getäuschte Poros in seine Arme nahm. Denn schwerlich hätte er sich bey der bekannten stolzen Hartherzigkeit der Reichen in der Nüchternheit so weit vergessen und herabgelassen, als er wirklich that. Kurz, durch dieses Abenteuer ward die Armuth Mutter der Liebe, und der junge Liebesgott ward der Fürstin von Paphos, an deren Feste er gezeugt worden, als dienender Edelknabe zugegeben, um auf jeden ihrer Winke oder Befehle zu erscheinen, weshalb man ihn späterhin für einen wirklichen Sohn der Schönheitsgöttin hielt.

Plutus stürzte sich trunken in einer Göttin
Umarmung.
Als die Besinnung ihm kehrt, hat er die
Armuth geküßt.
So ward Amor gezeugt. Er büßt nun den
Fehler des Vaters.
Trunken träumt er ein Glück, das sein Erwachen ihm raubt.

Wie viel herrliche Anklänge sind in dieser philosophischen Allegorie enthalten! Ist nicht so zu sagen das Geheimniß darin aufgeschlossen von der Schöpfung einer Welt, von dem undurchdringlichen Wesen der Liebe? Ist diese nicht eine ewige Sehnsucht, unendlich zu geben, und unendlich zu nehmen? ein gemisch-

tes Gefühl von Ueberfluß und von Mangel? Muß ein Weltenschöpfer, der das kalte, arme Nichts umarmt und bevölkert, sich dasselbe nicht im Rausche seiner schöpferischen Einbildungskraft zum Ahnungsbilde einer künftigen Welt verklären? Unser Herder hat diese platonische Mythe zu folgendem Dialoge zwischen der Dürftigkeit und dem Ueberflusse umgestaltet.

### Die Dürftigkeit.

Wohl mir, ihr Götter! mir der Dürftigkeit,
Den Menschen heilige Nothwendigkeit.
Mein scharfer Stahl ermuntert ihre Triebe.
Und ward mir nicht ein süßes Kind die Liebe?
Sie schenkte mir ein reicher Genius,
Der von den Göttern kam, der Ueberfluß.

### Der Ueberfluß.

Zur Dürftigkeit gesellte sich mein Herz,
Und fand in ihr, statt leeren, leichten Scherz
Ein goldenes Gemüth, ein heilig Streben,
Im Streben Kraft, in Kräften wahres Leben.
Dort wo im Pallast Sattigkeit gebeut,
Wohnt Ueberdruß und nicht die Seligkeit.



### Die Dürftigkeit.

Was bin ich dir, Geliebter? Reizet dich
Mein Mangel, mein Bedürfen? Schaue mich.
Kein Prachtgewand umschließet meine Glieder,
Was du mir schenktest, geb ich gern dir wieder,
Verlangen ist mein Reichthum, meine Zier
Ist dieses Kind, dies schenk ich wieder dir.

### Der Ueberfluß.

Und dieses Kindes Freude kröne dich!
In ihm dem Holden lieb ich dich und mich.
Froh müss' es stets dein Mutterarm umschließen,
In ihm des Vaters Abbild ganz genießen.
Wir wechseln unser Wesen. Du in mir
Bist Ueberfluß, Begehren ich in dir.

Und unser Kind, die Liebe, unser Bild,
Sie hat und gibt, was unsern Wunsch erfüllt,
Von dir die Kraft unendlich im Bestreben,
Von mir der Gaben Fülle, viel zu geben.
Mittheilend Sehnen nur ist Selbstgenuß,
Und ohne Mangel darbt der Ueberfluß.

So wahr nun diese Allegorie erscheint, so wird es doch nicht schwer ihren philosophischen willkührlichen

Charakter zu erkennen. Diese Personen Porus, Penia, sind charakterlose, abstrakte Begriffe. Sie haben nicht das wahre Wesen der eigentlich heidnischen Mythe, in welcher alles lebt und historische Persönlichkeit athmet, auch ist es gewiß ein Anachronismus oder Fehler in der Zeitrechnung, die Liebe so spät erst nach allen Göttern entstehn zu lassen, und so ist die Volkssage immer richtiger, welche den Eros schon das Chaos beleben läßt.

## 6.

Solche philosophische Mährchen veränderten oft, wie bereits erwähnt ward, den in der Volkssage bestehenden Charakter der mythischen Helden nach ihrer Weise und minder gewissenhaft, als die poetischen Erzählungen. So ist z. B. der wirkliche Herkules in der Fabel zwar ein heilsames Werkzeug der Götter zur Entwilderung Griechenlands, übrigens, wie dergleichen Kraftmenschen zu seyn pflegen, gutmüthig, auch wohl gerecht, aber doch rauh, zu seiner Zeit wollüstig und leidenschaftlich, so daß er seine eigene Kraft nicht zügeln, seinen Zorn nicht bändigen kann, und oft, statt Ungeheuer zu tödten, im Eifer auf seine besten Freunde losschlägt. Ein ganz andres, mehr moralisches Wesen haben daraus die Philosophen



gemacht. Ein gewisser Schriftsteller Prodicus hat den Athenienſern einen Herkules in der Jugend am Scheidewege vorgeführt, welcher ein wahrer sittlicher Tugendheld ist, so daß ihm die für alles Gute empfänglichen Athenienser unter dem Namen des Prodicischen Herkules Statüen setzten. Das Mährchen vom Alciden am Scheidewege ist bekannt, von unzähligen Schriftstellern nachgeahmt, auf Münzen und Denkmälern als allegorisches Sinnbild der Tugend dargestellt, Metastasio hat es in Verse gebracht, und Righini es durch eine seiner gelungensten Kompositionen belebt. Indessen ist es doch vielleicht interessant zu sehen, wie Sokrates beym Xenophon dieses allen Jünglingen lehrreiche Geschichtchen mit attischer Präcision und Einfachheit vorträgt. Jeder große Mensch steht einmal am Scheidewege, hat eine Versuchungsperiode zu bestehen, und findet also in des Sokrates Erzählung sich selbst wieder. Man sagt: „Herakles habe sich einst in den Jahren, wo die Jünglinge anfangen, Herren ihrer selbst zu werden, und sich zu einem guten oder schlimmen Lebenswege zu bestimmen, in eine einsame Gegend begeben, und unschlüssig sich daselbst hingeworfen, nicht wissend, wohin er sich wenden solle. Da wären ihm plötzlich zwey hohe weibliche Gestalten erschienen, die Eine

herrlich anzusehen, mit edler Freyheit in der Miene, den Körper geschmückt mit Reinheit, die Augen mit Scham, das ganze Wesen mit Mäßigung, angethan mit einem schneeweißen Gewande, die andere hingegen zwar von üppigem, wohlgenährtem Wuchse, und zartem schönen Fleisch, mit hochroth und hellweiß geschminkten Wangen und übernatürlich gerader Haltung des Leibes. Aber ihre Augen blickten weitgeöffnet umher, und ein sorgfältig gewählter Reiz leuchtete aus ihrer ganzen Kleidung hervor. Auch sah sie viel und oft um sich her, ob sie auch jemand bemerke, und betrachtete ihren eigenen Schatten. So lief sie, ehe die andere reden konnte, auf den jungen Helden zu, und sprach: Du bist, wie ich sehe, o Herakles, ungewiß, welchen Weg des Lebens du wandeln sollst. Willst du mich zur Freundin wählen, so werde ich dich den anmuthigsten und leichtesten Weg führen. Keine Freude sollst du ungekostet lassen, keines Schmerzes Erfahrung machen. Nie wirst du auf Krieg und Geschäfte sinnen, sondern deine Gedanken richten auf Speise und Trank, auf Genüsse des Gesichts und Gehörs und aller Sinne, auf süßen Umgang mit Dirnen und Knaben, auf Schlummer unter weichen Decken und arbeitslose Tage. Und kommt dir ja einmal der Gedanke ein, woher dir dieser Ueberfluß komme,



so fürchte nicht, daß ich dich je verleiten werde mit Anstrengungen des Geistes oder des Körpers dir alles dies zu erwerben. Sondern was andre erarbeiten, sollst du genießen. Nichts soll dir mangeln, woraus du Nutzen ziehen könntest. Denn ich ertheile meinen Freunden die Gelegenheit und das Recht, von allen Seiten her beglückt zu werden, und Vortheile zu empfangen. Da Herakles diese Worte gehört hatte, sprach er, sage mir, o Weib, deinen Namen. Meine Freunde, entgegnete sie, nennen mich die Glückseligkeit, die mich aber hassen, geben mir den Schimpfnamen der Schlechtheit. Itzt trat die andre Frau näher und sprach: „Auch ich komme zu Dir, o Herakles. Denn ich kenne gar wohl deine Aeltern, und habe dein Gemüth erforscht von Kindheit auf. Deswegen hoffe ich von dir, daß du dich auf meinen Weg wenden und ein Vollbringer schöner und heiliger Thaten werden wirst, durch welche ich selbst berühmter und verklärter erscheinen werde. Ich will dir keine Verheißungen vorgaukeln von lauter wollüstigen Genüssen, sondern ich will dich nach der Wahrheit belehren von dem was die Götter geordnet haben. Denn was wahrhaft herrlich und gut ist, haben die Götter den Menschen nicht ohne Mühe und Sorge gegeben. Willst du also, daß dir die Götter gnädig seyn, so

diene den Göttern. Willst du, daß deine Freunde dich lieben, so thue ihnen Gutes. Begehrst du Ehre unter deinen Mitbürgern, so sey dem Staate nützlich. Willst du in ganz Hellas hervorglänzen durch Tapferkeit, so versuche es, Hellas Heil zu befördern. Willst du, daß dir die Erde Früchte bringe, so mußt du die Erde bauen, willst du berühmt seyn im Kriege, und die Deinigen retten aus Feindes Hand, so lerne von den Kriegskundigen die kriegerischen Künste, und übe dich in ihrer Anwendung. Willst du dich eines kräftigen Körpers erfreuen, so mache ihn gewandt durch die Kampfspiele im Schweiße deines Angesichts." — Die Schlechtheit unterbrach hier ihre Nebenbuhlerin und sprach: Du siehst, o Herakles, was für einen langen beschwerlichen Weg dich das Weib führen will. Mein Weg ist kurz, und lachend seine Umgebungen. Und die Tugend versetzte: Du armselige! Welch wahres Gut hast du aufzuweisen? Oder welchen süßen Genuß kennst du, wenn du seinetwegen nichts dulden willst und arbeiten? Du erwartest nicht einmal den Augenblick der Begierde, sondern, bevor sie kömmt, füllst du dich schon mit allen Gütern an. Du issest, ehe dich hungert, und du trinkst, ehe dich dürstet, und nur die Köche und die köstlichen Weine schaffen dir noch einen künstlichen Reiz. Mitten im Sommer suchst du den Schnee des Winters auf und strebst



nicht durch Arbeit sondern durch Nichtsthun und die Weichheit des Lagers den Schlaf zu gewinnen. Den Trieb der Geschlechter erhöhst du zu widernatürlichem Reiz, durchschwärmst mit deinen Genossen die Nächte in wildem Taumel und verschläfst dann die nützlichen Stunden des Tages. Zwar bist du eine Unsterbliche. Aber die Götter stießen dich aus ihrem Olymp und die guten Menschen verachten dich. Nimmer vernimmst du den süßesten aller Töne, das heißt, die beyfällige Stimme eines mit sich zufriednen Herzens, und nie erblickest du das süßeste Schauspiel, was einem Menschen werden kann. Denn kein herrliches Werk kannst du schauen, welches du selbst vollbrachtest. Wer wird dir Glauben beymessen, wenn du sprichst? Wer dir beyspringen, wenn du etwas bedarfst? Welcher Wohlgesinnte wird es ertragen, bey deinen Bacchanalien zu seyn? Unter deiner Leitung werden die Jünglinge kraftlosen Greisen gleich, und die Greise aberwitzig. In der Jugend glänzten diese Müßiggänger von Salben und wohlriechenden Wassern — und mit Mühseligkeit schleppen sie sich dann durch ein schmuziges Alter, sich schämend der Thaten in der Vergangenheit, und verdrossen zu den Geschäften der Gegenwart. Denn in der Jugend liefen sie nach allen

Süßigkeiten des Lebens, und verschoben alles Beschwerliche auf das Alter, das an sich mühselig ist. Ich aber wohne bey den unsterblichen Göttern, und bey allen guten Menschen, und kein herrliches Götter- oder Menschenwerk geschieht ohne mich. Bey Göttern und Menschen finde ich Wohlgefallen, bin eine willkommene, liebende Mitarbeiterin der Künstler, eine treue Wächterin des Hauses für den Herrn, eine wohlmeinende Helferin aller Hausgenossen, eine nützliche Förderin der Werke des Friedens, eine kräftige Bundsgenossin im Kriege und die beste Gefährtin der Freundschaft. Süß ist meinen Freunden ihr nüchternes Mahl. Denn sie sind enthaltsam, um die Begierden der Natur nicht zu ersticken. Süßer ist ihr Schlaf, als derjenige der Müßiggänger; sie verlassen ihn nicht ungern, und versäumen nie über ihm die Stunde der Arbeit. Meine Jünglinge erfreuen sich des Lobes der Greise, und meine Greise sind ehrwürdig der Jugend. Süß ist ihnen die Erinnerung vergangener Thaten, und das Geschäft der Gegenwart geht ihnen fröhlich von Statten. Durch mich sind sie lieb den Göttern, angenehm bey ihren Freunden, und geehrt von ihren Mitbürgern. Und wenn endlich sich das von den Parzen bestimmte Ende naht, so liegen sie nicht in Vergessenheit begraben, ungeehrt, sondern



grünen und blühen eine immerwährende Zeit in der Erinnerung. Solche immerwährende Glückseligkeit, o Sohn guter Aeltern, Herakles, ist dir vergönnt durch angestrengte Arbeitsamkeit zu erringen und zu besitzen ꝛc. — So weit Prodicus beym Xenophon.

Zu dieser Art philosophischen Mythen, welche in willkührlicher Erdichtung eine allgemeine Wahrheit verhüllen, kann man auch die sogenannte äsopische Fabel rechnen, welche deswegen in einer sechsten engern Bedeutung bey den Griechen ebenfalls Mythe heißt. Die äsopische Mythe gibt nämlich eine Regel der Lebensweisheit unter einem Sinnbilde, das aus der physischen Welt hergenommen ist. Thiere oder leblose Dinge sind die fabelhaften Helden, welche der phrygische Sclave, selbst ein Held der Fabel unter wunderbarer Gestalt, mit Leidenschaften und menschlichen Meinungen handelnd aufführt, damit es sich ergebe, die physische Naturwelt und die sittliche werden im Grunde nach einerley Gesetzen regiert. Der Topf von Eisen geht auf die Reise mit dem Topf von Erde, und der letztere, der bergan bergab über Weg und Steg mit fort muß, geht in Trümmern. Was heißt das anders, als, nur gleiche oder passende Naturen müssen sich bey einem langwierigen Unternehmen zusammengesellen, wenn die Sache gut ausfallen

soll? — Nicht blos Kinder finden Geschmack an solchen Mährchen. Oft leuchtet ein solches Sinnbild unter wohlgefälliger Form, so zu sagen, als sinnliche Seite der Wahrheit, den Menschen aller Art weit besser ein, als die allgemeine Lehre. Daher bedienten sich die politischen Redner oft, um das Volk zu lenken, der äsopischen Mythe, welche dann auch wohl insbesondre Apologe genannt ward, insofern sie einen politischen Zweck für den menschlichen Nuzzen hatte. So besänftigte der berühmte Politikus Menenius Agrippa das aufrührische römische Volk niedrer Klassen durch den Apologen von dem Magen und den menschlichen Gliedern, wo die Anwendung auf eine Regierung, welche sich von ihren Unterthanen trennt, und umgekehrt, sehr leicht war. Etwas anders als die äsopische Fabel ist jedoch noch die Parabel oder Gleichnißrede, welcher sich die Volkslehrer zuweilen bedienen. Während in der äsopischen Mythe die spielenden Hauptpersonen Dinge der nichtmoralischen Welt sind, und der Mensch in derselben nur als Gattungsbegriff einer höhern Thierart erscheint, so ist die Parabel gewöhnlich ein ähnlicher Fall aus dem Menschenleben auf eine allgemeinere Wahrheit angewandt, wie z. B. die berühmte Parabel Christi vom Weinberge und den Arbeitern,



von dem Könige, der seinem Sohne Hochzeit machte, oder Lessings Parabel von dem Pallaste und den Grundrissen.

In der siebenten und letzten Bedeutung heißt Mythus bey den Griechen jede dichterische Erzählung, jeder Stoff eines Gedichts. Die Mythologen haben zuweilen ihre sogenannte Wissenschaft auf alle Fabeln oder erdichtete Erzählungen der Dichter aller Art erstrecken wollen, nicht bloß auf die eigentliche Götterlehre der Heiden, woraus denn freylich eine große Verwirrung entstanden ist. So ist der trojanische Krieg der Mythus der Iliade, Odyssee, Aeneide, wobey zwar Götter eine Rolle spielen, aber auch mehrere blos dichterische Begebenheiten eines Volks berücksichtiget werden. So hat jede Tragödie der Alten, wenn ihr Stoff auch nicht aus der heidnischen Religionsgeschichte genommen ist, eine Mythe. In diesem Sinne gehört der Mythus, nach Platos Unterscheidung, den Poeten an, während die Dogmen, welche Philosophen und Religionslehrer in Mysterien oder geheimen gottesdienstlichen Versammlungen und in philosophischen Schulen vortragen, mehr unter dem Namen Logos begriffen werden. So ist — die Lehre von der Seelenwanderung, welche aus Indien ins Abendland

kam, nach Herodots des griechischen Geschichtschreibers Ausdruck, ein Logos, die einzelnen dichterischen Verwandlungen oder Metamorphosen, z. B. des Ovids, dagegen wahre Mythen, ungeachtet sie sich auf jenes allgemeine Dogma von der Seelenwanderung gründen mögen.

## 7.

Aus allen diesen verschiedenen Bedeutungen des Worts Mythus erhellen demnach folgende wesentliche charakteristische Kennzeichen desselben. Die Dunkelheit geheimnißvoller Volksüberlieferung aus einer verschollenen Religion vereinigt sich mit der Poesie, um in einer als wirkliche Begebenheit vorgetragenen Erzählung von allegorischer Deutbarkeit den Ursprung der Welt und der in der Welt wirksamen höhern Kräfte, und die Kulturgeschichte der Menschheit oder wichtiger Volksstämme darzustellen. Der Mythus ist also 1) nicht willkührlich von einzelnen Dichtern oder Philosophen ersonnene Allegorie (wie fälschlich manche große Gelehrte dafür halten), sondern stammt aus einer verschollenen Religionssymbolik her. Der Mythus ist 2) nicht Religionsdogma oder Glaubensartikel einer noch lebendigen Religion, wie sie entweder in Mysterien oder öffentlich dem Volke ge-



lehrt wird, woher sich die Ungereimtheit des oben erwähnten Modeausdrucks christliche Mythologie von selbst ergibt. Sondern die Mythe ist der Mysterie entnommen und in die Hände der Volksüberlieferung und freyen Volkspoesie gekommen. Der Mythus ist 3) nicht jede Geschichte oder jedes Mährchen, das von Historikern oder Poeten mit der Miene der Wahrhaftigkeit erzählt wird, sondern der Gegenstand des Mythus muß eine allegorische Deutung zulassen und sich auf die Bildung der menschlichen Gesellschaft, die Entstehung der Welt, und die in der Welt wirksamen wunderbaren göttlichen Kräfte beziehen. So mag z. B. die Geschichte des Prometheus, die Erfindung der Künste, die Geschichte der Pandora, die Einführung der Ehen unter Verhältnissen des Luxus, die Erzählung vom Dionysos oder Bacchus die Wirkungen des Weinbaues, das Mährchen von Ceres und Triptolemus die Entstehung des Ackerbaus und der daraus folgenden Gesetzgebung über das Eigenthum bedeuten, und mit einem allegorischen Sinn dieser Art tritt erst der wahre mythische Charakter ein.

Mythologie in der ältesten Bedeutung heißt die Kunde jener Volkssagen von dem Dichter aufgefaßt und zusammengestellt, und in diesem Sinne wurden die Dichter Mythologen genannt. In einer

zweyten Bedeutung heißt Mythologie eine wissenschaftlich geordnete, aus Schriftstellern und Kunstdenkmälern geschöpfte Zusammenstellung der Mythen eines Volks, die sich auf den Ursprung der Welt, die Kultur der Menschengesellschaft, und die ältesten Helden und Stifter der Volksstämme beziehen. Wissenschaftlich wird die Mythologie nicht etwa durch einseitig aufgestellte Ansichten und Erklärungsgründe, wenn man z. B. wie das häufig von Gelehrten geschieht, alles mythische aus der Astronomie, aus der wirklichen Geschichte oder aus Mißverständnissen der Sprache herleiten wollte. Aber wissenschaftlich wird die Mythologie erstlich dadurch, daß man sowohl philosophisch nach nothwendigen Grundsätzen der Seelenlehre und des Menschenbedürfnisses, als auch historisch gründlich gewisse Hauptepochen festsetzt, nach welchen sich die Ansicht der Menschen von der Mythe veränderte, und zweytens dadurch, daß man den versteckten Sinn, welchen der allegorisirende Menschengeist von selbst, vermöge unsrer Vernunftanlagen, in die Volkssagen legt, so viel als möglich deutet. Nicht alle Zeiten und Schriftsteller haben eine gleiche Ansicht der mythischen Ideen. Ganz anders verfährt der Spötter Aristophanes, der Satyriker Lucian mit dem Olymp, als etwa der Altvater Homeros.

meros. Wer, wie die gewöhnlichen Mythensammler, nach dem Alphabete, oder nach gewissen Götter-eintheilungen alles zusammen wirft, wird nie den Geist eines Schriftstellers oder eines Zeitalters richtig erfassen.

## 8.

Wir glauben nun die Mythe, insbesondere die griechische, welche die merkwürdigste von allen ist, weil sie durch ihre vorzügliche Ausbildung im Alterthume vor allen hervor glänzt, nach vier Hauptansichten und historischen Hauptzeiträumen betrachten zu können. Wir betrachten sie zuerst in ihrem Ursprunge, in ihrer noch lebendigen Verbindung mit dem wirklichen religiösen Cultus des Heidenthums, als Wunderglaube und wirklich wandelnde Volkssage. Zweitens erblicken wir sie in einem spätern Zeitraume in den Händen der dichtenden und bildenden Kunst als classisch in der Sprachform und den Kunstwerken ausgebildet, wo sie aber nicht mehr lebendig ist. Drittens wurde sie Gegenstand der Politik, der Geschichtschreiber, der prosaischen gelehrten Sammler. Viertens kam sie unter die Gewalt der Philosophen,

welche sie als Hülle allgemeiner Wahrheiten zeitig zu deuten begannen.

Wir bedürfen es wohl kaum anzumerken, daß diese vier Hauptansichten historisch nicht gleich streng geschieden sind, daß diese idealen Zeiträume, welche wir festsetzen, oft in und neben einander fortlaufen. Zu allen Zeiten gibt es Menschen von allen Ansichten, und nur die große Volksmasse kann den Unterschied des Zeitalters bestimmen. Ganz anders erscheint jedoch ein Orpheus, Theseus, ein Heracles, und ein andrer Göttersohn oder Heros der Wunderzeit in der wirklichen Volkssage — als in dem Liede der spätern Dichter. Homer blickt mit Ehrfurcht in das Zeitalter zurück, welches er besingt, und mit einer Art Verachtung auf seine Gegenwart. Zwey Menschen seiner Zeit können den Stein nicht erheben, den Hector allein hebt und schleudert, um das Thor des griechischen Lagers zu stürmen. Und der alte Nestor vor Troja, der Greis, welcher drey Geschlechter der Menschen sah, behandelt die Helden vor Troja nicht viel besser, als Homer seine Zeitgenossen, klagt im Homerischen Liede über die Abnahme der Menschenkraft und Menschenhoheit, und erinnert sich andrer



Zeiten, wo der Glaube an das Göttliche das Unmögliche möglich machte, wo das Ungeheure geschah, das der jetzige Mensch mit Maulwurfsaugen bestaunt und bezweifelt. Welchen Zeitraum wirft nicht also schon Homer zwischen sich und die eigentliche Heroenzeit, deren Gedächtniß die freye Volkssage erhielt! Eben so zählt wiederum der nüchterne Geschichtschreiber Herodot fünfhundert Jahre, welche zwischen ihm und dem Homerischen Heldenliede liegen sollen, und die Ansicht, welche dieser Geschichtschreiber von einer Volkssage hat, ist wieder um fünfhundert Jahre klüger, als die begeisterte des Homers. Vieles was Homer für wahr erzählt, hält Herodot für Fabel, will z. B. die Geschichte der Helena aus dem Munde ägyptischer Priester ganz anders gehört haben, so daß die halbe Iliade zur Lüge wird, und die Helena niemals die Mauern von Troja erblickt, sondern schon in Aegypten ihrem Ehrenräuber abgejagt wird. So fügt dieser Geschichtschreiber bey vielen dergleichen unglaubhaften Dingen der Mährchenwelt, wenn er sie erwähnt, seine bescheidenen Zweifel hinzu, und will es z. B. nicht wahrscheinlich finden, daß Jupiter Belus zu Babylon in dem obersten achten Stockwerk seines gro-

ßen ihm geweihten Thurmes zur Nachtzeit erscheine, und daselbst für die Bevölkerung der Erde mit Götterkindern sorge. Ja er erzählt manches Göttergeschichtchen der Art auf eine sehr menschliche Weise. Dessen ungeachtet ist noch ein großer Sprung von dieser rein geschichtlichen, wiewohl ein wenig sceptischen und politischen Ansicht Herodots in Religionssachen bis zu der weit ketzerischeren Denkart der Philosophen aus den Neupythagorischen und Neuplatonischen Schulen, welche besonders in den ersten Zeiten des Christenthums allgemeiner ward. Die Menschheit war nun einmal durch bittere Unglücksfälle und veränderte Sitten aus den goldnen Träumen der Kindheit geweckt worden, und hatte keinen Sinn mehr für die schöne Mährchenwelt. Mit ernster einfacher, herzdurchdringender Würde erhob sich in Geist und in der Wahrheit das neue Christenthum, und drohte die Götzenbilder von ihren Thronen zu stoßen. Wie war der wankende Volksglaube des Heidenthums anders zu retten, wenigstens zu fristen, als dadurch, daß die Philosophen, welche längst schon in die Geheimnisse der alten Religion eingeweiht waren, mit den eigentlichen Religionsdogmen hervortraten, welche eigentlich der Fabelwelt zu Grunde



liegen mochten. Freylich zerstörten sie dadurch das schöne Leben, welches die epische Volkssage in den Olymp gebracht hatte, diese genaue individuelle Charakteristik der Götterwelt, wo jeder Gott nicht nur sein bestimmtes Gebiet, sondern auch seine eigene Neigung und Leidenschaft, sein eigenes Weltinteresse an Ländern und Kriegen hatte. Die Attribute der Götter wurden in dem sogenannten pandämonischen Systeme vereinigt, und wenigen in den Mysterien begünstigten Gottheiten, wie dem Dionysos, oder dem Heracles, als Bild der Sonne, dessen zwölf Arbeiten, z. B. den Eingang in die zwölf Himmelszeichen des Thierkreises vorstellten, gemeinschaftlich mitgetheilt. So starb der anschaulich lebendige Olymp des Homerischen Heldenliedes gänzlich aus, und es blieb nichts zurück, als einige kalte, leere Vernunftabstracta, einige Ungeheuer von Symbolen, mehr in orientalischem, als in griechischem Geschmacke, welche unmöglich den siegenden Fortschritten einer reinern Religion widerstehen konnten. Jede mythische Ungereimtheit oder Unsittlichkeit, welche die christlichen Kirchenväter rügten, wurde von den heidnischen Philosophen als eine Allegorie entschuldigt, aber mit der beständigen Hindeutung auf den verborgnen allgemeinen

Sinn schwanden die lieblichen Farben des Sinnbilds, welches nun nicht mehr durch wahre Persönlichkeit ansprach.

9.

Kurz zusammengenommen lassen sich also vier Zeitalter bey der heidnischen Mythe unterscheiden, eins der religiösen Illusion, eins der dichterischen Fiction, eins der politischen Reflexion und eins der philosophischen Speculation. In dem ersten Zeitalter der religiösen Illusion konnte die Volkssage noch überzeugend auf den Menschen wirken, ihn so zu sagen zum Göttersohn und Wunderthäter stempeln. In sofern war sie ein Reizmittel des menschlichen Willens, der das gesellige Leben bildet, Staaten gründet, und Sitten und Gesetze einführt. In dem zweiten Zeitalter, demjenigen der dichterischen Fiction, wo sie zum Kunstwerke ward, gehörte sie minder dem Willen und der Thatkraft als der freyen Einbildungskraft an, welche das Leben verschönt und mit ihrem Zauberscheine der Sorgen schauervollen Chor bedeckt. Im dritten Zeitalter, demjenigen der politischen Reflexion, wird die Mythe zum Gegenstand des klugen Verstandes, welcher überhaupt einen Plan des Lebens



macht, der die Volkssage mit Bewußtseyn ihrer Falschheit dennoch als Zweck des niedern irdischen Lebens gebraucht, oder, wenn das Heilige nicht mehr als Deckmantel gebraucht werden soll, über die Priesterlist spöttelt. In dem vierten und letzten Zeitalter, demjenigen der philosophischen Speculation, kommt die Mythe vor den Richterstuhl der menschlichen Vernunft, welche den verborgnen Sinn des Lebens deutet, und die Volkssage zur Allegorie macht. Diese Steigerung ist dem Gange der menschlichen Seelenkräfte, und ihrer Entwikkelung vollkommen angemessen.

Sind wir durch die etwas ausführliche Behandlung dieser für den Menschenkenner und den Alterthumsforscher und auch den Dilettanten gewiß nicht uninteressanten Gegenstände nicht langweilig geworden, so wollen wir in den folgenden Bruchstücken die allgemeine Geschichte der Mythe nach diesen angegebenen vier Hauptrücksichten kürzlich darstellen, und dadurch die Grundlage zu einer leichter zu übersehenden besondern Mythologie legen. Haben wir nämlich die eigentlichen Ursachen gefunden, aus welchen das Heidenthum und die ganze mythische Ansicht entsprang, haben wir uns erst einen wahren

Begriff des Heidenthums zu eigen gemacht, alsdann wird sich uns auch manches Wunder und Räthsel der mythischen Welt von selbst lösen, wir werden sowohl die Weltentstehung und Götterzeugung (Kosmogonie, Theogonie), als auch die Charakteristik der vorzüglichsten olympischen Götter nach ihrem wahren Sinne zu erfassen im Stande seyn.

---

# XIII.

# Jezer Horra.

---

## Rabbinische Legende

von

A. Apel.

Um des Tempels neu erstandene Pracht
Schallten die Jubelgesänge;
Preisend erhob die Menge
Des Heiligen, Hochgelobten Macht,
Der gelöst die knechtischen Bande
Von Juda's klagendem Stamm.
Nun blutet wieder das Opferlamm
Am Altar in der Väter Lande.

Aber es weinten die Greise,
Die Väter, die Salomo's Tempel sahn,
Und klagten leise:
O süßer, doch eitler Wahn!

Wo ist des Bundes heilige Lade?
Wo der Cherubim glänzendes Heer?
Wo der Stuhl der ewigen Gnade,
Und die lebende feurige Wolke?
Ach, entflohn ist das Heil dem Volke!
Ach, die Wohnung des Herrn ist leer!

Da trat Sacharjas hervor:
Wohl mögt ihr jetzt weinen und klagen,
Die zuvor in glücklichen Tagen
Dem Herrn verschlossen Herzen und Ohr.
Thut von euch die böse Begierde,
Die eure Väter verblendet,
Daß der Herr sein Antlitz gewendet,
Und von euch nahm des Tempels heilge Zierde.
Denn noch herrscht unter euch die wilde Lust,
Der Jezer Horra, der zum Bösen leitet,
Und dem Gesetz mit Frevel widerstreitet:
Verbannt ihn aus der reuevollen Brust!

Erschrocken tritt das Volk zusammen:
Ist's Jezer Horra, der mit Flammen
Verwüstet Tempel, Stadt und Land,
So werd' er weit von uns verbannt.



Doch, wer kann uns von seiner Macht erretten?
Wer zwingt, mit Salomo's Gewalt,
Der Geister feurig luftige Gestalt
Und fesselt ihn mit starken Ketten?
Wer taucht, mit alter Väter Muth,
Ein heilges Schwert in Jezer Horra's Blut

Da lächelt der Prophet und spricht:
Den Jezer Horra tödten sollt ihr nicht!
Ihm ward wie euch ein freyes Leben
Vom Hochgelobten, Heiligen gegeben.
Er soll zum Guten euch erwecken;
Nur, wenn ihr das Gesetz im Uebermuth
Verhöhnet, dann entflammt er euer Blut,
Und wird mit jedem Bösen euch beflecken.

Doch ungern hört das Volk die Lehren:
Das Böse wünscht es von sich ausgethan,
Denn leichter dünkt es seinem Wahn,
Den Feind zu tödten, als ihm stets zu wehren.
Und laut erschallen Bitten und Gesänge;
Zum Herrn des Himmels ruft die Menge
Mit brünstgem Flehen Tag und Nacht,
Daß er vertilge Jezer Horra's Macht.

Und siehe: Plötzlich öffnet sich das Thor
Des Allerheiligsten. Aus seinem Dunkel
Springt wild ein Löw' in Jugendkraft hervor,
Hell glänzt des Augs umrollendes Gefunkel;
Die Mähne wallt, wie Opferflammenglut,
Er brüllt in frohem, unbezähmtem Muth,
Dem Donner gleich in mächtigen Gewittern,
Wenn vor des Cherubs Antlitz Berge zittern.

Das ist der Jezer Horra! schreit
Mit tausend Zungen Eine Stimme.
Erzittert nicht vor seinem Grimme,
Und fesselt ihn, daß er sich nie befreyt!
Und Alle stürzen mit vereinter Kraft
Sich auf den Feind, der ruhig um sich schauet,
Dem Reinen gleich, der seinem Recht vertrauet,
Und fesseln ihn an einer Säule Schaft.

Ihr Thoren, rief der Leu mit ernstem Ton,
Was wähnt ihr mich den Quell von eurem Leiden?
Verbannt ihr wohl der Traube Feuersohn,
Um Haß und Streit und blutgen Mord zu meiden?
Wär meine Macht aus eurem Kreis entflohn,
Bald müßtet ihr von Lieb und Leben scheiden!
Gelingt es euch in Fesseln mich zu halten,
Muß jede Freud' und jede Lust erkalten.

Ich bin das Feuer, das im tiefsten Grunde
Den Demant schmelzt, der Ceder Wurzel pflegt:
Ich bin die Glut, die auf der Liebe Munde
Des Kusses stilles Himmelswort bewegt;
Ich bin der Strahl, der in geweihter Stunde
Des Dichters Geist zum hohen Lied erregt:
Was du erblickst auf aller Wesen Stufen,
Durch mich ward es zum Leben aufgerufen.

Doch Blitz auch bin ich, stürmender Orkan,
Bin Sammiel und furchtbare Zerstörung;
Verwirrung bin ich, ungerechter Wahn,
Abgötterey und blendende Bethörung;
Ich bin des Volks raubsüchtiger Tirann,
Und jeder Gräul blutdürstender Empörung
Denn Kraft und Feuer schaffen wohl das Leben,
Doch ungemessen ist ihr freyes Streben.

Drum hält der Herr, was seine Macht erschaffen,
Durch der Natur unlösbar festes Band.
Euch gab er gegen meine Kraft die Waffen:

Den freyen Geist, den sinnenden Verstand;
Doch laßt in Trägheit ihr den Muth erschlaffen,
Dann faßt euch Jezer Horra's wilde Hand.
Ein Leu werd ich verworrnem Sinn erscheinen,
Ein lichter Cherub bin ich stets dem Reinen.

Aber das Volk in entflammtem Sinn
Hört ihn nicht länger,
Und enger und immer enger
Schlingt es die Fessel um ihn.
Und Weiber und Kinder freuen
Sich Jezer Horra's, des gefangnen Leuen.

Denn, wie die Fessel seine Kraft umwunden,
Besänftigt sich des Mittags heiße Glut;
Der Fittich ist dem Flammensturm gebunden,
Der Wolf begehrt nicht mehr des Lammes Blut;
Aus jeder Brust ist Zorn und Haß verschwunden,
Es schweigt der Wunsch und die Begierde ruht;
Doch kalt in der Natur herrscht todte Schwere,
Stumm in der Brust die willenlose Leere.

Und Trägheit senkt das bleierne Gefieder,
Kein Murmeln wird vom müden Quell gewährt;





Der Sonnenkreis schwebt blaß in Westen nieder,
Von keinem Sternglanz wird die Nacht verklärt;
Kein Zephir weht, verstummt sind alle Lieder,
Die Blume welkt, von keinem Licht genährt,
Das Aug erlischt, es bleichen Lipp' und Wangen,
Kalt ist der Kuß, gestorben das Verlangen.

Da ruft Sacharjas zu des Tempels Thoren
Das bange Volk: Löst Jezer Horra's Band!
Kein Uebel schuf des Hochgelobten Hand,
Und gut ist Alles, was von ihm geboren.
Der Mensch nur schafft den Strahl zum Flammenbrand,
Nur seiner Thorheit geht das Heil verloren.

Und wie das Volk den mächtgen Leun
Von seinen Fesseln will befreyn,
Da sinkt es stumm anbetend nieder,
Denn aufgelöst sieht es der Kette Glieder.
Kein Löwe tritt mit wildem Grimm hervor,
Ein Engel Gottes hebt sich hoch empor:
Auf Stirn und Auge sieht man Hoheit prangen,
Der Liebe Lächeln wohnt auf Lipp' und Wangen,
Sein Flügelschlag hallt brausend durch die Luft,
Sein Athem weht des Paradieses Duft;

Er regt den Fuß, und Berg' und Wälder fallen,
Er hebt die Hand, und Segen ruht auf Allen;
Der Sonne Glanz umlockt sein Haupt, sein Kleid
Ist reiner Schnee vom Thron der Herrlichkeit:
Ein Leu werd ich verworrnem Sinn erscheinen,
Ein lichter Cherub bin ich stets dem Reinen.
So sprach des Lichtes sonnenheller Sohn,
Das Leben kehrt zurück auf seinen Ton,
Die Blumen blühn, der Wald tönt Jubellieder,
Froh hebt die Brust sich vom Verlangen wieder,
Die Sonne steigt, die Lieb ist neu erwacht,
Der Cherub steht umglänzt von Himmelspracht,
Dann schwang er freudig morgenrothe Flügel,
Und schwebte aufwärts von Moriah's Hügel.

---

# XIV.

# Gedichte

von

F. C. Fr. Haug.

# Tischlied.

## Nach dem Französischen.

Chor.

Singt und trinkt!
Freude winkt
Und der Saft der Reben.
Ueber Tisch
Waltet noch das Leben
Froh und frisch.
Wacker zugemessen!
Laßt beym Wein
Uns des Lebens Pein
Ganz vergessen!

Ja, flüchtigen Wogen
Gleicht unser Geschick.
Doch der Himmel hat uns zum Glück
Süße Reben zu Land erzogen.
Singt und trinkt ꝛc.

Nur Träume geleiten
Auf Cyprias Spur;
Wißt, man liebt in der Jugend nur;
Doch man bechert zu allen Zeiten.
Singt und trinkt ꝛc.

Beym Liebesvereine
Quält Eifersucht auch.
Dornen ritzen am Rosenstrauch,
Doch am Stocke der Reben keine!
Singt und trinkt ꝛc.

Klagt nimmer, ihr Schönen,
Wenn Amor euch trügt.
Ariadnens Versuch genügt;
Bacchus trocknet der Liebe Thränen.
Singt und trinkt ꝛc.

Apoll und ihr Musen!
O sagt mir nicht Hohn!
Denn mein Faß ist mein Helikon,
Und mein Himmel an Liebchens Busen.
Singt und trinkt ꝛc.

---



## An Hortensia.

Tanz, Saitenspiel, Geselligkeit
Und die Natur im Frühlingskleid
Entzückten mich. Ist Alles nun vorüber?
Wohin entfloh der Jugend goldne Zeit?
Ja, mir sind Abgeschiedenheit
Und stiller Ernst und Wehmuth lieber.
Mein Herz hat weder Rast noch Ruh.
Ich glühe ganz. Mir zittert jede Fiber.
Warum? ergründ' ich nicht. Doch nahest du,
Hortensia! so nimmt das Uebel zu.

---

## An Heliodora.

### Nach Peter Pindar.

Nun lebe wohl, du Charis!
Und Parce meines Lebens!
Dir huldigen ist Himmelswonne,
Und dich verlieren, Höllenqual;
Doch meiner Qualen größte,
Daß ewig der Gedanke:
„Mich habest du verkannt, vernichtet!"
Dich, die ich liebe, quälen wird.

Ja, für die Welt verloren,
Beraubt der schönsten Hoffnung,
Ahn' ich, der Schwermuth voll, mit Thränen,

Mein allzugrausames Geschick:
Vergessen von der Liebe,
Geflohen von der Freundschaft,
Bin ich von Allem rings verlassen —
Ach, nur von meinen Seufzern nicht!

---

## Margarethe von Schottland.

Längst ruhte wohl die keusche Margarethe,
Die mehr, als Kron' und Gold, der Schönheit Glanz erhöhte,
In ewiger Vergessenheit;
Allein sie bückte hold sich nieder
Und küßte, zu des Hofes Neid,
Den schlafenden Alain zum Lohne süßer Lieder,
Und dieser Kuß gab ihr Unsterblichkeit.

---

## Bojokal und Hermann.

B. Erforsche noch die Zahl der Römer,
Die nahend Unterjochung droht.
H. Voran! — Wir zählen sie bequemer,
Wenn sie gefangen sind und todt.

---



## An Frivol.

Du redest für und für
Dem Bösewicht das Wort.
Du gleichst dem Löschpapier:
Die Flecken nimmst du fort,
Allein sie bleiben dir.

---

## Vergleichung.

Das Eselein Bileams sprach,
Und blieb in Verachtung und Schmach;
Caligulas Roß hat geschwiegen,
Und ist bis zum Consul gestiegen.

---

## Wirksamstes Mittel gegen die Preßfreyheit.

Preßfreyheit, lehrt ihr, sey die Wurzel alles Bösen.
Gebraucht dagegen nur die Freyheit, nicht zu lesen.

---

## Septem miracula mundi.

Sieben Wunder der Welt! Wo seyd ihr? — Untergegangen!
O beständet ihr noch, wäret ihr Wunder der Welt.

---

## Traum eines Gascogners.

Im Traume schrieb ich froh, der Nachwelt zu gefallen,
Eusebia, von deinen Reizen allen
Ein Inventarium in zehen Bänden,
Und bin erwacht, ohn' es zu enden.

---

## An Meta.

Dein süßes Harfenspiel, du hohe Meisterin,
Rafft aus der Körperhaft die trunknen Geister hin,
Und weis't dir zauberisch da Thron und Herrschaft an,
Wo selbst der mächtigste Tyrann nicht herrschen kann.

---

## Bitte.

Was ist der Mensch, der einen Gott sich dünkt? —
Licht, Finsterniß, Macht, Unmacht, Tugend, Mängel
Bekämpfen sich. Er fliegt empor, und sinkt,
Wenn dort ein guter, hier ein böser Dämon winkt.
Unsel'ger Zwiespalt! Ewiges Gegängel!
Erheb' uns, o Natur, zum Geist und Rang der Engel!
Wo nicht, stoß' uns hinab zum thierischen Instinkt

---

## Klingklangos.

Klingklangos ist entzückt ob seinem Loose;
Nur hat das eitle Kraftgenie
Der Poesie zu viel in seiner Prose,
Zu viel der Pros' in seiner Poesie.

---

# XV.

# Agrionien

## für

## das Jahr 1813.

1.

## Palindrom.

Vorwärts klimm ich auf die Felsen,
Bin gewandt, und schnell und leicht,
Werde nur von Wagehälsen
Mit Gefahr und Müh' erreicht.
Aemsig strebt der kühne Jäger
Mir auf Eisgebirgen nach;
Denn ein Feiger oder Träger
Nie des Ruhmes Lorbeer brach.

Rückwärts muß er nur mich lesen,
Dann ist sein, wonach er strebt,
Denn ich bin ein göttlich Wesen,
Das die Herzen hoch erhebt.
Mich preist selbst der stumpfe Neger,
Der sich keines Feinds erbarmt,
Doch ein Feiger oder Träger
Hat mich niemals noch umarmt.

Th. Hell.

## 2.

## Charade.

Es stammet die Erste vom Werke und That,
Wie Hügel von hoch, wie Rädel von Rad.
Es wandelt die Dritte mit sonnigen Stunden
Und doch wird das Ganze nicht Sonntags gefunden.

Albrecht.

---

## 3.

## Charade.

Die erste Sylbe.

Am Orte, wo ich aufgesprossen,
Ergötze ich durch Ueppigkeit,
Ich werd' im Lande weit und breit
Mit großem Appetit genossen.

Die zweyte Sylbe.

Auch mich beliebt man oft zu speisen;
Doch schöner ists, mein Farbenkleid
Und meiner Schatten Lieblichkeit,
Mein flüsternd Zephirlied zu preisen.

Das Ganze.

Ihr könnt in mir die Mehrheit finden,
Doch bin ich Eins zu gleicher Zeit,
Ein Bild der Treu' und Aehnlichkeit,
Wodurch sich Mehrere verbinden.

Bachmann.

---



## 4.

## Charade.

Wer ist von den schönen Hemisphären,
Die den beyden Ersten angehören
Nicht das letzte? Wer verliert den Muth,
Wenn am Ersten ihm das Ganze ruht?

Y.

---

## 5.

## Charade.

1. Sylbe.

Ich bin ein böses Laster.

2. Sylbe.

Durch mich geht Wein und Rasten.

Die 1.

Ich sammle was ich kann.

Die 2.

Ich halte gar nichts an.

Die 1.

Ich sprech mit keiner Seele.

Die 2.

In mir tönt laut die Kehle.

Die 1.

Man legt mich ab und lebt erst auf.

Die 2.

Thust du's mit mir, folgt Tod darauf.

Das Ganze.

Drum will ich euch in mir vereinen,
Dann seyd ihr ein Original.
Das oft, um reicher nur sich selbst zu scheinen,
Sich selbst bestahl.

Th. Hell.

---

## 6.

## Charade.

O Dorchen, in Charadenweise
Dir zu vertrauen, wie ich heiße
Gebeutst du, Lohnverheißend, mir?
Drey Sylben aus der Fremde kamen,
Zu bilden meinen zarten Namen;
Ihn zu errathen, ist an Dir.
Die Erste wuchs in heißer Zone,
Doch ohne deine Flamme, ohne
Der Quelle siedenden Erguß
Gewährt sie nimmer dir Genuß.
Die letzten wollt' ich dir nicht sagen,
Und doch geschah's; denn ohne sie
Sprech ich zu dir, o Dorchen, nie.
Wirst du noch, wie ich heiße, fragen?

Albrecht.

---

7. Cha=

## 7.

## Räthsel.

Schrecken bring ich überall und Bangen
Ueber die erstaunte Welt,
Und doch bin mit Glanzerfülltem Prangen
Ich gar oftmals aufgestellt.
Man verfolgt mich immerdar mit Röhren,
Aber doch kann Niemand mir
Meinen unbekannten Weg verwehren
Durch ein wunderbar Revier.
Denn oft steh' ich nah' bey Schlang und Drachen,
Es umstrickt mich schöner Frauen Haar.
Manchmal renn ich Löwen in den Rachen,
Und gerathe zu der Hunde Schaar.
Was ich sey hat Niemand noch ergründet,
Ob man gleich es viel versucht,
Zwar den Kern ein Jeder bey mir findet,
Doch noch Niemand kannte meine Frucht.

Th. Hell.

---

## 8.

## Charade.

Wer's Letzte hält, wie sichs gebühret,
Geschickt und ohne Fehl es führet,
Der ist mit Zahlen wohl bekannt
Und hat Verstand.

Wer schwachen, leichtbedrängten Leuten
Das Erste klüglich weiß zu deuten,
Daß die Besorgniß ihnen schwand,
Der hat Verstand.

Doch welcher Hoffnungen drauf gründet,
Wohl gar fest an den Spruch sich bindet,
Den er in meinem Ganzen fand,
Dem fehlt Verstand.

Bachmann.

---

## 9.
## Räthsel.

Lies du von allen Seiten mich,
Doch siehst du stets den trauten Namen!
Vorn grüßt der Sehnsucht Ausruf dich,
Der Sehnsucht Ausruf spricht auch Amen.
Dann setz' ein O noch hinten an,
Und streiche die zwei ersten Zeichen,
So schaust den Genius du dann,
Der mir erschien, die Hand zu reichen,
Der aus dem Jammerthal empor
Auf seinen Armen mich getragen
Und mich geführt in jenes Chor,
Wo ewig alle Herzen schlagen.
Doch stellst du mir ein G voran
Und willst das letzte Zeichen missen,



Und einen, oder mehr, genau,
Und spricht das Urtheil über sie.
Aus mancherley die Zweit' entsteht,
Oft schmücket sie das Zimmer Euch,
Oft auf dem Feld sie schreckend weht,
Oft spuckt sie in der Dichtkunst Reich.
Das Ganze nennt den frommen Mann,
Der wandernd sich kasteit und plagt,
Ihr treffet ihn am besten an,
Wenn ihr Schehezeraden fragt.

S....

---

## 14.
## Charade.

Bist du mir gut? gieb mir ein Zeichen!
„Und welches wünschest du von mir?"
Die erste Sylbe mir zu reichen.
„O nein, die Zweyte geb ich Dir."

Schon gut, zwar thut sie weh, doch halte
Ich nun dich bey dem Ganzen fest,
Das mich, liebst du mit deutschem Sinn das Alte,
Auf deine Treue hoffen läßt.

...r.

---

## 15.

Die Liebe läßt sich nicht erzwingen, —
Das ist von Alters her bekannt;

Doch girrte Karl in Molly's Schlingen,
Obschon sie nichts für ihn empfand:
Mit Ludwig trieb sie ihr Gekose,
Auch er wies ihr den goldnen Ring,
Und saugte Honig aus der Rose
Und flog davon — ein Schmetterling.
Man sieht sie weinen, drauf — erbeben:
Ein großes Unglück nimmt sie wahr.
Bald hätte dies das letzte Paar
Zum Todtenhäuschen hergegeben.
Mit Macht kehrt nun mein Erstes ein,
Es lehret uns geschmeidig seyn,
Und kennt nicht des Gesetzes Schranken,
Hier hilft kein Sinnen, hilft kein Schwanken:
Hier gilt es, sich behend zu fassen!
„Der Falsche soll mein Grab nicht sehn,
„Ich will mich mühen, ihn zu hassen,
„Und froh mit Karl durchs Leben gehn!“ —
Flugs bot sie ihm die Hände beyde,
Dem Schmachtenden, der ohne Arg
Den Thränenthau der reinsten Freude
In ihrem — keuschen Busen barg.
Doch ist, vermählt, er kaum genesen
Vom Rausch der ersten Flitterzeit,
So steht es vor ihm — groß und breit:
Er sey zum Ganzen auserlesen.

Bachmann.

---



## 16.

## Charade.

Mit meiner ersten Sylbe ruft
Ermunterung man ins Herz,
Einst öffnet sie selbst unsre Gruft
Und hebt uns himmelwärts.
Die Andre trennt, doch stützet sie
Auch, was uns decken soll.
Man nennt mit ihr auch da und hie
Wohl den, der toll und voll.
Das Ganze ist der Wirthschaft Tod
Wenn es zu hoch sich hebt,
Doch leidet meistens Hungersnoth
Wer ohne dieses lebt.

Th. Hell.

---

## 17.

## Charade.

Zum Scherze sey dies leichte Spiel der Laune
Euch aufgegeben, klügelt nicht daran,
Noch wetzt zu sehr den Recensenten-Zahn
Und stoßet in die tadelnde Posaune. —
Das Ganze ist ein heitres schönes Städtchen,
Gelegen in dem schönsten Theil der Schweiz,
Berühmt durch Nachbarschaft von einem holden Mädchen
Mit hoher Liebe, sanfter Schwermuth Reiz.

rey Sylben hat der Ort, doch um den Scherz zu mehren,
Sollt ihr französisch nicht, nein deutsch sie einzeln hören,
Obschon nach Willkühr nur jetzt von mir abgetheilt,
Damit im Rathen ihr bedächtig fein verweilt.
Die Erste hört man im Lateinschen gern,
Doch ungern nur in deutschem Worte nennen,
Allein selbst bey den allerklügsten Herrn
Soll sie doch über den Verstand noch gehen können.
Sie wird gehaßt, man steht ihr nach dem Leben,
Und oft kann sie doch nur die schönste Farbe geben.
Das andre Sylbenpaar ist desto mehr geehrt,
Beherrschte mehrmals schon gar große reiche Länder,
Hat aber Armen auch bescheiden angehört,
Und steht als Heilige sogar in dem Kalender.
Habt ihrs errathen? wohl, so nehmet meinen Dank
Daß ihr mich hörtet, und verzeihet diesen Schwank.

R....

---

## 18.

## Charade.

Fünfsylbig.

Den Ersten so wie jedermann
(Ihr mögt fein klug darnach Euch richten,)
Steht wohl der Letzten Kleeblatt an,
Denn, sagt! wer hätte keine Pflichten?
Der eigne Gott spricht keinen frey,
Selbst nicht den Meister jener Zwey.



## 22.

## Charade.

Die beyden Ersten sind nicht immer eben,
Man sieht sie senken sich, und sich erheben,
Voll Blumen und voll Dornen stehn.
Sind sie, was meine Dritte Sylbe saget,
So hütet Euch, daß ihr nicht drauf euch waget,
Wollt ihr nach dem Gebot der Bibel gehn.
Das Ganze soll von manchem Uebel heilen,
Doch wird es nicht geachtet, noch gepflegt,
Weil sonder Schmuck es ist, wie diese Zeilen,
Und keinen fremden Namen trägt.

K.

---

BIBLIOTEKA PODLASKA
174274
Czyt. Książek
w Białymstoku

# Auflösung.

1. Geis.
2. Werkeltag.
3. Kleeblatt.
4. Busenfreund.
5. Geizhals.
6. Theodor.
7. Komet.
8. Traumbuch.
9. Otto.
10. Jauhagel.
11. Spektakelstück.
12. Gotthilf.
13. Derwisch.
14. Handschlag.
15. Nothnagel.
16. Aufwand.
17. Lausanne.
18. Bürgergehorsam.
19. Schaflorbeer.
20. Tagedieb.
21. Andacht.
22. Wegebreit.

174 274

XIX

SL.